Germ.sp.
52 g

<36602178500014
<36602178500014
Bayer. Staatsbibliothek

Germ. sp. 52 f

Skizzen

aus den

Hanse-Städten.

Von

Eduard Beurmann.

Hanau,
Verlag von Friedrich König.
1836.

43 H

Der Verleger nimmt aufgeschnittene oder beschmutzte Exempl[are]
unter keiner Bedingung zurück.

germ. sp. 52 9/1

Beurmann

Skizzen

aus den

Hanse=Städten.

Von

Eduard Beurmann.

Hanau,

Verlag von Friedrich König.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. C. Janda in Gelnhausen.

Einleitung.

Lübeck, Bremen, Hamburg, das Kleeblatt der alten Hansa, die drei Denksteine jenes weit ausgedehnten Bundes, dessen Macht Könige und Völker empfanden, und vor dessen Schiffsflaggen sich die Meere beugten, sie stehen noch rüstig und kräftig auf dem alten Grund und Boden, welchen Bürgersinn und die Festigkeit ihrer republikanischen Regierungen, der deutsche Bundestag und das europäische Gleichgewicht ihnen gesichert haben. Die Hansa ist zerstäubt: der Stahlhof in London und das Hanseatische Haus in Antwerpen sind die einzigen Fragmente des weltgebietenden Vereins, die von der alten Herrlichkeit übrig geblieben. Sie bilden das lockere Band, welches die jetzigen Hansestädte schwach an einander reihet. Indeß die drei Schwestern, mit dem Adler auf einfachem Schilde, dem Schlüssel und den drei Thürmen, sie haben ihre Jungfräulichkeit, durch die Stürme der Zeit getragen, und ihre mächtigen, in die Ebene weit hineinschauenden Thürme, den Wandel und Handel in ihren Mauern, das reiche, üppige Kaufleben in ihren Häfen, Alles deutet an, daß hier eine feste, sichere Hand, während der großen politischen Erdstöße, gewaltet habe, die wenn auch nicht das Ansehen des erloschenen Bundes, doch die innere Kraft auf das Geschwister-Kleeblatt

übertrug. Zeit- und Ortverhältnisse waren der einen Schwester günstiger, als der anderen, und **Lübeck**, einst das Haupt der Hansa, unter dessen Beistand Gustav Wasa die geraubte Krone sich in Stockholm wieder aufs Haupt setzte, und Christiern, den dänischen Usurpator, von dem blutgetränkten schwedischen Throne stieß, hat durch eben diese Verhältnisse am meisten gelitten. Der Marschall Bernadotte, Soult und Murat donnerten ihm am 6. November des Jahres 1806 mit den Kanonen der großen Armee das Schwanenlied entgegen, und die letzten preußischen Ueberreste des blutigen Diners bei Jena verfielen hier, als Desert, den verfolgenden Siegern. **Blücher** sah sich genöthigt, nachdem er Lübeck preisgegeben, ohnweit desselben, im Dorfe Ratekau zu kapituliren, und die Franzosen plünderten die alte ehrwürdige Hansestadt drei Tage hindurch. Späterhin wurde sie zu einer bonne ville des Kaiserreichs gemacht, um, nach dem Falle Napoleons, die Freiheit aus den Händen Karl Johann's, des damaligen schwedischen Kronprinzen, wieder zu erhalten, desselben, der ihren Namen im Jahre 1806 so blutig in die Weltgeschichte eingetragen. Indeß Lübeck hat sich von allen den Unfällen, die es erduldet, nicht wieder erholt. Es scheint dem ruhigen Betrachter eine gefallene Krone, ein zerbrochener Scepter, der einst über Länder und Meere ausgestreckt war, und jetzt zersplittert an den Ufern der Ostsee liegt, von der Treue seiner Bürger, den Zeitverhältnissen und der heiligen Allianz, die sich auf Nikolaus I. und Ferdinand I. vererbt hat, bewacht.

Ich habe sechs Jahre an dem ehrwürdigen Versammlungsplatze des alten Hansabundes verbracht; ich habe **Lübeck** von der Höhe des Marienthurmes betrachtet, und es ist mir Gelegenheit gegeben worden, in die Tiefe seines Herzens zu schauen. Lübecks Bewohner habe ich

erkannt, Lübecks Straßen, die engen, winkeligen, schlecht gepflasterten Straßen habe ich an meinen Füßen und Hühneraugen sechs Jahre hindurch gefühlt; mit Lübecks Bürgermeistern und Senatoren habe ich dann und wann dinirt und soupirt; — Lübecks Kunst und Literatur, welche man in einem Tage bequem überschauen kann, habe ich sechs volle Jahre hindurch, einen Tag, wie alle, vor Augen gehabt und erproben können; Lübecks gastfreundlicher Sinn hat sich sechs Jahre hindurch gegen mich bekundet. Erst kurz vor dem Ausbruch der Cholera daselbst verließ ich die wohnliche, vertrauliche Stadt, die in ihrer jetzt bürgerlichen Bescheidenheit vielleicht mehr mein Herz angesprochen hat, als wenn ich in die Fülle ihres Glanzes und ihrer Hoheit eingeführt worden wäre. Ein des Thrones und der Krone sich begebener Herrscher wird leutseliger und gemüthlicher. Ich denke bei Lübeck stets an den Obristen Gustavsohn. Daß ich nun wenigstens in einem Zeitraume von sechs Jahren Gelegenheit gehabt habe, einen geistigen Standpunkt zur Entwerfung meiner Skizzen der alten Hansestadt aufzufinden, das wird mir wohl nicht bestritten werden können. Die Lübecker mögen entscheiden, ob dieselben naturgetreu sind. Sie werden die einfachsten und dürftigsten seyn; denn Lübeck muß mehr in der Vergangenheit leben. Seine Gegenwart ist an Interessen geknüpft die Haus und Hof beachten, sich nicht über das Weichbild erstrecken und Deutschland theilnahmlos lassen müssen.

In Bremen grüße ich meine Vaterstadt, und von dort tönt das Ammenlied meiner Jugend zu mir herüber, das süßschmeichelnde, und alle Dissonanzen, die hier vielleicht dazwischen schallen, verklingen vor dem mächtigen, markigen, herzerschütternden Gesange vom Vaterlande. Ich habe süße und traurige Stunden in Bremen verlebt, denn Bremen ist eine treue, biedere Stadt, aber

gewaltig intolerant und pietistisch und mystisch. Mallet ist Prediger an der St. Stephanskirche daselbst, und der „Kirchenbote“, der Schiller für einen erbärmlichen Dichter erklärt, wird in Bremen wenigstens so häufig gelesen, daß er noch verlegt werden kann. Ach! dieser mystische Pietismus, dieses ungeheuere seelenfressende Gift, aus einem Gran von Gott und einem Centner Dummheit gebraut, ist das große tragische Leid, welches über Bremen schwebt. Es hält hier schwer, einen Standpunkt aufzufinden, einen genauen, unpartheiischen unvorurtheilsvollen Standpunkt für eine wahrheitgetreue Skizzirung; Bremen ist ein Juste-Milieu zwischen philisteröser Aufklärung und Mystik, und wenn Mallet gegen Schiller predigt, so weiß es die Gegenpartheі schnell zu veranstalten, daß im Theater Tartuffe gegeben wird. Also pufft und stößt man sich von beiden Seiten; die Polizei und Humanität werden dabei in die Enge getrieben und der Sieg bleibt unentschieden, obwohl Herr Lemke, welcher den Tartuffe darstellt, und sich dabei à la Mallet schminkt und gebehrdet, jedesmal nach der Vorstellung von der liberalen Parthei herausgerufen wird. Allein ich habe neunzehn Jahre in Bremen verlebt, bevor ich die Universität besuchte, und ein Jahr als Advokat, nachdem ich von derselben zurückgekehrt war. Ich habe Schulen, Kirchen, Häuser, Straßen, Menschen, Tabacks-Fabriken und Bibliotheken kennen lernen; ich weiß es, wo den Bremern der Schuh drückt; ich habe ihre gute Seite erprobt; ich habe das Fest der Aufklärung mit ihnen gefeiert, als man den Doctoren ihren Herrn in Amtssachen entzog, und Dr. S....., wegen dieser fürchterlichen Kränkung, niederschlagende Pillen einnehmen mußte; Theegesellschaften und Kranzbinden habe ich beigewohnt; Senatoren, Funkel-, nagelneue Senatoren habe ich von der ganzen Bürgerschaft nach dem Rath-

hause begleiten sehen; ich habe die Liberalität jener Neuerwählten erkannt, wenn sie ganze Körbe mit „Kringeln“ aus den Fenstern den Bürgern infimæ plebis zuwerfen ließen, und dieselben sich im Kothe ob der Süßigkeiten aus den Händen ihrer Obern herumbalgten, und die Neuerwählten, mit ihren Amtsbrüdern und ihrer Familie, dem Schauspiele zusahen und sich halb todt, über die Kurzweil im Gassenschmutz lachen wollten. Ich kenne Bremen von Innen und Außen, mit seinem Mysticismus und Liberalismus, mit seinem „Bürgerfreund“ und seinem „Wochenblatt“, mit seinen Pinkeln, seinem Braunkohl, seinen Ciceronen auf den Bürger-Konventen, seinem Wein- und seinem Bleikeller, seinen frommen Stiftungen und seinen angesehenen Familien. Die alte gute Stadt ist mir, wegen mancher ehrenwerthen Eigenschaften ihrer Bewohner, zu lieb, als daß ich ihr zu nahe treten könnte; aber ihre Schattenseite ist mir auch wieder viel zu grauenhaft, als daß ich es über das Herz bringen könnte, derselben auf irgend eine Weise Lichtpunkte abzugewinnen, die gar nicht vorhanden sind. Also ich habe Zeit genug gehabt, mich in einem Bremischen Rundgemälde zurecht zu finden; ich will es versuchen, dasselbe vom rechten Standpunkte aus zu skizziren.

Hamburg habe ich fragmentarisch besucht; acht Tage, vier Wochen habe ich zu verschiedenen Zeiten, in der ersten der Hansestädte zugebracht. Allein diese Streifzüge sind von mir mit Oekonomie benutzt worden; ich habe mir nichts entgehen lassen, was Hamburg bietet, und da ich sechs Jahre in einer Stadt verlebte, die kaum acht Meilen von dem letzteren entfernt ist die, so zu sagen, bei der reicheren Schwester stets antichambrirt und mit beiden Augen wohlgefällig auf die üppige Hamonia blickt, indem sie über Alles, was Luxus, Kunst, Literatur,

Journalistik, Politik betrifft, sich dort Raths erholt, so habe ich selbst die Zwischenzeit zu Hamburger Studien benutzen können. Ich war mit den nöthigen Vorkenntnissen versehen, wenn ich Hamburg besuchte, und fand mich mit leichter Mühe in dem großen labyrinthischen Knäuel des dortigen öffentlichen Lebens zurecht. Tivoli und das Theater in der Steinstraße, der Hamburger Berg und der Jungfernstieg, die Alster- und Elb-Pavillons, Peter Ahrens und Dorgerloh, Marr, der poetische Gastwirth, und Georg Lotz, der „unheilbar erblindete" Herausgeber und Redakteur der „Originalien", Dr. Reinhold, der seine Frau nach ihrem Tode so lieb gewonnen hat, daß er bei jeder Theater-Recension, die er schreibt, auf ihr Grab Blumen der Liebe streut und die Todte gar nicht vergessen kann. Rath Ludewig, der die „literarischen Blätter der Börsenhalle" mit Uebersetzungen versorgt, die schöne Marianne, die zu Eimsbüttel Haus und Hof hielt, das Baumhaus und der mastbewaldete Hafen, das prächtige Krankenhaus und die „kritischen Blätter der Börsenhalle", unter Wurm's früherer Redaction, der „Freischütz", der „Neuigkeitsträger", der „Beobachter" und die Hamburger Censur, die Unpartheilichkeit des „unpartheiischen Correspondenten", die Börsenhalle mit ihrer „Abendzeitung", Wandsbeck, Ottensen, mit Klopstocks und seiner Meta Grab, das begehrende, freudesüchtige Herz Hamburgs, die wohlgeordnete Regierung des Freistaats, die um- und vorsichtige Polizei, die Magnificenzen, Hoch- und Wohlweisheiten des Senats, in ihrer Amtstracht, die Landhäuser und das Hamburger Familienleben bei den Theemaschinen, Schmidt und Lebrun mit der dramatischen Kunst im alten und neuen Stadt-Theater, Dr. Pape und die Nachdruck vollgepfroften Lesefrüchte, ich habe es Alles aus der Ferne und Nähe betrachtet, und wie ich

von dem Michaelisthurme aus das leibhaftige Hamburg erblickte, so mein' ich auch, tief genug in das Innere Hamburgs eingedrungen zu seyn, um es wenigstens skizziren zu können.

Ich sitze in Frankfurt am Main in einem Hinterstübchen der Hochstraße, weltabgeschieden, und lasse die Hansestädte, wie ein wandelndes Bild, an mir vorüberziehen. Mein eigentlicher Standpunkt ist die Erinnerung. Ich will es versuchen, ihr Leben zu geben, treues, wahrhaftiges Leben, daß nichts Träumerisches in dem Bilde erscheint, sondern die reinste Objektivität, und ich gedenke, auch Hamburg das frivole, üppig blühende, geldstolze, egoistische, kaufmännische, aber zugleich bürgerliche, verständige, hier und da mit Literatur und Poesie, ja mit Weisheit und Humanität geschmückte Hamburg mit Wahrheit abzubilden.

Die Hansestädte haben keine positive politische Bedeutsamkeit mehr; allein man hat den Republikanismus in ihnen, wie in Spiritus-Gläsern, aufbewahrt. Er ist todt, aber er sieht frisch und lebendig aus, wie eine vom Torfmoor beschützte Leiche, und in sofern haben die freien Hansestädte wenigstens eine negative politische Bedeutung. Man wußte wirklich nicht, was man mit ihnen beginnen sollte und mit der in ihnen eingeschachtelten Freiheit, und man ließ ihnen das Leben. Der Republikanismus der freien Städte ist so harmloser Art, daß man von ihm nichts zu fürchten hat. Die Bürger der Hansestädte leben in ihrer materiellen Freiheit einen Tag, wie alle, dahin, und betrachten den Senat mit einer heiligen, ehrwürdigen Scheu, wie vielleicht kein Unterthan eines monarchischen Staats seinen Fürsten betrachtet. Der Handel ist in den Hansestädten der Nerv des Lebens, und dieser Handel wird nicht durch Zoll und Accise bedrängt; keiner hat dort über Hindernisse des materiellen

Verkehrs zu klagen, und das bedeutsame: „Ick bin Bremer (Lübecker, Hamborger) Borger“ beweiset zur Genüge, daß der Hanseſtädter ſich wenig um das übrige Deutſchland kümmert. Die öffentliche Ruhe in den Hanseſtädten würde ſchwerlich durch irgend einen revolutionären Geiſt zu ſtören ſeyn; denn kein „Borger“ in ihnen möchte geneigt ſeyn, ſeine Intereſſen einer Revolution zum Opfer zu bringen. Bremen hat ſeinen Tabackshandel und vermittelt die Auswanderungen nach Amerika; Lübeck hat ſeine Dampfſchiffe und ſeinen Oſtſee-Verkehr; Hamburg endlich hat die treffliche Bank, England, Amerika u. ſ. w. Was ſollen ſich die Hanseſtädte viel um Deutſchland bekümmern, welches ſie höchſtens, zum Abſatz ihrer Waaren, bedürfen? Sie machen einen ſo ökonomiſchen, haushälteriſchen Gebrauch von ihrer Freiheit wie ſie ihn nur eben machen können, und der Geiſt ihrer Bürger verſenkt ſich in den Materialismus des Lebens, der ſeine Schulden zahlt und ſeine Güter vermehrt. Die freien Hanseſtädte haben eine negative politiſche Bedeutſamkeit, ſie unterhalten den Welthandel Deutſchlands mit der transatlantiſchen Welt, und beweiſen, daß das Geſetz und die Ordnung der Dinge in unſerem guten Vaterlande da äußerſt wenig zu befürchten haben, wo man Sorge trägt, daß den materiellen Bedürfniſſen des Menſchen auf eine ſolide Weiſe abgeholfen werde.

Lübeckische Skizzen.

Lübecks Lage ist die bescheidenste von der Welt. Die alte, einst so mächtige Hansestadt, die ehemalige Beherrscherin der Ostsee liegt an der Trave und Wakenitz. Der letztere Fluß ist ein Nebenfluß, welcher der Trave zuströmt. Nur diese wirft sich zwei Meilen unterhalb Lübeck, bei Travemünde, an das Mutterherz der Ostsee, nachdem sie tief in Holstein, zwischen Gieselrade und Sarau, ihre Quelle gefunden hat. Sie ist gerade bei Lübeck so breit, daß man bequem mit einem Stein hinüber werfen kann, aber tief genug, um großen Schiffen einen Ankerplatz im Angesichte der Stadt zu bieten. Ein kleiner, untersetzter, kräftiger Fluß schreitet sie ruhigen Sinnes einher; doch war sie vor Zeiten ein David, dem riesigen Flusse Elbe gegenüber. Die Trave sah Lübeck in der Wiege, im Jünglings-, im Mannes-Alter; mächtige Flotten sandte sie aus gen Dänemark und Schweden. An ihren stillen Ufern erblühte die Hansa; sie legte den Grundstein zu der Herrschaft der Letzteren über die Meere. Jetzt schmiegt sie sich sanft und traulich an den entthronten Greis und will mit ihm ausharren bis an das Ende seiner Tage. Die Trave ist, ein treuer Fluß; sie wird, wie jener treue Hund, einst das Grab ihres Herrn bewachen. Ihre Ufer sind von freundlichem Grün, von Forst und Wald umkränzt, und nachdem sie sich lange einfach und demüthig durch sie hingewunden, öffnet sie nun mit einem Male, bei'm Anblick des weiten Oceans mächtig und ausgebreitet ihre Arme und sinkt an

das Mutterherz der alten Ostsee, der sie die Liebste ist, von allen Töchtern und Söhnen.

Eduard Duller schrieb eine Ballade: „die Krone des Elends“ und Wyttenbach, ein Maler aus Trier, der jetzt in München ist, zeigte mir, nachdem wir im Gasthofe zum „Schwan“ in Frankfurt, durch ein Paar Flaschen Nierensteiner in eine lyrische Stimmung versetzt worden waren, eine Skizze zu dem Gedichte. Ein König, die Krone auf dem Haupte, zu seiner Seite zwei weinende Töchter, sitzt in lear'scher Verzweiflung in einer Felsengrotte, ein greiser König, ein gram- und schmerzvoller. So sieht Lübeck für denjenigen von Außen aus, der Poesie hat. Die mächtige Hansa, der alte Bröms, Gustav Wasa, der Lübeck'sche Schöffenstuhl, das Lübeck'sche Stadtrecht, die Lübeck'sche Flotte, das gewaltige weltumfassende Lübeck; und jetzt das Lübeck mit aller seiner steinernen Herrlichkeit, mit seiner prachtvollen Marienkirche, mit dem Rathhause und dem Hansasaal, dem beschnittenen Handel, den russischen Dampfböten, die Petersburg und Lübeck verbinden, dem weitberühmten Schweinsbraten, der Dorschsauce, dem Travemünder Seebade und dem Ober-Appellations-Gerichte der vier freien Städte Deutschlands. Und doch ist Lübeck eine königliche Stadt. Die Thürme der Marienkirche, die weit in das Land hineinlugenden, sie scheinen mir das weiße, gespenstige Lockenhaar des alten trauernden Lear, der seine Kinder, sein Hamburg, sein Bremen mächtig gemacht, den seine Kinder verstoßen. Was wäre jetzt Lübeck, ohne die „Alexandra“ und den „Nicolai“, die beiden mächtigen Dampfböte, die so viel Leben bringen in die freie Hansestadt, so viel russisches Blut zu den Herzen ihrer Kaufleute, so viele Excellenzen, Grafen und Barone, so viel Gold! — Das „Hotel dü Nord“, der schönste Gasthof in Lübeck, verdankt der Dampfschiff-

fahrt sein Daseyn, und ohne Petersburg würde Lübeck nur Lübeck seyn. Einsamtrauernd steht es freilich noch immer auf dem alten Fleck, von welchem aus es Ländern Gesetze vorschrieb und Könige zittern machte; indeß der Heiligenschein ist von seinem Haupte gewichen, es ist alt geworden und schwächer, so schwach, daß es Gott dankt, sein Leben zu fristen. Mit dem einen Auge blickt es vertrauungsvoll auf Rußland, mit dem andern eben so vertrauungsvoll auf Schweden, und der stolze Adler in Lübecks Wappen, der von einem deutschen Kaiser herrührt, er kann sich nie und nimmermehr zu kaiserlichem Fluge erheben. Bei dem Allen ist es über seinem Schmerze von Neuem Frühling geworden, und ein freundliches, geselliges, einfach-herzliches Blumenleben ist über das Grabmonument der Hansa emporgeblüht. Die Denksteine der alten Herrlichkeit sind verwittert, mit Moos bekleidet, aber das Epheu der Erinnerung hält sie umschlungen. Lübeck, das alte prächtige Stammschloß des Hansabundes, ist eine sommerliche Villa geworden. Die Bewohner dieser Villa halten sie lieb, als wohnliche Wohnung, mit einem herrlichen Antikensaal erhebender Erinnerungen.

Lübeck liegt reizend, nicht romantisch, nicht klassisch, aber Holsteinisch. Und das will viel sagen. Holstein mit seinen grün bewachsenen Hügeln und seinen süßen, wollüstigen See'n, mit seinen üppigen, reichen Landgütern, mit seinem heiteren blauen Himmel, seiner Ost- und Nordsee- gereinigten Luft, ist ein Stück nordischer Schweiz, ein Frühlings-Sonett in der großen, öden Prosa des Haide und Moor umhüllten Nordens. Lübeck ist die Schwelle zu den schönsten Parthien Holsteins, und seine Umgebung trägt bereits die Holsteinischen Farben; das freundliche Grün der Buchen-, Tannen- und Eichengehölze ringsum lächelt Einem hier von allen Seiten entgegen, und die Natur um Lübeck bietet gewissermaßen

das Vorspiel der pittoresken Einfachheit Holsteins, in welcher sich Hügel und Thal, Forst und See die Hand bieten, und die in derselben sanften Harmonie dem physischen Auge entgegentritt, in welcher eine Göthe'sche Dichtung sich dem geistigen Auge zeigt. Nirgends ist hier Erhabenheit, aber allenthalben Poesie.

Aus weiter Ferne erblickt man bereits die hohen Thurmspitzen Lübecks. Die Domkirche, die Marienkirche, die Jacobikirche winken Einem den Bewillkommnungsgruß zu, bald dicht an einander gedrängt, bald in weiter Reihe sich den Blicken darbietend, je nachdem man einen verschiedenen Standpunkt einnimmt. Lübeck hat keine Vorstädte; es liegt in Garten-Anlagen versteckt, und ob man das Mühlenthor, das Burgthor, das Holsteinthor betritt, es ist nur ein Schritt aus dem Grün der Umgebungen in die alten unregelmäßigen Straßen, die halb gothisch-düster, halb modern-freundlich dastehen. Lübeck liegt auf einem Hügel, der sich östlich zur Wakenitz, westlich zur Trave hinabsenkt, und seine Umgebung ist eben, ohne flach zu seyn. Hügel, mit Wiesengrün bekleidet, mit Forst und Wald gekrönt, bieten das bunte Mancherlei der Natur, dessen Charakter ich oben angedeutet habe.

Das Herz- und Rippen-Zermalmendste in der Welt ist unstreitig der Weg von Hamburg nach Lübeck. Die beiden Schwestern möchten sich gerne die Hand bieten, aber die dänische Regierung, die für Kiel fürchtet, hat einen entsetzlichen Steindamm zwischen beide Städte gelegt, der, wie ein kleines, künstlich zusammen getragenes Felsen-Meer, sich dem Auge darbietet und nur von Reisenden, die sich eines festen Körperbaues erfreuen, befahren werden kann. Diese Straße macht sich wie ein neckischer Kobold, über die deutsche Einheit lustig, die sich hier in Holstein, Lübeck und Hamburg spaltet und es

nicht einmal bis zu einer fahrbaren Straße bringen kann. Die dänische Regierung läßt sich überdieß noch Weggeld für die Felsenmasse zahlen, für diesen steinigten Hohn, mit welchem sie Lübeck anlacht.

Den schönsten Anblick der alten Hansestadt gewährt der Standpunkt in Marly, einem der Stadt zugehörigen Gute, jenseits der Wakenitz. Die Stadt liegt in ihrer ganzen Ausdehnung vor Einem ausgebreitet, und ihr gothisches Antlitz mit den Thürmen der Marienkirche, die schlank und stolz zum Himmel streben, mit dem alten Rathhause, mit der Petri=, der Jacobi=, der Katharinenkirche und den Steinmassen der Königsstraße, tritt deutlich hervor und bildet jene düstere, stolze Abgeschlossenheit, die so malerisch mit der freundlichen, lächelnden Natur ringsum kontrastirt. Lübeck spiegelt sich von dieser Seite in der ruhigen, bedächtigen Wakenitz, die harmlos und friedlich der Trave zufließt, sich mit ihr am westlichen Ufer vereinend, nachdem man ihr am Burgthore den Zutritt zu der Schwester versperrt hat, und sie sich das neue Bett, dicht an der Stadt, hat gründen müssen.

Im Süden der Stadt liegt das Mühlenthor. Es wurde erbauet, nachdem Carl IV, im Jahre 1375, die Stadt besucht hatte. Bis dahin befand sich nämlich der Eingang in dieselbe weiter links. Angeblich ihm zu Ehren daß kein menschlicher Fuß die Stadt an der Stelle betreten solle, wo der Schöpfer der goldenen Bulle seinen Einzug gehalten, vermauerte man das frühere Thor. Unweit desselben, im Osten, liegt das Hüxterthor. Diesem gegenüber, an der Westseite der Stadt, liegt das Holsteinthor, jenseits der Trave, über welche eine schmale steinerne Brücke zu dem Letzteren führt. Es erprangt in seiner ursprünglichen, alten Festigkeit mit hohen Giebeln, dicken Thürmen und starken Mauern. An der westlichen Seite des Thors, das, wie ein mächtiger Koloß, seltsam gegen

die friedfertigen Mienen Lübecks absticht, gewahrt man die Inschrift: Concordia domi et fovis pax sane res est omnium pulcherrima. Das Holsteinthor ist aus der Frühzeit Lübecks in die jetzige moderne freie Hansestadt mit hinübergeschritten. Es sieht wie eine Charakter=Skizze des alten Hauptes der Hansa aus, welches fest und kräftig, wie das Thor gen Holstein, umherblickte. Die lateinische Inschrift hat an Werth verloren, seitdem Lübeck keine Wahl mehr zwischen Krieg und Frieden hat. „Concordia domi.“ — Die Lübecker sind einträchtige, fromme Leute geworden, die sich unter einander Nichts zu Leide thun und auf ihren Dorsch= und Schweinebraten stolz sind. Eine Revolution ist hier nicht zu fürchten. „Fovis pax.“ Lübeck lebt mit der ganzen Welt im Frieden, es muß mit der ganzen Welt im Frieden leben; denn seine Zeit ist vorüber: seine Flotte ist vernichtet, sein Ostsee=Ansehen ist dahin, seine Brömse schlafen, und nur der alte Koller von Gustav Wasa, in der Katharinen=Bibliothek, erinnert Einem daran, daß Lübeck einst eine entscheidende Stimme in der europäischen Politik hatte. Großer Gott! wie sich die Zeiten ändern. Borchers redigirt jetzt die „Lübeckischen Anzeigen.“ Ueber ihnen schwebt der kaiserliche Adler, in ihnen wird über Käse und Sardellen, über Kaviar und Bratwürste verhandelt. Das ist das einzige Blatt, welches in Lübeck erscheint. Statt Lübeckischer Annalen hat man Lübeckische Anzeigen. Nicht einmal eine kriegerische, gefährliche Journalistik treibt hier ihr Wesen. Borchers macht der Censur Nichts zu schaffen.

Im Norden der Stadt liegt das Burgthor, welches von der Burg seinen Namen hat, die die Dänen, am Ende des zwölften Jahrhunderts, dort erbauten, die aber bereits im Jahre 1226 von den freien Lübeckern, denselben, die Waldemar dem Sieger auf der Ebene von

Bornhövd, am Marien-Magdalenentage, mit blutiger Schrift die Achtung für ihre reichsstädtische Freiheit vorschrieben, zerstört wurde. Es führt nach Mecklenburg und der Ostsee, nach Pommern, nach Rügen.

Was mir am meisten an Lübeck gefällt, ist das, daß es ohne Vorstädte ist. Frei und stattlich hat es sich in die Ebene gestellt, unbeengt, ohne Antichambres und Neben-Appartements, steht es da, eine gedrängte Häusermasse, die da, wo der Rücken des Hügels, auf welchem es gebaut ist, sich befindet, um so stattlicher hervorragt. Die pyramidenförmigen Thürme von Marien- und die der Petri- und Jacobikirche, wie des alten bischöflichen Doms, geben der Stadt ein großartiges Ansehen, ein ehrwürdiges. Nun ich sagte ja schon, sie ist eine gefallene Krone aber noch immer eine Krone, die sich bei Peter dem Großen bedanken kann, daß er die Stadt an der Newa gegründet hat, die der alten Hansestadt so nützlich ist und ihr das Thor erschließt nach Rußland. — An die westliche Stadt zieht sich vom Burg- bis zum Mühlenthor der Wall, ein anmuthiger Spaziergang in den verschiedenartigsten Baumanlagen. An der einen Seite desselben, der hochgelegen, eine Fernaussicht gestattet, erblickt man die Stadt, mit ihrer bunten Häusermasse und ihren Thürmen, und vom Holstein- bis zum Burgthore insonderheit den Theil der Trave der zum Hafen eingerichtet ist, und der in jener bunten Geschäftigkeit, die das Gepräge einer mittelmäßigen Handelsstadt abgiebt, sich dem Auge enthüllt; an die andere Seite des Walls, die hier durch den sogenannten Stadtgraben begränzt wird, reiht sich die Umgebung in ihrem einfachen, gemüthlichen Holsteinischen Tone.

Lübecks Inneres ist eine Zusammensetzung der Modernität mit der Bauart früherer Jahrhunderte, ein Mancherlei aus der Zeit gothischer Kunst, aus der Zeit der

gemischten Bauart, der Unregelmäßigkeit und Bequemlichkeit und endlich aus unserer modigen, eleganten, fashionablen Periode. Die Bauten früherer Jahrhunderte, mit ihren der Straße zugewendeten Giebeln, solid und einfach, gleichen auf ein Haar den alten reichsstädtischen Patriciern in ihrer steifen Amtstracht, wie sie so häufig in den Kirchengemälden Lübecks vorkommen, im Vorgrunde derselben knieend, mit gefalteten Händen, von ihrer ganzen männlichen Nachkommenschaft umgeben, die in derselben Stellung verharrt und mit dem Vater die Blicke entweder ängstlich nach der Schädelstätte im Hintergrunde, oder nach der heiligen Jungfrau, oder nach irgend sonst etwas Heiligem wendet. Jene Bauten treten Einem in allen Stadttheilen entgegen und zeugen für die Einfachheit der alten Reichs- und Hansestadt, die am wenigsten unter allen ihren Schwestern von der Neuerungssucht gelitten hat. Zwischen ihnen erheben sich Häuser, die nach der Mode gerungen haben, ohne die alte Amtstracht aufzugeben. Es ist in ihnen eine Mischung von Altem und Neuem, und man sieht es ihnen an, der Erbauer hat die innere Bequemlichkeit, den großen Hausflur und den freundlichen Erker nicht der schlanken Taille der Moderniät opfern wollen. Sie gleichen den Schönen, in der reifröckigen steifen Kleidung früherer Zeit mit modernen Schwals, mit Hauben von Paris und Federhüten, aber ihr Fuß trägt den Schuh mit hohen Absätzen. Andere Häuser, und deren giebt es wenige, treten in der eleganten Kleidung unseres Jahrhunderts, en chapeau bas und escarpins auf und sehen recht vornehm auf die alte ehrenfeste Zeit, rings um sie herum, hernieder. Lübeck liegt so ziemlich am Ende der Mode; sie hat sich nur hin und wieder hieher verloren, und einige Angesehene, welche über Hamburg, das Eldorado der Lübecker hinausgekommen sind und die Taunus-Bäder

und Italien besucht haben, haben ihr in ihren Gebäuden Altäre errichtet. So liegt z. B. am Paradeplatz sogar eine portugiesische Villa, die ohne stolzen Baues zu seyn, durch ihre einfache Anmuth grellend kontrastirt, mit der steinernen steifen Bequemlichkeit ihrer Umgebung.

Es giebt keine Stadt in Deutschland, in welcher der alte reichsstädtische Charakter, der, nächst Gott, Haus und Hof verehrte und auf die Familie hielt, so scharf in den Gebäuden ausgeprägt ist, wie in Lübeck. Die Ehrfurcht vor der Kirche spricht sich in der ehrwürdigen, reichen Pracht aus, mit welcher man dieselbe umhangen hat, und die von den Altären und Wänden der Tempel herniederglänzt, von den schlanken, stolzen Thürmen herab weit in das Land hineinschaut; der Sinn für Häuslichkeit und Familienleben aber, wie die bürgerliche Tugend, die Lübeck einst so mächtig machte, wird durch die schmucklosen, bequemlichen Gebäude angedeutet, aus welchen die Stadt zusammengesetzt ist. Schwerlich wird sich dieselbe jemals zur Eleganz erheben. Wer ein altes Gebäude niederreißt, darf, nach dem Gesetz, ein neues in derselben unregelmäßigen Weise des frühern wieder errichten, und somit werden die Erker und alle jene alterthümlichen Behaglichkeiten der Häuser wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen.

Bis zum Jahre 1834 wurden sogar noch alle Leichen innerhalb der Stadt beerdigt, in den Kirchen, auf den Kirchhöfen. Man konnte es nicht über's Herz bringen, die Todten zu verstoßen. Erst mit dem Ausbruch der Cholera, die mit furchtbarer Wuth in der alten freien Hansestadt hausete, besann man sich eines Besseren und emancipirte die Leichen nach dem neuerrichteten Begräbnißplatz vor dem Burgthore.

Früherhin war Lübeck in seinem ganzen Umfange mit einer Mauer umgeben, die, in ihren Ruinen nah an

der, der Wakenitz zugewendeten Stadtseite steht, und an der Trave hie und da Fragmente sehen läßt. Selbst wo es öffentliche Bauten betrifft, geht man schrittweise zu Werke, und so tritt denn von allen Seiten das Mittelalterliche neben der Modernität vor unsere Blicke. Ein Beweis, daß Lübeck am Alten hängt; wo es aber Reformen vornehmen will, mag ihm der Geldmangel hinderlich seyn; denn es wird sich wahrscheinlich nie von den 1806 erlittenen Unfällen erholen.

Die Straßen Lübecks sind krumm und winkelich, man sieht es ihnen an, sie sind, nach dem Bedürfniß der Einwohner, nach und nach entstanden und in den Tag hinein angelegt worden, ohne Berücksichtigung eines Bauplans. Die Länge der Stadt vom Mühlen- bis zum Burgthor, beträgt ungefähr eine halbe Stunde; ihre Breite, von der Trave bis zur Wakenitz, erstreckt sich nicht über eine kleine Viertelstunde. In diesem Raume sind die Straßen zusammengeschachtelt, unter denen die vorzüglicheren die Königs-, Breite- Mühlen- und Burgstraße sind, und die da, wo sie sich von dem Rücken des Hügels, auf welchem Lübeck liegt, zur Trave abwärts senken, den seltsamen Namen „Gruben" erhalten. Oeffentliche Plätze von Bedeutung hat Lübeck nicht aufzuweisen, haushälterisch hat man den ganzen Raum mit Gebäuden bepflanzt, unter welchen sich sogar hie und da unterirdische Wohnungen befinden, sogenannte „Keller", die von der ärmeren Volksklasse benutzt werden. Man sollte es nicht für möglich halten, daß hier Menschen ausdauern könnten — fünf bis sechs Fuß unter der Erde, von Feuchtigkeit und Moder umgeben. Und doch hört man nicht über große Sterblichkeit und Krankheiten klagen. Die menschliche Natur kann sich an Vieles gewöhnen; die Keller-Bewohner leben glücklich und in sich zufrieden, sie haben wenig Bedürfnisse und ihr

Körper wird durch Brandtwein der im Norden ein Präservativmittel des niedern Volkes gegen Alles ist, gegen die Einflüsse der Feuchtigkeit gesichert. Ueber ihren Häuptern ist Alles vornehm und salonartig; ihre Miethsherren geben Diners und Soupers, und sie kriechen ärmlich durch's Leben hin, während desselben schon mit einem Fuß im Grabe stehend. In der That die Leute infimæ plebis in den freien Hansestädten (denn Lübeck hat in dieser Hinsicht vor den beiden Schwestern Nichts voraus) haben wirklich die wahre Packeselnatur; sie wissen daß es Herren und Knechte geben muß und sehnen sich selten nach einem höheren Standpunkt, den ihnen das Schicksal einmal versagt hat. Der Materialismus ist der Wendepunkt ihres Lebens, und sie glauben an die Kümmelflasche so fest, wie an den Senat, an die Kirche, an den Staat. So lange man ihnen nicht jene geistige Quelle entzieht, die ihnen Trost und Stärkung in allem ihren irrdischen Trübsal gewährt, so lange wird man nichts von ihnen zu fürchten haben und kann sich auf ihre Treue verlassen. Sie werden noch lange Zeit in den „Kellern" aushalten —, in den kleinen engen „Gängen", (geschlossene Häuserreihen mit Eingängen) wenn auch im übrigen Deutschland das Gleichheitsprincip, in Betreff der äußeren Lebensverhältnisse, schon Wurzel gefaßt hat. Es wohnt dem niederen Volke in den freien Hansestädten eine geistige Indolenz und eine Ehrfurcht vor der Standes Verschiedenheit in, die man schwerlich sonst irgendwo antreffen wird, die aber eben die äußere Ordnung in diesen kleinen Republiken feststellt und sie ungefährlich macht, für die große europäische Todtenstille, die man auf alle Weise zu erhalten sucht, und die man so fälschlich „Frieden" benennt. O! es ist in den Lübecker, Bremer und Hamburger „Kellern" ein Friede, wie im Grabe, und wenn diese Menschengestalten Mor-

gens aus ihrem Dachsbau hervorkriechen und an die Arbeit gehen, es ist ihnen mit Frakturschrift an die Stirn geschrieben: „du sollst dein Brod im Schweiße deines Angesichts verdienen“, und man glaubt es ihnen auf ihr ehrliches Angesicht, daß sie nicht über diese göttliche Bestimmung hinaus können. Brod! Brod! ihr ganzes Streben geht dahin, sich durch das Leben zu arbeiten und den Hunger abzuwehren.

Der „Kaufberg“, der „Paradeplatz“ und der „Markt“ sind jene Stadttheile, die man mit dem Namen: öffentliche Plätze belegt hat. Von dem Markt laß ich es gelten, er ist ansehnlich und ein ziemlich regelmäßiges Viereck, nur von kleinen unbedeutenden Gebäuden umgeben, die nicht mit seiner imposanten Größe harmoniren, und von den Hauptstraßen durch kleine, enge Gäßchen getrennt, die nicht vermuthen lassen, daß sie zu dem ersten Platze der Stadt führen. Ein Theil der Rückseite des Rathhauses, zu welchem der Haupt-Eingang in der breiten Straße ist, die Börse und der Weinkeller, welcher mit seinen ausgedehnten Gewölben unter dem Rathhause liegt, sind hier bemerkenswerth. Der Markt selbst wird benutzt zum Gemüse-, zum Fisch- und Fleisch-Verkauf, welche Lebensmittel denn auch mit ihren ambrosischen Düften die Lüfte schwängern und diesen Platz eben nicht als den anziehendsten hinstellen. Der Paradeplatz ist nicht viel mehr als eine breite Straße, und der Kaufberg ist ein ziemlich regelmäßiges, aber sehr schlecht gepflastertes Viereck in der Nähe der Jacobikirche, im nördlichen Stadttheile, welches als Getraide- und Obstmarkt benutzt wird.

Das Straßenpflaster Lübecks sucht wirklich seines Gleichen in Deutschland; es ist eine etwas zartere Fortsetzung der Straße zwischen Hamburg und Lübeck und an einzelnen Stellen so holprig, daß man Abends, wenn Mond-

schein im Kalender angegeben, keine Laternen brennen und der Himmel mit Wolken umzogen ist, nur mit Gefahr des Bein-, wenn auch nicht des Halsbrechens einzelne Stadttheile durchwandern kann. Die Fischergrube und mehre andere Gruben mit unzählichen Grüben und Grübchen in ihrem massiven Straßenpflaster bieten in dieser Hinsicht ein Bild der Vollendung. Hühneräugige können hier zur Raserei gebracht werden. Man scheint die Gebrechlichkeit der Straßen als eine Antiquität in Ehren zu halten, der man bei Leibe nicht abhelfen dürfe. Es liegt etwas Ehrwürdiges, Alterthümliches in diesen spitzen, felsigen Steinen, in diesen Löchern, welche einzelnen Straßen den Anschein eines Siebes geben. Wann dieselben zum Letztenmale gepflastert sind? ich weiß es nicht, aber ein halbes Menschenalter mögen sie leichtlich auf dem Rücken tragen. Man traut in Lübeck den Steinen eine größere Kraft zu, als sie von Natur besitzen, und die Humanität, die man sonst den Lübeckern nicht absprechen kann, weicht, in Betreff des Straßenpflasters, einer Hartherzigkeit, an welcher keine Stadt Lübeck gleich kömmt, fragt man mich, wodurch sich das alte Lübeck auszeichne? Ich werde antworten: durch das lübeckische Stadtrecht, durch Alexander von Soltwedel, durch Nikolaus Bröms, durch seine Kirchen, durch den Hansatag u. s. w. Aber wodurch zeichnet sich das neue Lübeck aus? Großer Gott! ich muß hier wahrhaftig vor allen anderen Dingen jene Umsicht anführen mit welcher man, Seitens der Regierung, für das Schuster-Handwerk sorgt. Nur die Königsstraße hat ein aufgeklärteres, toleranteres, Steinpflaster aufzuweisen, das auf die Grundsätze der Nächstenliebe basirt ist.

Die Stadt ist in vier Theile (Quartiere) getheilt, von welchen zwei der nördlichen, zwei der südlichen Hälfte der Stadt angehören. Die erstere besteht aus dem Jacobi-

Quartier im Osten, und aus dem Marien=Magdalenen=Quartier im Westen; die letztere aus dem Johannis=Quartier im Osten und aus dem Marien=Quartier im Westen. Die Mitte der Stadt, wo die Meng= und Johannisstraße durch die Breitestraße gekreuzt werden, ist der Concentrationspunkt aller vier Quartiere. Diese Eintheilung ist rein=städtisch. Rücksichtlich der kirchlichen Eintheilung hat man fünf Kirchspiele, nach den Haupt= und Pfarrkirchen: Jacobi=Kirchspiel im Norden, Marien=Kirchspiel im Centrum der Stadt, Petri=, Aegidien, und Dom=Kirchspiel im Norden.

Die Atmosphäre im Innern der Stadt hat Nichts von jenen stickartigen Bestandtheilen aufzuweisen, mit welchen so häufig die Luft größerer Städte geschwängert ist. Frei und unbeengt, wie Lübeck liegt, ist es allenthalben dem Luftzuge Preis gegeben, der hier nicht durch Vorstädte abgewehrt wird und ungehindert Einlaß erhält. In Lübeck athmet man holsteinische Reinheit, jene ländliche Luft, die so erquicklich, wie kräftigend auf den Körper einwirkt und viel dazu beitragen mochte, die Ausdünstungen der Begräbnißplätze im Innern der Stadt unschädlich zu machen. Vor vielen Häusern erheben sich Lindenbäume, sich zu freundlichen Bekränzungen um die alten einfachen Steingemäuer bildend und dem Ganzen das heitere, gemüthliche Ansehen verleihend, welches dem düsteren, gothischen Ausdruck der Stadt das nöthige Licht für unsere protestantischen Augen giebt. Lübeck hat in seinem Aeußeren ächt=lutherisches Gepräge, jenen herzlichen Farbenton der Aufklärung, welche die Bilder nicht aus den Kirchen verbannte. Bremen dagegen hat ein ächt=kalvinistisches Ansehen, das weniger zum Herzen spricht, sondern kaltverständige Worte redet und die inneren Kirchenwände nackt und kahl hingestellt hat. Lübeck sieht gemüthlich aus; Bremen steif, beinahe

herrenhutisch, oder gar quäkerartig, denn der Kalvinismus spielt hier in alle Abarten über. **Lübeck** hat, wie gesagt, einen holsteinischen Charakter; **Bremen** hat durchaus holländische Reinlichkeit, neben holländischem Pflegma und holländischer List in seinem äußeren Wesen. Natürlich trägt sich der Charakter der Bewohner einer Stadt auf die Stadt selbst über. Man führe einen Fremden, der Nichts von der herrschenden Kirche in Lübeck weiß, dort umher, er wird zweifelsohne die Stadt für Luthern ergeben erklären, wenn er nur das Innere der Kirchen in Augenschein nimmt, und die Gemüthlichkeit der Häuser betrachtet; aber Bremen steht so starr und gescheuert, so nebelig und bigott da, daß man es ihm zur Genüge ansieht: hier walte der Rigorismus der kalvinistischen Lehre, welcher aller Poesie den Tod geschworen hat. **Hamburg** ist eine Weltstadt und trägt das Gepräge derselben. Man sieht es, der Handel von Amerika und Europa, der im Angesichte der Stadt seine Flaggen entfaltet, hat hier das Eigenthümliche des reichsstädtischen Wesens sowohl, wie das der herrschenden Kirche verwischt. Hamburg hat durch ihn jenes buntfarbene Antlitz erhalten, in welchem sich London und Amsterdam, Spanien und die vereinigten Staaten, Mexiko und sogar der Orient vereinen. Der Materialismus spiegelt sich hier in Allem.

Die **Kirchen** — in sie hat sich der Reichthum der alten Hansestadt geflüchtet, sie stehen als Denkmäler der ehemaligen Pracht jener da, als stattliche Greisgestalten, die sich wunderbar zwischen der Dürftigkeit, ringsum sie, ausnehmen. Aus der Blüthe der Hansa sind sie in die jetzige Krämerzeit herübergeschritten, in die kleinliche Zeit, die das tägliche Brod vor Augen hat, und Lübeck als ein verkümmertes Rom hinstellt, das sich ängstlich an das baltische Meer anklammert und demüthige Blicke wirft auf den Beherrscher aller Reußen.

*

Die Zeit des fromm=religiösen Eifers ist theilweise durch die Reformation hinweggeschwemmt worden, theilweise durch den kleinlichen Egoismus, der durch die Umgestaltung der Dinge hervorgerufen worden ist. Lübecks Einwohner konnten in früherer Zeit mehr an den lieben Gott denken; denn sie hatten vollauf zu leben, sie gaben von ihrem Ueberflusse an die Kirchen, und ließen sich dafür auf den Kirchen=Gemälden, im Vorgrunde derselben, im Portrait anbringen, knieend, mit gefalteten Händen, mit frommen, inbrünstigen, ablaßvertrauenden Mienen. Ihre Religiosität wurde nicht durch Nahrungssorgen beeinträchtigt; ihr Egoismus hatte großartige Interessen zum Gegenstande, sie konnten an der Weltgeschichte mit zimmern helfen. Jetzt sind sie auf das Haus beschränkt, auf die Familie; auf das Auskommen sind ihre Blicke gerichtet, und es dankt ihnen Keiner, wenn sie der Kirche eine größere Aufmerksamkeit widmen, als die Gesetze für dieselbe in Anspruch nehmen. Die reichen Handelsherren der alten Hansestadt lassen Dampfschiffe auf Aktien erbauen, aber an die Kirche geben sie höchstens den Schilling der Wohlanständigkeit; großartige Denkmäler der Oeffentlichkeit kann Lübeck nicht stiften. Und doch hat man nicht sowohl aus patriotischer als vielmehr aus socialer Begeisterung einem Fleischer, der von den Franzosen füsilirt wurde, ein Monument am Mühlenthore errichtet, das wenigstens den guten Willen der Lübecker bekundet, ihre in der letzteren Zeit so inhaltlos gewordene Geschichte um ein Blatt zu vermehren. Der Arme hatte voreilige Urtheile gegen den Usurpator ausgesprochen, oder vielleicht nur auf der Straße geplaudert — was damals verboten war — und man verfuhr mit ihm, nach Standrecht. Von Aufopferung war hier keine Rede, aber Lübeck, statt ihn zu bedauern, nahm die Poesie zu Hülfe und gab dem Manne,

durch Errichtung eines Denkmals, einen Anstrich von Patriotismus nicht nur, sondern sogar von Heroismus. Es ist das nur ein Beweis der gemüthlichen Denkungsart der Lübecker, die sich für Alles, was Haus und Hof und Familie angeht, interessirt. Daß der Mann gezwungen in den Tod ging, das eben machte ihn ihnen interessant und sie stellten ihn so hoch, wie Alexander von Soltwedel, der das Lübeck'sche Banner in der Schlacht bei Bornhövd trug und von dem man sagt, daß er in der Mühlenstraße gewohnt habe. Die Lübecker sind an die kleinlichen Lebens-Interessen gekettet, und was diese berührt muß sie mehr ansprechen, als alle Großartigkeit der Welt. Bei dem Allen, inmitten des ärmlichen Treibens, in welches sie die Verhältnisse geschleudert haben, haben sie sich mehr zur Humanität emporgerungen, als die Bremer. Dieselbe kann sich, der Lage der Sache nach, freilich nicht über das Haus und den Nachbar erstrecken, aber sie tritt hier kräftig auf, wie ein Ifflandscher Familienvater, einfach und herzlich, im philisterösen Gewande. Sie schafft wirklich viel Gutes.

Die Marienkirche. Dieselbe liegt in der Mitte der Stadt, auf dem Rücken des Hügels, der Lübeck als Basis dient, und ist eines der schönsten Denkmäler gothischer Baukunst. In dem einfachsten Style dieser kann man sie, was die äußere Ausschmückung betrifft, weder mit dem Kölner Dom, noch mit dem zu Straßburg, noch endlich mit der Stephanskirche in Wien vergleichen, die insgesammt eine künstlerisch-glänzendere, wenn auch schwerlich poetischere Außenseite bieten; indeß was die Grandiosität, die kirchliche Majestät angeht, da möchte sie nicht leicht einer deutschen Kirche weichen. Ihr Gewand ist ächt-klösterlich, aus Backsteinen bestehend; ihre Form, ist die des Kreuzes, mit kurzen Armen, ihre Taille ist schlank gewölbt, ihr Wuchs groß und hehr, und ihre

beiden riesigen Thürme steigen so zart und behend in die Wolken empor, wie die christliche Religion zum Himmel, obschon mehr protestantisch gerade, als katholisch-geschlängelt sich zum Lichte erhebend. Unnennbare Anmuth ist über das mächtige, schlanke in allen seinen Verhältnissen symmetrisch geordnete Gebäude ergossen. Die Jungfräulichkeit des Katholicismus, die Keuschheit und Reinheit seines Wesens, die die Klöster hervorrief und Mariens Niederkunft so dichterisch hinstellte, spiegelt sich in dieser Kirche, die wie die heilige Jungfrau, der sie gewidmet, in einfacher religiöser Glorie vor unsere Blicke tritt und mit eindringlichen Worten an die Zeit jener fromm-poetischen Schwärmerei mahnt, die die Menschheit im himmlischen Abendrothschein dahin leben ließ, auf dem Ocean der Gefühle, welche bald, orkangepeitscht, sich zum Fanatismus erhoben, bald mild und sanft einherflutheten, wie die Sphärengesänge der sixtinischen Kapelle, welche Rom von Neuem zur Beherrscherin der Welt erhoben, Petrus von Amiens so mächtig machten, und Gottfried von Bouillon über Blut und Leichen zum Thron von Jerusalem trugen; welche Poesie und Kunst auf den Zenith der Romantik führten, und Tetzeln zum Stellvertreter Gottes machten.

Schon von Außen läßt sich das hohe Mittelgewölbe der Kirche unterscheiden. Es ragt mit seinen Fenstern hehr und stolz über die Seitengänge hervor, und wird, selbst aus weiter Ferne, den Augen bemerkbar. Am besten übersieht man das Gebäude von Marly aus; in der Nähe wird es von mancherlei Anhängseln beengt. Das Dach ist mit Kupfer belegt und wird durch freistehende Bogen gestützt, die, besonders am östlichen Ende angebracht sind. Den westlichen Theil der Kirche begränzen die beiden oben erwähnten Thürme, davon einer das herrliche Geläute der mächtigen großen Glocken enthält.

In der Mitte des Dachs befindet sich ein kleinerer Thurm, mit den Stundenglocken. Er umschließt zugleich ein harmonisches Glockenspiel, welches allstündlich über die ganze Stadt ertönt, die Melodie eines Chorals anstimmend.

Die Kirche gehört der Frühzeit des von Graf Adolph II, von Holstein, 1140 oder 1143 neu gegründeten Lübeck an. Bereits im Jahre 1164 geschiehet ihrer Erwähnung. Der Bau, wie er jetzt dasteht, wurde freilich erst nach und nach vollendet, aber die Harmonie des Ganzen zeugt dafür, daß er in einer und derselben Periode zur Reife gedieh.

Das Innere der Kirche steht dem Aeußeren nicht nach. Die drei schlanken Gewölbe der Mitte und der beiden Seiten wirken imposant auf den Eintretenden; reicher kirchlicher Schmuck glänzt einem von allen Seiten entgegen, er erhöhet in seiner einfachen Pracht die stille Majestät des Heiligthums, welches durchaus Nichts durch den Protestantismus gelitten hat, sondern alle Kunstschätze, mit welchen der Katholicismus es versah, mit hinüber nahm in die lichte lutherische Zeit.

Die Kirche erhielt ihre innere Zierde aus der frommen Hand einzelner angesehener Familien, die Religiosität war in den Hansestädten zu Hause. Waren nicht Lübecker und Bremer Kaufleute die Stifter des deutschen Ordens? Beide Hansestädte steuerten bei, zu Bouillons Kreuzzug, und Garbert von der Weihe, Lüder von Bucken, Alard von Wunstorp, die den Reigen der bremischen Rathmänner — deren Namen auf die Nachwelt gekommen sind — eröffnen, zogen mit einer großen Anzahl bremenscher Bürger in den heiligen Krieg. Aber Bremen war der Zeit nicht reich, wie Lübeck, und seine Kirchen stehen schmucklos und dürftig da, obwohl der Sitz des Erzbisthums daselbst war. Was ihnen vielleicht hie und

da verehrt wurde, das entzog ihnen später der strenge Kalvinismus. Lübeck aber verewigte seinen alten Reichthum in den Kirchen und man ließ ihnen die Pracht. Wie hat sich das Alles, im Laufe der Zeit, geändert! Lübeck lebt jetzt in der Erinnerung an eine alte, glorreiche Vergangenheit; Bremen lebt in der taback- und cigarrenblühenden Gegenwart. Es hat keine Monumente, als den alten mumieneingepökelten Bleikeller und den langen Roland, es ist arm an Ruhm, aber reich an Geld. Lübeck ist reich an verwitterter Majestät und Hoheit, ein herrliches Mausoleum der Hansa, aber es schleicht demüthig durch die Gegenwart, und der Küster der Marienkirche lebt von der Pracht Gottes, die er den Fremden für ein mäßiges Trinkgeld zeigt.

Die Marienkirche enthält Gemälde von Holbein, Altdorfer, Perugino, van Dyk, Williges und Overbeck. Sie sind zur Genüge besprochen worden, und ich begnüge mich auf jenes merkwürdige Bild hinzuweisen, das man den „Todtentanz" benannt hat. Der Tod eröffnet hier den Reigen mit dem Pabst und schließt ihn mit dem Bauern. Der Maler hat die Rangordnung nicht außer Acht gelassen; wie die Menschheit im Leben geordnet war, so führt er sie zum Grabe. Eine sinnreiche Ironie auf den Unterschied der Stände, deren keiner ihm entrinnen kann. Der Ausdruck in den Mienen der Tanzenden ist wahrhaft charakteristisch. Hier spiegelt sich die Furcht im Antlitz, dort die Ruhe. Was das freie Wort nicht auszusprechen wagte, das erkühnte sich in der Zeit der Hierarchie die bildende Kunst in Gemälden und Bildhauer-Arbeiten anzudeuten, und das Pfaffenthum kam bei dem Allen am schlimmsten weg. Die Reformation wurde durch die Kunst vorbereitet, die besonders was die deutsche Schule betrifft, nach dem Lichte strebte.

Der Hochaltar, ein Geschenk des Rathsherrn Thomas

Friedenhagen, ist in Marmor von Quellinus, aus Antwerpen errichtet. Der Grund desselben besteht aus schwarzem Marmor, die Verzierungen aus weißem. Mannigfaltige Grabmonumente patriotischer Familien erheben sich aller Orten, ausgezeichnet durch einfache Pracht und künstlerische Ausführung.

Ich gedenke hier nicht der kostbaren Metall=Arbeiten und der berühmten astronomischen Uhr, hinter dem Altare, der großen Orgel, die den ersten Deutschlands beizuzählen ist, der mancherlei Trophäen aus Lübecks Vorzeit, sie sind insgesammt weitläuftig besprochen in Zietz's „Ansichten von Lübeck", (Frankfurt am Main im Verlag bei Friedrich Wilmans). Ich will mehr das jetzige Lübeck schildern, als jenes alte, welches längst im Grabe liegt und der Nachwelt nur das Andenken seines Ruhms vermacht hat, eines Ruhms, an welchem sie sich kräftigen und erheben kann, der aber in seinen todten Werken mehr der Kunst=Geschichte, als einer Skizze des neuesten Lübecks angehört.

Die drei anderen Hauptkirchen, die Jacobi=, die Petri= und Domkirche, stehen der Marienkirche freilich an Majestät und Pracht, wie im Aeußeren, so im Innern nach; aber auch sie enthalten manches Werthvolle und Gediegene der Skulptur und Malerei, und funkeln als Rosetten neben dem Diamant von Marien in dem silbergelockten Haar der alten Lubeca, die mir immer wie ein in Stein gehauener Abschnitt der Weltgeschichte vorkömmt, oder wie ein mächtiger Mammuth, der in allen seinen Theilen erhalten wurde, obwohl der Weltgeist durch jene große, nie rastende Umwälzung der Geschichte, die Karthago stürzte und Rom zum Kinderspott machte, das Leben des Gewaltigen untergrub. Der Wiener Kongreß ließ das mächtige Steingerippe in der neuesten Zeit ausgraben aus den Schichten der Welthistorie, und gab ihm

den Namen freie Hansestadt, aber das alte kräftige Leben zog nicht wieder ein in die festen Knochen. Vier Magnificenzen und sechszehn Hoch- und Wohlweisheiten, in Verein mit zwölf bürgerlichen Kollegien, blasen dem alten Koloß nothdürftiges künstliches Leben ein, und er verdreht die Augen, wie ein abgeschlagenes Haupt, und seine Glieder zucken ängstlich, hier und dorthin; Herr von Schlözer aber, der russische Konsul mit dem Wladimir-Orden vierter Klasse, hält den Kompaß in Händen, dessen Nadel gen Norden zeigt, auf den Thron des Hauses Romanow. Man durfte sich in der „Vereinigung" nur im Stillen über die Schlachten bei Grochow und Ostrolenka freuen, und der russische Konsul durfte es bei Leibe nicht erfahren, daß Börne's Briefe, daselbst aufgelegt waren und gelesen wurden. Es hätte der Dampfschifffahrt Nachtheil bringen können, wenn Herr von Schlözer darüber nach Petersburg berichtet hätte.

Der Dom verdankt der Prachtliebe der Bischöfe seine Entstehung. Bischof Gerold von Lübeck und Heinrich der Löwe erbauten ihn im Jahre 1170 und widmeten die Kirche Johannes dem Täufer und dem heiligen Nikolaus. Seine beiden Thürme kommen denen der Marienkirche nahe, aber das Gewölbe ist nicht so hehr und majestätisch, wie das der Letzteren, der Dom entbehrt jener jungfräulichen Anmuth, welche die Marienkirche kränzt, er erhebt sich stolz-bischöflich, ein Repräsentant der Hierarchie, die in den alten Reichsstädten dem Bürgerthum das Gegengewicht zu halten suchte und sich wie Blei, an die Schwingen desselben hing. Die Kirche umschließt eine große Todtenpracht in den vielen Begräbniß-Kapellen, und sieht in ihrem Innern bei weitem nicht so freundlich und licht aus, wie die Marienkirche, durch deren geräumige Fenster ringsum der Tag von allen Seiten

hereinschaut und ihr jene unzweideutige Helle verleiht, die man sonst so häufig in den Kirchen vermißt, wo meistentheils nur ein Dämmerlicht herrscht. Das Gemälde eines Altarschranks in der Graveraden-Kapelle, die Leidensgeschichte vorstellend, gehört zu den vorzüglichsten Bildern altdeutscher Schule. Der Maler ist unbekannt, denn Lukas von Leyden und Holbein, welchen man es zuschreiben will, wurden erst nach der Verfertigung dieses Bildes, welches die Jahreszahl 1471 auf dem Rahmen trägt, geboren. Die Sarkophage der Kirche, so prächtig und künstlich die meisten derselben sind, erinnern, wenigstens theilweise, an die alte finstere Zeit des Bisthums, welches die fromme Einfalt der Menge zu seinen Zwecken benutzte und selbst im Tode dem Glanze nicht entsagen mochte, womit es sich im Leben, auf Kosten der Wahrheit und Humanität, ausstattete. Bischof Albert von Crumedyk verschmähete es sogar nicht, die Hauptkirche seines Sprengels mit dem Bildniß einer Magdalene zu zieren, die im Leben seine Beischläferin gewesen war. Diese frivole Heiligkeit widert Einem an. In der That, der Dom hat nicht das religiöse Antlitz der Marienkirche, in welcher so viele fromme, gläubige Patricier-Augen von den Wandgemälden hernieder schauen. Die metallgegossenen und steingemeißelten Bischöfe sehen so herrisch und hochmüthig in die Gegenwart hinein, daß man sich unmöglich mit ihnen befreunden kann. Allenthalben blickt Einem die Bischofsmütze und der Krummstab entgegen, und die frommen Hirten haben so viel listigen Ausdruck in ihren Mienen, daß der verklärte, gen Himmel gerichtete Blick einen parodistischen Anstrich erhält, der die heilige Ehrfurcht vor der christlichen Kirche vernichtet. Der Dom hat — wie gesagt — in seinem Innern ein ächt-bischöfliches Ansehen, jenes kalte, herzlose, sarkophagene Gepräge, welches die Hierarchie auszeichnete.

Das Rathhaus. Wenn Lübeck ein in Stein gehauener Abschnitt der Weltgeschichte genannt werden kann, so ist das Rathhaus als das Hauptkapitel dieses Abschnitts, als das Kapitel zu betrachten, welches die Hansa behandelt, welches uns erzählt von jenem mächtigen Bunde, der, von den wendischen und norddeutschen Städten ausgehend, alle anderen, von der Mündung der Schelde bis Estland in seine Allianz zog, der sich aus einem Handelsvereine zu einem politischen Gemeinwesen gestaltete, und über Rußland nach Asien, über Flandern nach dem südlichen Europa seinen Scepter erstreckte, der den Herrschern der Welt Gesetze vorschrieb und Skandinavien seiner Politik unterwarf. Und Lübeck war der Concentrationspunkt dieser Hansa, sein Rathhaus umschloß den alten Hansasaal, in welchem sich die Deputirten der verbündeten Städte zu gemeinschaftlichen Berathungen vereinten; es ist dasselbe Rathhaus, in welchem der schlaue Nicolaus Bröms, dessen Portrait in der alten Stadtbibliothek so kaltjesuitisch umherschaut, dem versammelten Senat die Frage vorlegte: ob man Dänemark den Krieg erklären und Schweden einem König wieder geben wolle, oder nicht? Das Rathhaus in Lübeck ist bei weitem nicht so poetisch, wie der Römer in Frankfurt am Main. Es sieht stattlich aus, stattlicher als der schmucklose Bau, in welchem die Kaiser gewählt wurden; aber auf die Hansa läßt sich kein Epos dichten, wie auf das deutsche Kaiserreich, dessen eherne Füße in Aachen und Frankfurt Boden faßten, dessen Haupt bis nach Rom ragte, dessen Leben und Ende eine große Tragödie war. Die Hansa verdankt dem Materialismus ihren Ursprung, und das reiche üppige Handelsleben, welches sie hervorrief, so weltbedeutend es wurde, es ist zu nüchtern, zu kalt; so großartig es war, es hat doch nur Krämerseelen gebildet. Aber wenn

das Lübecker Rathhaus auch ohne poetische Erinnerungen ist, es erzählt uns von der Hansa. Eine alte ehrenfeste in deutlicher Prosa geschriebene Chronik derselben, mit silbernen Spangen, in schönem gothischen Einbande, steht es in der Breitenstraße von Lübeck, ein solides Denkmal des Bundes, der an der Auszehrung gestorben und keineswegs den Tod eines Helden, wie das deutsche Kaiserreich.

Das Rathhaus hat, als Gebäude betrachtet, allerdings ein buntscheckiges Ansehen, verschiedene Zeiten spiegeln sich in dieser großen Steinmasse, welche längs des Marien-Kirchhofes hinlaufend und eine Strecke der Breitenstraße berührend, sich von der Meng- bis zur Hürxterstraße ausdehnt. Das Hauptgebäude, das eigentliche ursprüngliche Rathhaus, liegt in der Mitte, und ist durchaus gothischer Bauart, schwarz und düster, mit vielen Thürmchen verziert. Seine Verlängerungen, die der Meng- und Hürxterstraße zulaufen sind zwei ausgedehnte Flügel des alten finsteren Riesen, von denen der nördliche, die Kanzelei genannt, der späteren Zeit seinen Ursprung verdankt. Er verhält sich zu dem Ernste und der stolzen Miene des ursprünglichen Rathhauses, wie eine bürgermeisterliche Magnificenz der jetzigen Zeit zu jenen alten Consuln Lübecks, die dann und wann ihre Stimme über das baltische Meer hinaus ertönen ließen, an Thronen rüttelten und Gustav Wasa eine Stütze verliehen, als er um Reich und Krone mit dem fanatischen Christiern kämpfte. Ein Bogengewölbe, von vielen Granitsäulen gestützt, trägt den inneren Theil dieser Kanzelei, die fest und ruhig, wie ein solides Handlungshaus dasteht, aber seltsam konstrastirt mit der weltgebietenden Miene ihres Ahnherrn, der die Blüthe der Hansa sah und aus dessen schwarzen Auge eine thatkräftige Vorzeit spricht, der nur der epische Charakter aus dem Grunde fehlt, weil sie

ihren Ruhm lediglich auf dem Handel baute, auf dem Materialismus, der sich nie und nimmer zur Poesie verklären konnte, wenn er auch hie und da an derselben streifte und hehre Thaten erzeugte, die wie Sterne in der Weltgeschichte funkeln würden, wenn sie nicht stets von dem Blei des Alltagslebens in die gewöhnliche irrdische Sphäre wären zurückgezogen worden.

Das innere Rathhaus ist schlicht und ehrenfest gehalten, ohne Majestät, aber in reichsstädtischer Würde, im weitläuftigen Kanzelei-Style. Geräumige Hallen treten Einem hier entgegen, breite Treppen und Gänge. Kein ausländischer Schmuck, kein Marmor, keine Kunst, keine Poesie funkeln an den Wänden und den Bogenthüren; es sieht hier nach einem sauberen riesigen Holzschnitt aus, nicht einmal nach einem Steindruck. Alles ist steif und altfränkisch, aber licht und verständig gehalten, alles zeugt von der Freiheit und Gleichheit die an das lübeckische Stadtrecht glaubt und Nichts von dem St. Simonismus wissen will, der dem Handel den Weg versperren würde. Und wenn ich sie sah, diese sechszehn Hoch- und Wohlweisheiten eines hochedlen Raths und diese vier Magnificenzen, diesen Protonotarius, diese Syndici, wenn ich sie sah in diesem stattlichen reichsstädtischen Gebäude in ihrer sauberen, modernen Kleidung, mit ihrem bescheidenen Lübecker Gemüthe, das so ganz und gar mit der Hoch- und Wohlweisheit und der Magnificenz zufrieden ist, und sich im Leben nicht nach höheren Dingen sehnt, als im Senat zu sitzen, wie sonderbar wurde mir das Herz bewegt. Ach! dieser kleine, sechszehntheilige hochedle Rath nimmt sich gar possierlich in dem alten gothischen Gebäude aus, an welches sich vor Zeiten die Hansa lehnte und in welchem ein alter staatskluger Bürgermeister sich von einem vertriebenen Fürsten den Hof machen ließ. In einem oberen Gange des alten Rath-

hauses stehen vier ausgestopfte Löwen, welche die Stadt Campen ihrem Oberhaupte Lübeck 1483 zum Geschenk machte. Sie haben ein harmloses, lammmäßiges Aussehen; aber der hochedle Rath in seinem Audienzzimmer sieht bei weitem leutseliger aus, als die vier ausgestopften Löwen, vor welchen sich kein Kind fürchtet. Die Welt blickte einst auf lebendige Löwen im Rathhause zu Lübeck, aber diese Löwen sind an Altersschwäche gestorben, das europäische Gleichgewicht hat sie ausstopfen lassen, und sie kümmern sich jetzt um Nichts mehr, was außerhalb des Weichbildes von Lübeck vorgeht, sondern thuen, was ihnen der deutsche Bundestag befiehlt, richten nach dem lübeckischen Stadtrecht, sorgen für ihre Nachkommen und suchen ihren Angehörigen das Senats-Monopol zu erhalten. Die Wachen präsentiren vor ihnen, die Bürgerschaft glaubt an sie, und sie sorgen für das Gemeinwesen, d. h. für die Stadt und deren Gebiet, für ihr Haus und ihren Hof und insonderheit für ihre Söhne, die unter Berücksichtigung der Verdienste ihrer Väter bei Besetzung öffentlicher Aemter, die wenigstens 6000 Mrk. Banko einbringen, den Vorzug vor Anderen erhalten, eine eben so verzeihliche, wie ächt-hanseatische Schwäche; denn auch Bremen und Hamburg bewahren diese charakteristische Eigenthümlichkeit des reichsstädtischen Nepotismus, der gewisse Aemter vom Vater auf den Sohn vererben läßt und eben jenes Senats-Monopol in den freien Hansestädten hervorgerufen hat, welches freilich nicht Vater und Sohn neben einander in der Kirche der patres patriæ duldet, aber doch dahin sorgt, daß der Sohn in einer guten Aktuarius-Pfründe Entschädigung, für jenen gesetzlichen Nachtheil finde und dem Senate wenigstens so nahe — gebracht werde, daß er, nach des Vaters Tode, mit einem Schritt in die ehrwürdige, bemooste Versammlung eintreten könne.

Trotz dieser und so mancher anderen Schattenseiten des Lübecker Senats kann man doch nicht umhin, demselben einen humanen, populären Charakter zuzugestehen. Es fehlt hier jene starre Abgeschlossenheit, jener Beamten-Rigorismus, der so viel auf die äußere Würde hält und es die Bürgerschaft stets fühlen läßt, daß hier ein Hoheitsverhältniß statt finde. Es waltet wirklich in diesem Kollegium ein väterlicher Ton, der es selten zu Spaltungen kommen läßt. Die Bürgerschaft leiht den Vorschlägen des Senats deshalb meistentheils geneigtes Gehör, und es findet aus dem Grunde, weil diese Vorschläge stets die Interessen des Gemeinwesens bezwecken — eine innige Harmonie zwischen dem Rathe und den bürgerlichen Kollegien Statt. Spashaft ist die Eintheilung des Senats in hoch- und wohlweise Mitglieder, je nachdem die Letzteren Gelehrte oder Kaufleute sind; die Hochweisheit klebt hier an der Jurisprudenz, der Handel muß sich mit der Wohlweisheit begnügen: ein Bocksbeutel, der daran erinnert, daß Lübeck fest an alter verschimmelter Sitte hält. Hochedel, hochweise, wohlweise, aus den drei Worten sprechen eine Unterthänigkeit und ein Servilismus, welche die Freiheit und Gleichheit auf das Ergötzlichste parodiren. Diese knechtischen Formen, welche man dem Senate gegenüber beobachten muß, eignen sich nicht für die republikanische Einfachheit. Und dann sollte man auch mit der Weisheit keinen Scherz treiben; das „Hoch“ und „Wohl“, welches man derselben auf den Kopf gestülpt, giebt ihr ein philisteröses Ansehen, das der Göttlichen schlecht steht. Die Weisheit ist eine ächte Republikanerin, sie läßt sich durchaus nicht von einer Kaste oder einem Kollegium zu einer Leibeigenen machen, und ob man sie mit Titeln, mit „Hoch“ und „Wohl“ ausstattet, sie läßt sich nicht bestechen, sie kömmt zu Keinem, der es nicht ehrlich mit ihr meint, wäre er auch ein Se-

nator der freien Hansestadt Lübeck. Es muß fürchterlich mit dem Lübecker Senat ausgesehen haben, als er den Beschluß gefaßt hat, die Hochweisheit in den Staatskalender aufzunehmen. Wahrscheinlich zweifelte man hie und da an diesem Privilegium des Senats, und siehe da! der Senat faßte, als regierende Behörde, den einmüthigen Beschluß, sich ein für alle Mal die Weisheit beizulegen und dieselbe von dem verstorbenen Senator auf den neuerwählten vererben zu lassen. Die Weisheit wurde somit zu einem Fidei-Kommißgute des hochedlen Raths gemacht. Die Gläubiger können auf keine Weise an das Eigenthum kommen, mag der Fideikommissarius auch noch so viele Schulden auf dasselbe gemacht haben, sie müssen sich lediglich mit den Interessen begnügen. Nun aber können allerdings Jahre des Mißwachses eintreten und diese Interessen kaum zur Sustentation des Eigenthümers der Weisheit genügen. Da geht dann der Gläubiger ganz leer aus; der Erbe des Fidei-Kommißgutes aber erhält dasselbe, nach dem Tode seines Vorfahren, stets schuldenfrei, und schreibt sich „Seine Hochweisheit, Herr Senator N. N.“ — Ja man muß den alten Sauerteig des reichsstädtischen Unwesens persifliren; unsere Zeit glaubt einmal an die Interessen der Menschheit, und die werden durch Alles gefährdet, was an die alte Zeit der Devotion, des Hutabnehmens und des Kniebeugens erinnert. Daß diese alte Zeit einst so einfältig war, die Weisheit zu einem Alltagsorden vierter Klasse zu machen und denselben sechszehn reichsstädtischen Senatoren an die Brust zu heften, die Nichts dafür gethan, als daß sie ihre juristischen Studien absolvirt haben, oder Chefs eines bedeutenden Handlungshauses sind, solches mag man ihr verzeihen; denn die Menschheit war damals eben so einfältig, wie der Zeitgeist, sie glaubte an jene Weisheit. Daß aber die jetzige Zeit diese Hoch- und Wohl-

weisheit duldet, diesen unverschämten Hochmuth, der jedes Jahr von Neuem in dem Staatskalender abgedruckt wird, diese eines Vicekirchen-Vorstehers und Bürgermeisters Staars, würdige Titulatur, darüber muß man sie zurechtweisen; denn die Menschen glauben heut zu Tage nicht mehr an den Staatskalender, wie an ein Evangelium, sie wollen nicht Worte, sie wollen Thaten.

Der Lübecker Senat ist Verwaltungs- und Justiz-Behörde; er dient zweien Herren. Es ist das ein Umstand, der wohl einer Abänderung werth wäre. Aber die freien Hansestädte glauben leider an das Vermächtniß ihrer Vorfahren. Sie sind einmal an diesen Zustand gewöhnt, und Gemeinsinn in dem Grade, daß er ernstlich auf Verbesserung der Verfassung dringen sollte, findet man nirgends vor. Es giebt in allen drei Städten einmal „Recesse", „Tafel und Buch", „neue Eintracht" und dergleichen Vereinbarungen, zwischen Rath und Bürgerschaft, die das ehrwürdige, pergamentene, schweinslederne Ansehen haben, und die Bürger haben zu viel in ihren Geschäftsstuben zu thun, als daß sie es untersuchen können, ob sich dergleichen Dokumente für unsere aufgeklärte, humane Denkweise passen, die man doch heut zu Tage entweder allenthalben an den Tag legt, oder wenigstens an den Tag affektirt. Somit bleibt es denn gewöhnlich beim Alten, und die Senate der drei freien Hansestädte sitzen recht weich und behaglich auf den alten, verschimmelten Verträgen, die sie mit Gottes und des deutschen Kaisers Hülfe den freien Bürgern ihrer respectiven Städte abgetrotzt haben und die häufig von einem Absolutismus strozzen, den man in einer Republik für gar nicht möglich halten sollte. Wer sollte es glauben, weil die Bremer einmal vor einigen hundert Jahren gegen einen hochedlen und hochweisen Magistrat rebellirt haben, so hat man schnell ein Gesetz entworfen, nach welchem in Bremen

nur der Rath das Recht hat, Versammlungen der Bürgerschaft anzuordnen, damit keine „Practiken“ oder „heimliche Zusammenkünfte“ in Zukunft, zum Nachtheil des Raths, vielleicht um Aufruhr zu stiften, oder dergleichen, von den Bürgern veranstaltet werden können. Das Gesetz mochte der Zeit an seinem Orte seyn; denn ich glaube wohl, daß die damaligen Bremer nicht so ehrfürchtige Leute waren, wie die heutigen, die schon aus weiter Ferne ihren Hut vor einem Senator ziehen und sich demüthig zu seiner Linken halten, wenn sie mit ihm eine Strecke Weges zu gehen, die Ehre haben. Aber in unserer heutigen frommen Zeit, wozu soll da dieser absolutistische Terrorismus dienen? Ja, das Gesetz gilt noch heut zu Tage in Bremen, jeder Bürger muß es vor dem versammelten Senat beschwören, er muß beschwören, daß er dem „Rottenmeister“ gehorsam seyn und „die neue Eintracht“ halten wolle. Wenn es einem hochedlen Rath in Bremen beliebt, die ehrliebende Bürgerschaft zu sehen, so läßt er sie zu sich laden, und wenn ein hochedler Rath kein Gelüst nach der ehrliebenden Bürgerschaft hat, so muß die ehrliebende Bürgerschaft zu Hause bleiben. Ist das christlich? Ist das menschlich? Nein, fürwahr! nicht, aber es ist ächt Bremisch. Auf diese Weise hat also der Bremer Senat die Regierung so ziemlich ganz in Händen. Will er keine Vorschläge machen, so kann er es bleiben lassen; denn die Bürgerschaft kann nur durch ihn zu den Regierungs-Geschäften, zu den wichtigsten Berathungen über das Gemeinwohl gezogen werden, ohne ihn würde sie keine Zusammenkünfte halten dürfen. Fürchtet man wirklich von den guten, ehrlichen Bremern eine Revolution? fürchtet man, daß sie sich gegen den „Rottenmeister“ empören werden? fürchtet man Barrikadenkämpfe in der „Langen- und Obernstraße.“ O nein! man fürchtet Nichts, die Bremer haben

Schwerdt und Büchse längst bei Seite gelegt, und wenn Herr Johannes Rösing, wie ich vernommen habe auch dann und wann in der Union die Interessen der Humanität verficht, seine Zuhörer werden sich das Alles ruhig beschlafen, was er sie gelehrt hat, und der „Rottenmeister" wird so wenig durch sie Gefahr laufen, wie der Senat in Bremen, der übrigens bereits auf die Hochweisheit und das „Hochedle" verzichtet hat, und sich schlechtweg, in einer Stunde der Aufklärung, den Titel „hoher Senat" beigelegt hat, ein Umstand, der allerdings zu loben ist; denn der Bremer Senat ist sonst so ziemlich der Hartköpfigste unter allen und am wenigsten geneigt, seinen Prärogativen, sie mögen nun in Macht, Geld oder Weisheit bestehen, zu entsagen.

Weil man sich vor beinahe drei Jahrhunderten wegen der Bürgervieh-Weide herumgebalgt hat, weil damals, und zwar nicht in der schlechtesten Absicht, die Hundert und vier Männer das Regiment des Senats gefährdeten, so kann Bremen bis auf diesen Tag keinen Bürgerkonvent sehen, wenn solches dem Senat nicht gefällt. Es ist um des Teufels zu werden.

Wie gesagt — der Lübecker Senat administrirt und judicirt, so gut, wie die Senate der beiden Schwesterstädte, aber die Prokuratoren am Lübecker Stadtgerichte, dem Forum erster Instanz, bilden denn doch eine Art richterlicher Behörde, in deren Hände die Parthei die Sache, zur „Urtheils-Findung" legen kann. Diese Prokuratoren entscheiden also eigentlich in den bedeutenderen Streitsachen, und das Gericht erklärt dann in seinem Dekrete, daß es nach vorhergegangener „Findung" des Urtheils also erkenne, und theilt nun den Bescheid der Prokuratoren mit, die keine Senats-Mitglieder sind. Somit tritt denn doch hier in erster Instanz, eine unabhängige richterliche Behörde auf. Das Obergericht besteht nun frei-

lich lediglich aus Senatoren, und was demnach auf dem Appellationswege weiter betrieben wird, das ist lediglich in die Hände des Senats gegeben, wofern man nicht bis zum Ober-Appellationsgericht der vier freien Städte gelangen kann, das nur für gewisse Sachen kompetent ist und eine bestimmte Appellationssumme in Civilsachen erfordert.

Uebrigens stehen dem Lübecker Senat zwölf bürgerliche Kollegien zur Seite, die die Bürgerschaft repräsentiren, und die sich allerdings ohne Einladung eines hochedlen, hochweisen Raths, versammeln und ohne für revolutionär gehalten zu werden, dahin sorgen können, ne quid respublica detrimenti capiat. Jedes Kolleg hat eine Stimme, und die Mehrheit derselben bekundet den Willen der Bürgerschaft. Bei gleichen Stimmen hat der Senat den Ausschlag zu geben. Machen die Kollegien Vorschläge, welche der Senat verwirft, so können sie dieselben erneuern. Dasselbe findet umgekehrt rücksichtlich des Senats, den Kollegien gegenüber, Statt. Die Verfassung Lübecks ist demnach bei weitem demokratischer, als die Bremens, denn wenn auch der Senat Nichts, ohne Genehmigung der Bürgerschaft, in Regierungssachen verfügen darf, der Letzteren sind dennoch die Mittel benommen, aus eigenem Antriebe und direkt auf die Regierungsgeschäfte einzuwirken; sie muß in dieser Hinsicht die Aufforderung des Senats erwarten.

Im Lübecker Rathhause befinden sich sämmtliche Geschäftsstuben der Regierungs-Verwaltungs-, Justiz- und Polizei-Behörden. Die Polizei in Lübeck ist manierlich und umsichtig und, wenn man anders eine Polizei also nennen kann human. Fremde sind hier keinen unnützen Weitläuftigkeiten ausgesetzt; man vertraut auf den Bürgersinn der Einwohner und hat höchstens ein wachsames Auge auf unbekannte Reisende, ohne sie mit Fremden-

und Aufenthaltskarten zu belästigen, die ehrlichen Leuten das Reisen verleiden, und die sich jene, welche die Sicherheit gefährden, doch am Ende mit leichter Mühe zu verschaffen wissen. In der That, die Lübecker Polizei glaubt einigermaßen an die Menschheit und gewahrt nicht allenthalben Gespenster, die denn auch Lübeck auf keine Weise heimsuchen. Freilich will man von ihr behaupten, sie hänge keine Diebe, bevor sie dieselben gefangen habe, aber ich lobe mir das ehrliche, treuherzige Gesicht, mit welchem sie in die Pässe unverdächtiger Reisender sieht, und die Harmlosigkeit, mit welcher sie den Aufenthalt gestattet, ohne die Fremden einer strengeren Controlle zu unterwerfen, als solches der Staat erfordert, und ihnen in Haus und Zimmer, ja sogar in's Bett zu folgen. Ich lobe mir diese Zuversicht, dieses Vertrauen, diese Offenheit, auch wenn sie dann und wann die Polizei auf eine spaßhafte Weise kompromittiren. Ein Fall der Art schwebt mir vor. Zur Zeit der Julius-Revolution sprach man auch in Lübeck viel von der Freiheit und den Helden des Tages. Die Sache hatte sich so Hals über Kopf gemacht, daß selbst Lübeck, welches sonst am Ende aller Politik steht und sich höchstens nur aus Neugierde um die neuere Weltgeschichte bekümmert, oder weil dieselbe vielleicht auf Rußland und die Dampfschifffahrt einwirken kann, daß selbst dieses Lübeck die letzten Schwingungen der Pariser Sturmglocke vernahm und von Lafayette, von den Schweizergarden und den Ouvriers, von Ludwig Philipp, Charles X. und den Ex-Ministern bei Schweinebraten und Graveswein in seinen Weinschenken sprach. Ein Spaßvogel machte sich den Enthusiasmus zu Nutze und erzählte einem Polizeidiener, Alexander, einem getauften Juden, Polignac sey in Lübeck angekommen, er wohne im Hotel dü Nord und werde mit dem Dampfschiffe nach Petersburg reisen. Alexander hatte natürlich

nichts Eiligeres zu thun als diese Nachricht brühwarm dem Polizeiherrn mitzutheilen. Dieser aber befand sich in dem versammelten Senat, und, da Gefahr im Verzuge war, ließ ihn der Untergebene herausrufen: „Polignac ist da, Herr Senator!“ „„Was, Polignac! wo wohnt er?““ „Im Hotel dü Nord.“ Eilig kehrte der Polizeiherr zu seinen Kollegen zurück, diesen die Geschichte zu erzählen, und Alexander eilte mit seiner Neuigkeit weiter. Was geschah nun? der Senat staunte, eilte auseinander und jede Hoch- und Wohlweisheit verkündete es in ihrer Familie: „Polignac ist da, er logirt im Hotel dü Nord.“ Polignac ist da! ertönte es in der ganzen Stadt, und Alles strömte zum Hotel dü Nord, um wenigstens Etwas von der Spitze des langnasigen Ex-Ministers zu sehen. Allein es zeigte sich kein Polignac und Alexander war so frei, deshalb bei dem Inhaber des Gasthofs nachzufragen. „Ich weiß Nichts von Polignac“ — antwortete dieser. Der arme Polizeidiener stand wie vom Donner gerührt, er hatte die ganze Stadt in Allarm gesetzt, sich und den Senat compromittirt, und nun war kein Polignac da, keine Idee von Polignac. Was war anzufangen? Alexander schlich demüthigen Schritts zum Polizeiherrn. „Herr Senator, man hat mir was vorgelogen, Polignac ist doch nicht da.“ „„Esel! da mußt du auf der Stelle bei dem ganzen Senat die Runde machen und die Nachricht widerrufen.““ Ja, das ist so ein Stückchen von dem guten Glauben der Lübecker Polizei, die sich lieber in den April schicken läßt, als daß sie dem Worte eines Menschen mißtrauet.

Wenn ich oben von den bürgerlichen Kollegien sprach, so muß ich noch bemerken, daß sich ein jeder Bürger, der Handel und Gewerbe treibt, in Eines derselben aufnehmen lassen muß. Es ist das schön; denn die Gesetze nöthigen somit Jeden, der Verfassung und dem Staate

schützend an die Seite zu treten. Jedes Kollegium hat seinen „Aeltermann", der die Geschäfte leitet, jedes hat einen verschiedenen Namen, der auf die Zeit des Ursprungs und die Bestandtheile des Kollegiums hindeutet. Man hat hier „Schonen-Nowogorod-, Berger-, Stockholm-, Rigaer-Fahrer", „eine Kaufleute-Kompagnie" einen „Gewandschneider-Verein", eine „Brauerzunft", eine „Schiffer-Gesellschaft", einen „Aemter-Verein" und endlich eine „Zirkel-Kompagnie", die die patriotischen Geschlechter umschließt. Alle diese Vereine haben bestimmte Lokale zu ihren Versammlungen.

Lübeck ist der Sitz des Ober-Appellationsgerichts der vier freien Städte Deutschlands. Ein Präsident und sechs Räthe bilden das Personal dieses höchsten Tribunals, welches in Sachen der Bremer Giftmischerin sich dahin erklärte, daß es, wenn ihm eine Aenderung des Urtheils früherer Instanz, in pejus, gesetzlich zugestanden wäre, offenbar auf eine Schärfung der Todesstrafe erkannt haben würde. Ein Beweis, daß hier tüchtige Juristen zu Gericht sitzen, J u r i s t e n mit L e i b und S e e l e, die an die alte Theorie der Strafe glauben, die da glauben, daß man die Sicherheit des Staats zur Noth auch mit dem Rade, oder mit sonst einem blutigen Gräuel erkaufen dürfe. Heise präsidirt diesem Rechts-Kollegium. Er ist als Civilist berühmt; ein kleiner dürrer Mann mit stechenden juristischen Augen, aus welchen das ganze corpus juris hervorblickt, trippelt er einen Tag, wie alle, in blauem Frack, und Sommers in Nankinghosen und weißen Strümpfen, mit Schuhen, zu den Gerichtssitzungen. Man sieht es ihm an, der Mann glaubt an das Justinianeische Recht, wie an das Evangelium. Er ist ein lebendiges **Fiat justitia et pereat mundus.** Ich habe selten bei einem Juristen so viel Jurisprudenz in der ganzen Persönlichkeit wahrgenommen, wie bei H e i s e; denn

den alten Böhmer, welcher bei einer Opern-Vorstellung in Hannover den ganzen Abend hindurch über eine Controverse der Pandekten nachdachte, habe ich nicht gekannt. Alles an dem Präsidenten ist trocken scharf, bestimmt, ja unbarmherzig. Er ist allerdings unterhaltender als Böhmer; er weiß in Gesellschaften den eigentlichen Juristen zu verbergen, und würde auch vielleicht in einer Oper die Pandekten vergessen, aber der rechtsgelehrte Stolz, der da stets bedenkt, daß er unter vielen tausend Menschen allein, oder doch am genauesten wisse, was recht sey, verläugnet sich keinen Augenblick in ihm. Der blaue Rock, mit den gelben blanken Knöpfen, die weißen Strümpfe und die gewichsten Schuhe geben ihm das ächte geschniegelte hannöversche Professor-Ansehen; es fehlt hier nur noch das hellblaue Band des Guelphen-Ordens, um einem ganz und gar Eines jener gelehrten Portraits vor die Augen zu führen, die in den Hörsälen der Georgia Augusta ihr Wissen feil bieten. Heise ist ein Muster von Gerechtigkeit, aber zu starr, zu herrisch, zu gebietend. Er versteht es nicht auf den populären Ton einzugehen, der einem republikanischen Beamten so wohl steht; es ist alles steif-professorlich an ihm und die hannöversche Grandezza hat ihn nicht verlassen. Rasch und thätig in seinen Geschäften, mit seltenem Scharfsinn begabt, die ganze Rechts-Theorie in Kopf und Herzen habend, inwendig und auswendig Jurist, ist er allerdings ein trefflicher Vorstand eines ersten Gerichtshofes. Indeß er glaubt an den Buchstaben des Gesetzes und an die Interpretation. Unsere Zeit aber verlangt Richter, die nach dem Gesetze richten, aber an die Menschheit glauben, das „quisque præsumitur bonus donec probetur contrarium“ scheint mehr die juristische, als moralische Ueberzeugung Heises zu seyn — sintemal ein Gerichtshof, dem er vorsitzt, noch von einer Schärfung der

Todesstrafe sprechen kann. Ich weiß es wohl, Gesina Gottfried war eine Erscheinung die auch Juristen beben machen konnte, aber daß diese Juristen im fanatischen Eifer erklärten, hätten wir zu entscheiden gehabt, wir hätten in das Mittelalter, in die Abscheulichkeit jener finsteren Carolina zurückgegriffen und von dort das Rad, oder sonst Etwas für die Inquisitin hergeholt, das zeugt von jenem blinden Eifer, der an der Stelle, wo die Humanität sitzen soll, das corpus juris, oder die peinliche Halsgerichtsordnung bewahrt, und zu diesen Gerechten soll heut zu Tage kein Richter gehören.

Das Ober-Appellationsgericht der vier freien Städte steht abgeschlossen für sich da, außerhalb des Bürgerthums, welches sich, wie der rothe Faden, durch den Geist der kleinen Republiken hinzieht, deren erstes Tribunal es seyn soll. Am auffallendsten ist der Beamten-Rigorismus, welchen dieses Gericht gegen den Advokatenstand an den Tag legt, der in jenen Freistaaten allerdings bei weitem bedeutsamer hervortritt, als in monarchischen Ländern. Hier sind die Advokaten höchstens die Vertheidiger des Rechts; dort aber nehmen sie an der Gesetzgebung Theil, als freie Bürger. Man muß ihnen auch in der Form die Achtung nicht versagen, die sie als solche ansprechen können, und die ihnen auch von ihren städtischen Behörden nie versagt wird. Das Ober-Appellationsgericht aber läßt es sie bei jeder Gelegenheit fühlen, daß es sie nur in der abgesonderten Stellung, als Wortführer der streitenden Partheien betrachte, und geht nicht selten hierin so weit, daß es sich Freiheiten erlaubt, die ihm, als bloßer Gerichts-Behörde, durchaus nicht zustehen. Hamburg und Lübeck haben ihren Doctoren der Rechte das Prädikat: „Herr“ in amtlichen Beziehungen eingeräumt. Wenn nun dergestalt rubricirte Schriften, durch Ergreifung von Rechtsmitteln, an das

Ober=Appellationsgericht gelangen, so nimmt sich das Letztere jedes Mal die kleinliche Freiheit, den Herrn zu streichen, wie man das allmonatlich in den Bekanntmachungen des Gerichts sehen kann. Ueber die Vernachlässigung der Form und des Bocksbeutels könnte man kein Aufheben machen, aber die Sache gewinnt als Rechtsverletzung, die von einem höchsten Gerichte ausgeht, ein ganz anderes Ansehen und bekundet es zur Genüge, welchen Einfluß dieses Gericht auf das gesammte Justizwesen gern ausüben möchte und wie es danach trachtet, auf alle mögliche Weise eine servile Subordinirung des Advokatenstandes zu bewirken. Es ist das nicht rathsam für eine Republik. Diese soll es sich auf alle mögliche Weise angelegen seyn lassen, den Rechtsgelehrten eine ehrenvolle Stellung anzuweisen; denn diese allein können, der Lage der Sache nach, für die innere Organisation des Freistaats am besten sorgen, sie allein können bei der Gesetzgebung am besten die Bürgerschaft repräsentiren. Nicht weil sie das positive Recht inne haben, sondern weil ihnen auf den Universitäten die Grundsätze der Humanität näher gebracht werden, als den übrigen Bürgern, die sich meistentheils in dem kleinlichen Materialismus des städtischen Verkehrs umhertreiben und den Weltgeist und die Zeit vor dem Handel, dem Kramladen, dem Bürgerkonvent, „Tafel und Buch" und „der neuen Eintracht", oder einem alten wurmangefressenen „Receß" nicht sehen. Das Ober=Appellationsgericht steht nicht unabhängig da; als höchstes Gericht der vier freien Städte ist es den Regierungen dieser freien Städte unterthan, es muß das anerkennen, was hier als Gesetz feststeht, sey es nun als geschriebenes, oder als Gewohnheitsrecht. Wenn die Regierungen den Doktoren einen Herrn zugestehen, so hat auch das Ober=Appellations=Gericht keine Befugniß, ihnen diesen Herrn zu nehmen.

Freilich wäre es besser, wenn die freien Städte einmal zu dem Entschlusse kämen, allen ihren freien Bürgern auch in Amtssachen den Herrn einzuräumen. „Mein Herr“ das klingt stolz, republikanisch, bürgerlich; es klingt weit besser, als „hochpreisliches Obergericht“ und „höchstpreisliches Ober-Appellationsgericht.“ Obergericht schlechtweg, ohne Preis und Hoheit, ist republikanisch, ist aufgeklärt. Die Behörden des Staats sollten auf die Einfachheit halten, aber die einzelnen Bürger sollten durch das „Mein Herr!“ durch diese edle, freie Bezeichnung stets daran erinnert werden, wie fern ihnen aller Servilismus liegen müsse.

Wenn man von dem beschränkten öffentlichen Leben Lübecks auf das sociale Leben blickt, so bieten sich nur erfreuliche Lichtpunkte dar. Nicht eine Spur reichsstädtischer Steifheit, sondern eine Zutraulichkeit, ein liebenswürdiges savoir faire enthüllen sich hier dem Fremden, die ihn ganz vergessen lassen, daß er nicht weit bis zur Grenze des ehemaligen deutschen Reichs hat. In der Nähe von Holstein, welches durch seine Pferde- und Viehzucht und seinen mächtigen Landadel, durch die vielen Oberjägermeister, Konferenzräthe und Dannenbrogs-Ritter bei weitem berühmter ist, als durch die Anmuth seiner Frauen, hinter der felsig-holprigen Landstraße zwischen Hamburg und Lübeck, an der Trave und Wakenitz findet man französische Courtoisie mit deutscher Gemüthlichkeit gepaart. Die Lübeckerinnen harmoniren mit der Natur rings um sie. Sie sind eben und gerade, wie der grüne Thalgrund der Umgegend, süß und milde, wie die Ufer der Wakenitz und Trave, lieblich, wie die pittoresken Höhenpunkte Holsteins, die nirgends den Wolken zu nahe kommen, aber auch nirgends sich zur Heide verflachen. Die Lübeckerinnen sind bürgerlich-einfach und social-vielseitig; sie sind ein Kranz aus Vergißmeinnicht,

Myrthen und Immergrün; sie sind der sammetne Teppich der Konversation, die bei weitem nicht so holprig ist, wie das Steinpflaster von Lübeck und die konversationelle Pferdehaar-Matratze der Bremer Theegesellschaften, auf welche der Fremde und die Nächstenliebe so hart gebettet werden. Ich liebe sie, diese milden, beredten Gestalten, mit blonden Haaren und blauen Augen, die es so ganz und gar vergessen, daß sie einer Patricier-Familie angehören und mit einem hochedlen, hochweisen Rathe verwandt sind; ich liebe sie, diese anmuthigen Frauen, die für eine Schauspielerin begeistert werden können, die für „Werthers Leiden" und „Elise von Valberg" Thränen haben und nicht scheelen Auges dazu sehen wenn ein Dr. jur., ein Prokurator am Ober-Appellationsgerichte der vier freien Städte Deutschlands, eine solche Schauspielerin zu seiner Ehefrau erwählt, und dadurch den Heirathlustigen eine Aussicht weniger ersteht. Es spricht sich in dem socialen Verkehr Lübecks ein lebenswarmer Geist aus, den man schwerlich an irgend einem andern Orte in gleichem Maaße findet, und der so ganz und gar nicht mit jenem kleinstädtischen Ceremoniell harmonirt, welches sonst gewöhnlich das Gepräge der freien Reichsstädte war. Zwar scheiden sich die Stände im gesellschaftlichen Leben, aber diese Scheidung ist nicht sowohl absichtlich, als durch die Verhältnisse herbeigeführt. Einestheils sind es geistige Bedürfnisse, die hier dazu treiben, anderntheils Freundschaft und Familienbande. In Gesellschaften geben die Frauen meistens den Ton an, wenn auch nicht den Grundton, welchen die Männer allerdings mit seltener Courtoisie feststellen, indem sie ganz vergessen, daß sie eigentlich Senatoren, Doktoren, Prokuratoren, oder dergleichen sind. Der Ton, welchen die Frauen über diesen Grundton, den man am besten mit dem Worte Humanität bezeichnen kann, hauchen,

ist Liebreiz der Konversation, zarte Aufmerksamkeit gegen den Fremden, mit einem Worte jenes anmuthige savoir faire französischer Salon-Weise, welches hier an den Ufern der Trave um so mehr anspricht, als der holsteinische Adel mit seiner Kammerherrn-Suffisance, unweit Lübeck, auf Holsteins fetten Triften weidet, und Einen jenes kalte, vornehme, adeliche Antlitz sehen läßt, welches man, außer in Holstein, nur noch in Hannover findet, hie und da auch in Mecklenburg.

Die Lübeckerinnen haben eine entsetzliche Vorliebe für Lachen und Weinen, ein Beweis, daß sie agitative Wesen sind. Ob die scharfe Luft der Ost- und Nordsee, die die Gegend bestreicht, sie so reizbar gemacht hat? Ich weiß es nicht; aber verbürgen kann ich meine obige Behauptung. Man nenne mir eine Stadt, in welcher „Elise von Vablerg" mehr, als ein Dutzendmal kurz hinter einander bei überfülltem Hause gegeben wurde. Die Lübeckerinnen sind im Jahre 1827 mit dieser Elise in's Bett gegangen, sie sind mit ihr aufgestanden; und wenn „Elise von Valberg" gegeben wurde, drängte sich die ganze weibliche Bevölkerung in's Schauspielhaus; jede Dame mit drei Schnupftüchern versehen, jede in Wonne und Thränen schwelgend. Ja, sie haben Werther'sches Blut, die Lübeckerinnen, und diese Gereiztheit thut Einem bei den Reichsstädterinnen um so wohler, als sie gewöhnlich sonst eine wahre Rolands-Natur haben und jene starken bürgerlichen Nerven, die in das Gold ihrer Eheherren gefaßt sind und deßhalb selten äußeren Eindrücken erliegen. Aber wenn man heute geweint hat, so drängt man sich morgen durch Thaliens Tempelpforten, um Momus sein Opfer darzubringen. Gurly, die allerliebste Kotzebue'sche Naivetät, ist der Magnet, oder Claurens Wollmarkts-Hannchen, oder Albini's Polyrena. Und welche Freude strahlt aus dem bunten Damenkranze

rings in den Logen, wenn jene kleinen possierlichen Gestalten ihr Wesen treiben, ihre scherzhaften Hokuspokus, ihre Capricios von Thränen zum Lachen und vom Lachen zu Thränen machen. Alles nickt sich wohlgefällig zu, Alles ist außer sich vor Behagen, und in der nächsten Soirée wird von nichts Anderem gesprochen, als von der liebenswürdigen Gurly, die so gern heirathen will, von dem kindlichen Hannchen, das so spaßig ist, von Polyxenas Laune und Natur. Ach! und wenn die Darstellerin dieser Rollen in der Soirée ist, wie wird sie von den Frauen geherzt und geküßt. Man kann sich nicht satt an ihr sehen, man überhäuft sie mit Zuvorkommenheit und Wohlwollen. Ist das nicht allerliebst von den Lübeckerinnen? Muß man sich nicht für sie interessiren? Sie haben wirklich viel zu viel Elektricität für Reichsstädterinnen, für jene steifen, abgeschlossenen, patricischen Wesen, die Kotzebue zu seinen „deutschen Kleinstädtern" begeisterten. — Die Männer geben den Frauen Alles nach, und ob sie auch keine Thränen für Elise von Valberg haben, sie haben feste Hände, und wenn ihre Ehefrauen und Töchter weinen und lachen, so lassen sie es nicht an Applaus fehlen. Was diesen gefällt, gefällt auch ihnen, und wenn sie die Kunst und Poesie auch nicht immer zu begeistern vermag, so äußert sich die Begeisterung für die Persönlichkeit einer Schauspielerin auf eine nicht minder enthusiastische Weise, und giebt ihren Händen jenes à plomb welches der dramatische Künstler so gern hat. Das Haus erbebt vom Donner des Beifalls. Seltsam ist es, anderer Orten interessiren sich die Damen höchstens für die Schauspieler, aber die Lübeckerinnen machen es gerade umgekehrt, vielleicht um ihren Ehemännern zuvor zu kommen. Und unter den Schauspielerinnen ziehen sie nicht sowohl die imposante, junonische vor, die Phädra und Medea, nein sie lieben Emilia Galotti,

Miller's Luise, mit einem Worte jene schwärmerischen Gestalten der Liebe, die, statt Heroismus, Thränen, Demuth und Duldersinn besitzen und im bürgerlichen Kleide einherschreiten. Wieder ein Beweis, daß die Lübeckerinnen Werther'sches Blut haben. Sie schwärmen gern, und im Jahre 1827 schwärmten sie so innig, daß eine Theater-Revolution drohete. Zwei Schauspielerinnen lenkten die Interessen des Tages. Ich will sie nicht nennen; denn die Eine steht mir sehr nahe, und ich hielt es mit der weißen Rose, die Andere, welche die Parthei der rothen Rose in's Leben rief, ist jetzt von dem öffentlichen Schauplatze abgetreten und hat sich in Lübeck verheirathet. Aber die Lübeckerinnen hielten es, gleich mir, mit der weißen Rose; sie war jene Elise von Valberg, welche zu Thränen rührte, jene Polyxena, welche so anmuthigen Humor entfaltete; zudem sollte ihr auch eine Bürgermeisterin in der Jugend ähnlich gesehen haben. Die Männer — besonders die unverheiratheten — beteten die rothe Rose an, die feurig, mit italienischen Augen und dunkelem Rabenhaar, üppigen Wuchses und schlanker Taille einherschritt und mehr glühete, als schwärmte, mehr klassisch als romantisch war; zudem war diese unverheirathet. Es bildeten sich Oppositionen in Betreff des künstlerischen Werthes beider Darstellerinnen, und die Damen schwuren bei Elise von Valberg. Auch die verheiratheten Männer mußten alsbald bei Elise von Valberg schwören, weil ihre Ehefrauen nicht nachgaben und weinenden Auges erklärten, sie sey ein süßes Wesen. Somit erlangten die Lübeckerinnen es, daß man sich im Theater im Für und Wider nachdrücklich aussprach; um nun ganz und gar ihre Meinung offen und frei an den Tag zu legen, beschlossen sie sogar, ihre zarten Hände an den Applaus zu setzen, und Elise errang in so fern den Sieg, als ihr Anhang der mächtigere war, indem alle Ehemänner und

der sämmtliche Damenchor sich für die blauen Augen und das blonde Haar jener interessirten. Eine Vereinigung der Interessen beider Partheien hielt schwer; denn die rothe Rose wollte nicht nachgeben und die Königin des Tages seyn. Sie räumte später das Feld, und man sah nun, obschon zu spät, ein, daß es besser gewesen sey für die Kunst, wenn man hier vermittelnd, statt partheinehmend aufgetreten wäre.

Würde man sagen, Literatur, Kunst und Poesie würden in Lübeck mit Eifer gehegt und gepflegt, man behauptete zu viel; denn Lübeck ist eine Handelsstadt, die allerdings dem Wollmarkt und der Dampfschifffahrt mehr vertraut, als den Musen. Aber der Sinn für geistige Interessen ist in Lübeck zu Hause, mehr als in Frankfurt, mehr als in Bremen, wenn auch weniger, als in Hamburg, wo wirklich ein reger, wissenschaftlicher Verkehr statt findet. Wenn in Bremen und Frankfurt, welche Städte — die Eine Wohlhabenheit, die andere Reichthum genug — besitzen, um den Musen ein Asyl bieten zu können, nur Einzelne den Wissenschaften und Künsten dienen, die Bevölkerung dagegen mehr dem Tabacks- und Papierhandel zugethan ist, so kann man von Lübeck behaupten, daß sich hier die Gesammtheit für Literatur, Kunst und Poesie interessirt; es fehlt nur die Seele des Lebens, jene geistige Quelle, die den Interessen stets neue Nahrung giebt, es fehlt an Repräsentanten der Kunst, der Wissenschaft, der Poesie; denn die Stadt-Bibliothek zu Katharinen ist ein todtes Institut, die Kunstschätze der Kirchen sprechen keine lebendigen Worte, welche Leuten, die sich den ganzen Tag hindurch im Materialismus des Lebens umhertreiben müssen, durchaus Noth thuen, will man sie zu kräftigem Streben für geistige Bedürfnisse enthusiasmiren. Aber eben weil Lübeck von seinem hohen reichen Standpunkte herunter gestiegen ist,

weil es mehr auf sich selbst angewiesen ist, weil es in sich gekehrt, nachdenkend dasteht und nicht durch übermäßiges Handelsgeräusch betäubt wird, weil es von der Hand in den Mund lebt und zu weitaussehenden Spekulationen keine Gelegenheit hat, deshalb mag es wohl kommen, daß es ein offenes Ohr für andere Dinge hat, die nicht im Bereiche des materiellen Verkehrs liegen.

Aber es fehlt — wie gesagt — in Lübeck an thatkräftigen Geistern, die die Augen des Volks zu richten verstehen, und somit trifft man denn daselbst kein thatkräftiges geistiges Leben. Lübeck begnügt sich mit dem, was ihm von Außen zuströmt, mit der Preußischen Staatszeitung, dem Hamburger Korrespondenten, der Börsenhalle, den Times, Journal des Debats, Journal dü Commerce, mit den belletristischen Blättern Hamburgs, und das einzige eingeborene Journal sind die Lübeckischen Anzeigen, welche ein Buchdrucker, Borchers, redigirt, und welche vom Materialismus leben, von den täglichen Bedürfnissen der Lübecker, von gerichtlichen Bekanntmachungen, der Mode, Kapern, Oliven, Apfelsinen, Kaviar u. s. w. Dann und wann verliert sich auch die Kunst hinein, vorzüglich die dramatische, wenn dieser, oder jener Schauspieler sein Benefiz empfehlen läßt, oder „mehre Theaterfreunde“ dieß oder jenes Stück verlangen. Die Nähe Hamburgs, das so reichhaltig an Journalistik ist, macht wohl hauptsächlich eine einheimische Journalistik überflüssig. Die Politik erhält man von dort aus der ersten Hand, brühwarm, und auch die Literatur des Tages wird in den vielen belletristischen Blättern Hamburgs mit Umsicht aufgestellt; insonderheit gewähren die „literarischen Blätter der Börsenhalle“ eine reiche Ausbeute französischer und englischer Novitäten. Also man braucht sich in Lübeck nicht zu behelfen; man hat Hamburg und hält es durchaus nicht für nothwen-

dig, sich etwas Apartes beizulegen. Letzteres könnte auch schon aus dem Grunde wenig Glück machen, weil der Lübecker Journalistik keineswegs die reichhaltigen Quellen zu Gebote stehen würden, wie der Hamburger, und sie deßhalb doch am Ende nur eine Auswahl aus dieser reichen müßte. Zu bedauern ist es übrigens, daß die Hamburger Winkelblätter: „Beobachter", „Neuigkeitsträger" u. s. w., einen so festen Fuß in Lübeck gefaßt haben, und besonders die Interessen der Mittelklasse auf sich ziehen. Man findet sie allenthalben, und sie sind als wahre dii minorum gentium zu betrachten, welche durch ihre ruchlosen Tages-Klatschereien den nachtheiligsten Einfluß auf den Geist und die Denkweise des Volks ausüben. Diese Hamburger Winkelblätter und das dänische Zahlen-Lotto tragen nicht wenig zur Demoralisirung der niederen Volksklassen bei. Was das Letztere betrifft, so hat es Sr. Majestät, der König von Dänemark bekanntlich in seine Staaten eingeführt, um die Einkünfte seiner Krone durch die Armuth zu vermehren. In Altona befindet sich das Haupt-Comptoir dieses Lottos für Holstein, ein Raubstaat inmitten einer civilisirten Umgebung, der, außer Holsteins Armuth, auch die des nahen Hamburgs und Lübecks mit der Unverschämtheit plündert, die nicht la bourse, ou la vie, sondern la bourse et la vie spricht. Holstein ist ein deutscher Bundesstaat, und man hat es sich in der letzteren Zeit angelegen seyn lassen, die deutsche Einheit auf alle mögliche Weise festzustellen, sogar durch einen allgemeinen Mauthverband; jetzt wird man auch vielleicht dem Nachdruck wehren. Hamburg und Lübeck aber sind diesem abscheulichen privilegirten Lotto preisgegeben, das Sr. Majestät der König von Dänemark an ihren Grenzen errichtet hat, und wohin die Leute ihr tägliches Brod tragen, den letzten Pfennig ihrer Habe, wie jene fromme Wittwe ihr Schärf-

lein in den Gotteskasten warf. Man hat harte Strafen auf den Verkehr mit diesem Lotto gesetzt, aber die dänischen Behörden lachen dazu; die neun und neunzig Zahlen, die sie dem Volke zeigen, lassen dasselbe Staat und Gesetz vergessen, und man ist überdieß von dänischer Seite großmüthig: die Regierung begnügt sich mit den Dreiern und Sechslingen der Armuth, es ist ihr nicht die Hand des elendesten Tagelöhners schmutzig genug, um die Berührung mit derselben zu scheuen. Alles was Geld hat, ist am Lottotisch willkommen, und Friedrich von Dänemark macht die Honneurs an der Tafel, mit solcher Liebenswürdigkeit und Courtoisie, daß selbst die Verzweiflung Jener, die durch das Lotto Habe und Gut verloren haben, ihm nicht das Gegengewicht halten kann. Holstein ist ein deutscher Bundesstaat, wie Hamburg und Lübeck; Hamburg aber und Lübeck bestrafen dasjenige mit dem Zuchthaus, was in Holstein *gesetzlich* erlaubt ist! Wo ist hier die Einheit?

Es ist zu schlimm, daß die deutschen Bundesstaaten, rücksichtlich der inneren Organisation, so sehr viele Verschiedenheiten aufzuweisen haben, Verschiedenheiten, die, selbst bei aller äußeren Gleichstellung und Verbündung dieser Staaten, nie und nimmer eine *geistige* Harmonie herbeiführen können, die allein ein einiges *Deutschland* hoffen läßt und nicht bloß eine einige *Diplomatik* und Politik. Wie feindlich müssen die Regierungen Holsteins, Hamburgs und Lübecks sich, schon des Lottos wegen, einander gegenüber stehen. Und selbst Holstein, das durch seinen Landadel und seine Viehzucht so gesegnet ist, kann es freundlich zu dieser Ruthe sehen, die ihm das arme Dänemark gewunden hat? Bei allem Mangel einer inneren harmonischen Organisation der deutschen Bundesstaaten müssen diese Unglücklichen noch stets den Einflüssen des Auslandes erliegen. Was hilft es nun den Lü-

beckern, daß sie, wenigstens äußerlich und von Staatswegen, so streng auf gute Sitten halten und sogar nicht einmal öffentlichen Mädchen ein Privilegium ertheilen, daß sie Sparkassen und Vereine für gemeinnützige Thätigkeit gestiftet haben? Dänemark spottet, mittelst Holsteins, ihrer Sittlichkeit, und lebt von der Demoralisirung der unteren Volksklasse Lübecks; denn wohin dieser Schleichhandel mit den Lotto-Nummern führen muß, das liegt so ziemlich am Tage.

Was den sittlichen Geist der Bevölkerung Lübecks im Allgemeinen betrifft, die eigentliche Moral, so ist er gerade nicht mehr in jungfräulicher Blüthe. Man soll sehr viel im Stillen lieben und so ziemlich in jener humanen Weise, die hier keinen Unterschied der Stände beachtet, sondern auch für die untere Klasse ein gefühlvolles Herz hat. Man erzählt sich in dieser Hinsicht viel von den Notabilitäten, und die Salons haben manche böse Nachrede in den tabackeingequalmten Wirthsstuben der niederen Stände auszuhalten, die, wie allenthalben, auch hier gern die Satyriker des Lebens der feinen Welt abgeben. Aber auch die Mittelklasse hält es mit einem freien Leben, welches die Grenzen des socialen Verkehrs nicht zu eng zieht. Es soll solider in den Familien des lüsternen Hamburgs zugehen, als in denen des bescheidenen Lübecks, welches kein Wasser zu trüben scheint und in seinem Stadtrecht auf die Verletzung der ehelichen Treue Todesstrafe setzte. Uebrigens wird die eheliche Treue in Lübeck in Wahrheit selten verletzt; denn man scheint hier häufig die Ehe für einen Konsensual-Kontrakt zu halten, der durch gegenseitige Vereinbarung suspendirt werden könne. Aber was man in dieser Hinsicht auch behaupten mag, so viel ist gewiß, es geht Alles ohne Eclat zu; nicht einmal der Hausfriede wird dadurch gestört, und wenn es auch hie und da zum Aeußersten kömmt, so hat die mil-

dernde Gerichts-Praxis schon dafür Sorge getragen daß mit dem Schuldigen nicht mehr, nach der Strenge der Gesetze, verfahren werden kann. Aber die Lübecker, so häufig sie auch in der Feiertagsruhe ihrer Häuser, unter vier Augen, höchstens von den Dienstboten bespöttelt, sonst von Keinem deshalb geringer geachtet, gegen das sechste Gebot sündigen, man muß es zugeben, sie gehen dabei nicht scheinheilig zu Werke. Man sieht es, es geschiehet nur des Anstandes wegen, daß sie ihre Schwäche nicht offen bekennen, sie geben sich wenigstens keine Mühe, sie zu verheimlichen. Die Haus- und Familiengenossen reden davon, wie von längst bekannten Dingen, ohne Erstaunen zu bekunden; und wenn sie einmal die Nase rümpfen, so ist daran lediglich die dem Menschen angeborene Schadenfreude Schuld, die sich so gern zum Spott versteht. Ich bin fest überzeugt, würde dieser, oder jener Senator seine Beischläferin auf einem Kirchengemälde anbringen lassen, er machte sie im Leben nicht zur Madonna, sondern gäbe sie als das, was sie ist; höchstens würde er sagen: es ist eine Freundin von mir, der ich dadurch meine Achtung zu erkennen geben will.

Es ist ein gutes Zeichen der Lübecker, die öffentliche Meinung stiehlt sich nie in Haus und Hof hinein; sie läßt den Leuten ihre Privat-Vergnügungen, wenn sie nur im öffentlichen Leben, in Handel und Wandel, kein Aergerniß geben, und begnügt sich, den Schalk zu spielen. Es fehlt hier jene klatschsüchtige Kleinstädtischkeit, die sich in alle Dinge mischt und stets bereit ist, über den Nächsten Gericht zu halten. In der That, Lübeck trägt ganz das Gepräge einer heruntergekommenen großen Stadt, sie gleicht einem invaliden Helden, der sich in die Stille des Lebens zurückgezogen, auf ein Landgut in Hinter-Pommern; aber der Sinn für Krähwinkelei hat deshalb nicht in ihr um sich gegriffen, weil sie noch hie und da von

dem alten Ansehen zehrt, oder unbewußt einen stolzeren, gewissermaßen ererbten großstädtischen Air bewahrt, als andere Städte, die mit ihr auf einer Stufe stehen.

Die Lübecker lieben die Musik, und es finden sich daselbst viele Dilettanten-Vereine zu solchem Zwecke. Ein Beweis, daß sie sich gern den Gefühlen hingeben, was in einer Handelsstadt immer zu bewundern ist, wo die Natur der meisten Menschen ausgetrockneter und praktisch eingesalzener ist, als in Residenzen und anderen Orten. Es giebt in Lübeck enthusiastische Verehrer Euterpes, und die an der Spitze der Dilettanten-Vereine Stehenden sind meistens Männer, die sich sonst so ziemlich den ganzen Tag hindurch im Geschäfts-Verkehr umhertreiben und von denen man es kaum vermuthen sollte, daß sie für etwas Anderes, als Wolle, Wein oder Getreide, die vorzüglichsten Handels-Artikel Lübecks, Sinn hätten. Und doch leben sie der Tonkunst, nach vollbrachter Tagesarbeit, mit Leib und Seele und veranstalten in ihren Häusern musikalische Soirées, denen man es nicht ansieht, daß sie nur dazu dienen sollen, einen Tag angenehm zu beschließen, so eifrig wird die Sache betrieben. Habe ich doch ein ehrwürdiges Mitglied des Ober-Appellationsgerichts, einen geborenen Lübecker, den Engel Gabriel in der „Schöpfung" mit einem Feuer singen hören, das in dem Falle, wenn die Stimme nur etwas mehr zum Anhören geeignet gewesen wäre, sicherlich zur Begeisterung hingerissen hätte. Concerte erfreuen sich in Lübeck einer größeren Theilnahme, als irgendwo, um so mehr, da man nicht sowohl die einzelnen musikalischen Kräfte, als die Musik selbst vor Augen hat und zufrieden ist, wenn das Ensemble übereinstimmt. Seltsam ist es, das die Musiker von Profession hier eine Zunft bilden, die in verschiedene Klassen getheilt ist, und deren man sich bei allen Gelegenheiten bedienen muß. Eigentliche tonkünstlerische Weihe kann

unter solchen Verhältnissen nicht wohl statt finden, da die handwerksmäßige Gestaltung des Musikwesens nur eine bestimmte Anzahl Mitglieder duldet, die heute zum Tanz aufspielen und morgen das Requiem Mozart's, oder Bach's und Händel's Kompositionen verarbeiten. Man kann daraus entnehmen, wie sehr Lübeck der alten Sitte huldigt; denn dieser Zunftzwang ist offenbar aus dem Mittelalter, aus der Zeit, in welcher sich die Poesie den Meistersängern unterwarf, in unsere civilisirte Periode herübergeschlichen. Man kann es sich leicht denken, welch ein ehrenfestes, spießbürgerliches Ansehen insonderheit die leichte, humorsprudelnde Musik eines Rossini im Orchester des Theaters zu Lübeck erhält, welches von der sogenannten „ersten Klasse" der Musiker bedient wird. Ein Deutscher in der Pierot-Maske kann sich nicht behaglicher und phlegmatischer dehnen, als solch' eine Komposition im Theater-Orchester. Es kann hier überhaupt nie von einem Geiste der Musik die Rede seyn; denn es ist der tägliche Verdienst, welcher diese Leute für die Kunst beseelt. Alles geht in jener Todtenstille vor sich, die sich, im Schweiße ihres Angesichts, das Brod verdient. Aber die republikanische Einfachheit tritt auch wieder bei dieser Sache hervor. Es ist einmal ein wohlerworbenes Recht, dessen sich die Musiker erfreuen, und man wagt es nicht, sie in demselben zu beschränken, obschon das vornehme Lübeck Euterpen huldigt. „Es läßt sich einmal nicht ändern, wir dürfen diese Zunft-Ordnung nicht aufheben; denn die Leute sind Bürger und leben davon." Also sprechend, wagt man es nicht, hier eine Abänderung zu treffen, und die Kunst muß sich der einmal eingeführten Ordnung unterwerfen, die schwerlich je aufgehoben werden wird, wenn nicht alle dabei Interessirten auf einmal Todes sterben. Man hätte in dieser Hinsicht Etwas von der Cholera hoffen können, aber die Musiker

Lübeck's haben keine reizbaren Nerven, und selbst die Cholera wandte sich ängstlich von ihnen ab und wollte Rath und Bürgerschaft nicht vorgreifen.

Lübeck ist, außer Bremen, vielleicht die einzige Stadt Deutschlands, in welcher Israel keine Zuflucht innerhalb der Mauern und des Weichbildes findet. Es ist traurig, daß in zwei freien Städten so viel mittelalterliche Gesinnung herrscht. Man fürchtet für den Handel und kann sich nicht zum Lichte erheben. Lübeck hat Israeln das Dorf Moisling zum Wohnort angewiesen und an den Ufern der Stekenitz, in der dortigen Juden-Kolonie, jenes Denkmal der Intoleranz errichtet, oder vielmehr der Ungerechtigkeit, welches unsere humane Zeit nothwendig mit Grauen erfüllen muß. Ich weiß es wohl, die kleinlichen materiellen Grundlagen, auf welchen unsere deutschen Republiken ruhen, können keine große Last ertragen, und der Nächstenliebe sind hier von dem Egoismus enge Grenzen gezogen; aber man fühlt sich unheimlich, wenn man den Servilismus und die Juden-Hörigkeit als ein nothwendiges Uebel, zur Sicherung der Interessen christlicher Staatsbürger, predigen hört. Die freien Bürger können sich nicht von alten Vorurtheilen lossagen; es fehlt ihnen an Imagination, sich die Juden als M e n s c h e n zu denken. Sie haben nur den Trödelhandel, den Wucher vor Augen, wenn es sich um das Volk Israel handelt, eine Juden-Verbesserung durch eine Juden-G l e i c h s t e l l u n g fällt ihnen nicht ein. Es ist sehr traurig, daß diese kleinen Freistaaten so wenig an eine innere Organisation denken, an eine Organisation der geistigen Interessen. Sie schleichen, mit der Freiheit beladen, die längst eine angesessene Bürgerin geworden und wenig mehr ihres himmlischen Ursprungs eingedenk ist, durch die Gegenwart, und die Stimme des Menschenrechts, sie mag nun im Kanonen-Donner sich hörbar machen, oder durch die

Presse, reißt sie nicht aus der alten Behaglichkeit. Wollen sie einmal höher steigen, als es das Staatsrecht und die Politik gestatten, so hängen sich Haus und Hof ihrer Bewohner an den Geist, und die neuen Konstitutionen, die hier hervorgerufen werden, tragen sicherlich stets das Gepräge der Ichsucht. Der Rath, die Bürgerschaft, die Kaufleute, die Schiffer, die Krämer und Detaillisten, Alle werden in der neuen Konstitution berücksichtigt werden, aber die Menschheit — sie darf keine Interessen in diesen Freistaaten in Anspruch nehmen, sie ist der einzige Knecht unter allen diesen Freien. In Lübeck darf jedoch — weiß Gott, aus welchem alten Rechtsgrunde — ein Jude innerhalb der Stadtmauern wohnen, und dieser eine Jude heißt — so viel ich weiß — in diesem Augenblick Stern. Er ist der einzige Stern, der den Juden in der langen Lübecker Nacht leuchtet, aber er hat, da er nur mit dem Gotte seiner Väter verkehrt und nicht mit der Diplomatik, wie der König Israels und der Beherrscher des Papierreichs, Anselm von Rothschild, keine magnetische Kraft, gleich diesem, und wird im Leben nicht Judäam von Moisling zu sich heran ziehen, nach Lübeck; in seinem Hause werden nur Betstunden gehalten und keine Staats-Anleihen kontrahirt. Das Geld, das eigentliche Motiv für die christliche Humanität, fehlt ihm. Dieser Stern, der Ehre theilhaftig, mit den Christen in einer Stadt wohnen zu dürfen, hat sich in der That, bei aller Verehrung des Talmud und bei allem Haß gegen das Schweinefleisch, wirklich bürgerlichen Grundsätzen genähert. Er glaubt an den Handel so fest, wie an Mosen und die Propheten, und da er in Keines der zwölf bürgerlichen Kollegien aufgenommen werden kann, so muß er sich mit dem Trödel und dem Erwerb behelfen, welchen ihm die christliche Liebe gestattet. Aber man sieht es dem Mann an, er würde sich gern einer

christlichen Beschäftigung unterziehen, wenn man ihm nur den Weg dazu erschließen würde. Liefern die Juden denn gar nicht den Beweis, daß sie Staatsbürger werden können? Ach! das ist wieder die alte Leier, auf welcher der Menschheit täglich aufgespielt wird, die man aller Orten hört und die einem zum Ekel wird, wie die Marseillaise in den deutschen Eichenhainen. Es bleibt Alles beim Alten, und wenn die Stände des konstitutionellen Hessens es endlich dahin gebracht haben, eine Juden-Emancipation zu bewirken, so gehen die konstitutionellen Einwohner von Windecken, welches auch in Hessen liegt, so weit, den Juden ihrer Stadt, die, als freie Ortsbürger, den Stadtforst, gleich der windeckenschen Christenheit, benutzen wollen, mit Mord und Todtschlag zu drohen und ihnen aus christlicher Liebe die Fenster einzuschlagen. Wo die Juden emancipirt werden, da bekunden die Christen späterhin, daß sie im liberalen Taumel zu weit gegangen sind, daß sie die Juden zu früh emancipirt haben aus dem dumpfen Kellerloche der Knechtschaft, daß sie zuvor ihre christlichen Herzen hätten emancipiren sollen. Die Lübecker und Bremer sind deshalb vorsichtig und emancipiren den greisen Knecht Israel nicht. Großer Gott! was thuen die Bremer insonderheit nicht für die Aufklärung, für die Gleichheit! Nicht einmal die dortigen Doktoren, die cum laude promoti, sie, die sich, während drei Jahren, oder oft noch länger, in dem „Pandektenstall" der Georgia Augusta für die Weisheit ausgerüstet haben, für die Advokatur, für die Arrha des hochlöblichen Obergerichts von zwei und einem halben Thaler, für die Termine, für die Konferenzen, für die Gutachten — nicht einmal diese Doktoren sollen anderen Bürgern vorgehen an Rang, Titel und Würden, sie sollen Menschen seyn; und wenn jetzt ein Bauer in dem Untergerichte, auf die Aufforderung des Richters, einen Advokaten zu

wählen, sich an die versammelten Herren Anwälte mit der Frage wenden würde: „so een Minsch?“ so würde Herr Dr. S..... nicht antworten dürfen: „ich bin kein Mensch.“ Alles ist zum Menschen in Bremen gemacht worden, und was noch nicht Mensch ist wird durch die neue Konstitution Mensch werden; aber die Juden werden in Hastedt bleiben müssen, sie werden Juden bleiben müssen —, zum Besten des Staats, in salutem reipublicæ. Und das heiße ich weise gehandelt. Was würde es helfen, wenn die Bremer die Juden zu Ihresgleichen machten? Wer steht den Juden dafür, daß ihr Vieh neben dem christlichen Vieh auf der Bürger-Viehweide weiden dürfte? Könnten nicht wieder Unruhen, wie zur Zeit der Hundert und Vier, wegen dieser Viehweide hervorgerufen werden? Würde das christliche Vieh nicht vielleicht dem jüdischen entgegnen: die Gräfin Emma von Leesum, welche diese Viehweide, die man auch Bürgerweide heißt, und die durch diese Bezeichnung vor allen anderen Viehweiden hochgeehrt wird, an die Stadt Bremen schenkte, hat dabei nicht gedacht, daß einst jüdische Ochsen und Kühe hier grasen sollten? Wir christlichen Ochsen, deren Ahnen einst dem Vertheidiger der Antwerpener Citadelle Ehrfurcht einflößten, als er seine Holländer auf ihrem Gebiete in den Waffen übte, wir christlichen Ochsen verlangen die Schenkungs-Urkunde der Gräfin Emma von Leesum zu sehen. Ja, es würde für die Ruhe des Staats zu fürchten seyn, wenn Bremen die Juden emancipirte. Lübeck hat nun freilich nicht eine so ausgedehnte, schöne Viehweide, derentwegen sich Streitigkeiten erheben könnten, aber es hat das Hospital zum heiligen Geist, welches von Bertram Morneweck gestiftet wurde, einem frommen Handelsmann, der nur an christliche Bürger bei dieser Stiftung dachte. Man würde wirklich die Juden in Lübeck nirgends unterbrin-

gen können; allenthalben würde die christliche Liebe dabei in den Weg treten. Und die Moislinger Juden sind arm, wie die Hastedter; sie haben das Geld der Frankfurter nicht, sich Synagogen, Waisenhäuser und milde Stiftungen zu erbauen. Was sollte aus den Juden in Lübeck werden? Vielleicht würden Lübeck und Bremen humaner handeln, wenn die reichen Frankfurter, Berliner, Wiener, Münchener Juden Geld zu einer Juden-Viehweide, oder zu einem heiligen Geist-Hospital für Hastedt und Moisling hergäben. Daran liegt auch viel, daß Jene, die sich die Ersten Israels nennen, die an die Stelle der alten Propheten getreten sind, sich mehr für Israel überhaupt interessiren, als solches bis jetzt geschehen ist. Nicht Gabriel Riesser allein kann Israel der bisherigen Hörigkeit entreißen, Worte genügen hier nicht, die That muß ihnen auf dem Fuße folgen. Das Volk Israel muß unter einen Hut gebracht werden, und Rothschild hat ja Silber-Barren genug im Keller, um sie an die Emancipation der Juden zu setzen. So viel ist nun einmal gewiß, die Christen werden denselben nie materielle Mittel an die Hände geben, ich meine Geld, damit sie eine andere materielle Bahn betreten können. Dr. Wirth hat früherhin einmal von einer deutschen Nationalbank und Gelddarlehen aus derselben auf persönlichen Kredit gesprochen. Eine jüdische Nationalbank würde der Emancipation Israels dienen können; die christliche Religion würde ein Einsehen bekommen, man würde erkennen, daß die Juden Vertrauen zu sich selbst haben, man würde weniger von ihnen für den Staat fürchten, wenn dem Trödeljuden Mittel zu Gebote ständen, ein Gewerbe zu ergreifen und dem Staate zu dienen. Israel hat das Geld in Händen und dieses Geld hat Israel so mächtig gemacht in Deutschland. Der Adel, dieses alte Institut des Mittel-Alters, hat dem jüdischen Gelde nachgeben müs-

sen; Deutschland hat jüdische Freiherren und Barone erlebt, jüdische Ritter, Alles des Geldes wegen. Wenn Deutschland eine jüdische Nationalbank erlebte, so würden die jetzigen Juden sicherlich nicht vor der Emancipation sterben. Und was ist den Juden, die Fürsten und Völker in den Händen haben, leichter, als eine Nationalbank zu gründen? Ich glaube es nicht, daß dieselbe jemals, bei allen möglichen Unfällen, bankerott machen kann, wenn Israel ihr nur einen Antheil an dem Papierhandel einräumt, durch welchen es die Welt beherrscht. Mein Vorschlag wäre in der That von Israel zu beherzigen.

Israelsdorf — da wird man an eine Juden-Kolonie denken. O nein! es ist ein christliches Dorf, in einem christlichen Hölzchen mit christlichen Gastwirthen, ein freundliches, humanes Dorf, von Eichen und Buchen umkränzt, der lieblichste Vergnügungsort der Lübecker, und ich kann es nicht angeben, woher man den Namen entnommen. Die Lübecker passen gar wohl zu dem bunten, duftigen Grün, sie sind licht und lebensfroh, und man stößt hier nirgends auf die langen steifen Laternenpfahl-Physiognomieen, wie sie Bremen aufzuweisen hat, die über Kaffee und Thee, über Strickstrümpfe und Bremer Cigarren nie und nimmer an den lieben Gott in der Natur denken. Die Lübecker genießen mit Anmuth die Gaben, welche jene ihnen reicht, es ist Frühling in ihnen, wenn sie im Israelsdorfer Holz sind, auf den Fischerbuden, in Travemünde. Sie besitzen die Grazie der Socialität, und der Sonntag ist ihnen kein schwerer Seufzer nach vollbrachter Arbeit, bei welchem sie schon wieder des morgenden Tages gedenken. Blank und hell, geschmückt und freudumglänzt stellt sich ein lübeckischer Sonntag dar; man sieht es den Lübeckern an, sie würden sich auch, ohne die Genesis und den Herrgott, einen solchen

Sonntag geschaffen haben, sie feiern ihn in Liebe, die sie auch, ohne in der Kirche gewesen zu seyn, mit hinaustragen in's Freie. Pfingsten wird mit Maienbäumen aufgeputzt, der Weihnachts-Abend mit Tannengrün, welches man dann in allen Conditoreien und Weinhäusern zu Lauben, Guirlanden, Dekorationen der Wände u. s. w. angewendet sieht. Der Lübecker kennt Volks-Vergnügungen. Er feiert seinen Christabend nicht allein in der Stille des Hauses, nein! es zieht ihn hinaus auf den Christmarkt, in die Oeffentlichkeit, in den Raths-Weinkeller, wo die langen unterirdischen Gänge hell erleuchtet sind, wo sich die Freude drängt. Ich habe bei dem Weihnachts-Volksfeste nie ein zu Viel wahrgenommen, nie eine Ausartung des Vergnügens in Rohheit, nie eine Unanständigkeit, die das bevorstehende Christfest profaniren könnte. Die Lübecker haben in dieser Hinsicht vielen Takt. Wer könnte es ihnen aber verargen, wenn sie das Fest der Christenheit, außer kirchlich, auch lebensfroh begehen? — Außer Israelsdorf hat Lübeck noch die Fischerbuden an der Wakenitz, die Lachswehr zu öffentlichen Vergnügungsörtern, unzählige Sammelplätze für die untere Volksklasse abgerechnet. Die Begüterteren haben ihre Gärten und Landhäuser, in welchen ein gastliches Familienleben herrscht, welches — wie schon früher bemerkt — dem Fremden das einsame Lübeck so anziehend macht.

Travemünde ist nun das eigentliche Sans-Souci der Lübecker. Es ist ein Flecken, an der Mündung der Trave in die Ostsee gelegen, durch die Dorsche — Ostseefische, die hier am schmackhaftesten zubereitet werden — und sein Seebad auch dem Auslande wohlbekannt. Es giebt bekanntlich viele Ostsee-Bäder: das hochadelige Doberan, das romantische Putbus auf Rügen, das berlinbesuchte Swinemünde; aber Travemünde ist das bürgerlichste, fashonableste Seebad des baltischen Meeres. Es waltet

hier die ächte, wahre Bade-Behaglichkeit, jenes sociale Leben, welches sich auf Freiheit und Gleichheit stützt und die Standes-Scheidungen verachtet. Protonotarius Lembke, ein Mann der Courtoisie und Noblesse, heiter und lebensfroh, ein sociales Genie, hat viel dazu beigetragen, das junge Travemünde mit den anderen Ostsee-Bädern rivalisiren zu machen, und Hamburg flüchtet sich häufig in den Sommermonaten aus der dumpfen, stickigen Luft seiner engen, winkeligen, von hohen Gebäuden eingeschlossenen Straßen hieher, wo die Ostsee Kühlung und Stärkung bietet, und kein mecklenburgischer Adel den Ton angiebt. Es ist wahr, das berühmte Doberan gewinnt außerordentlich durch die einfache, durchaus nicht großherzogliche, Liebenswürdigkeit des regierenden Fürsten, der nun bereits fünfzig Jahre hindurch sein Paroli an der Doberaner Bank biegt; aber rechts begegnet man daselbst einen Herrn Von, links fällt man über einen Herrn Von, und will man die Mitte halten, so stößt man auf Advokaten, die neben dem Landadel die einzigen Merkwürdigkeiten Mecklenburgs sind. Güstrow und Rostock sind damit gepflastert, Wismar, Grevismühlen und die anderen kleinen Städte des Großherzogthums haben wenigstens auf den zehnten Einwohner einen Advokaten zu rechnen. Die Jurisprudenz und der Adel, die sich in den Sommermonaten aus den beiden Großherzogthümern Mecklenburg nach Doberan begeben, geben dem geselligen Leben daselbst eine luxuriöse Farbe und König Pharao hat seine Haupt-Residenz in Doberan aufgeschlagen.

Die Badegebäude des Travemünder Seebades sind keineswegs großartig; sie sind in bescheidener Eleganz gehalten, geschmackvoll und ländlich. Auf dem sogenannten Leuchtenfelde, hundert Schritte vom Ostseestrande, erheben sie sich, geschieden in ein Speisehaus, Logirhaus und eigentliches Badehaus für warme Seebäder. Sie sind

von anmuthigen Anpflanzungen umgeben und gewähren die Aussicht auf das Meer, auf den Flecken Travemünde und auf die Mecklenburg'sche Küste. Die See bietet hier den Anblick eines belebten Weltmarkts durch die an- und absegelnden Schiffe, auf welchen das freundliche Travemünde, mit seinen reichbemasteten und bewimpelten Antlitze harmlos herniederschaut. Die Bade-Anstalten in der offenen See sind ohne weitere Vorkehrungen. Durch Badekutschen wird man in die Arme Neptuns geleitet, der hier auf weichem, weiß-sandigen Grunde ruht, und dem man sich ohne Gefahr anvertrauen kann; denn nur allmählig senkt sich der Boden tiefer.

Meine Lübecker Skizzen möchte ich — selbst bei dem besten Willen — nicht weiter ausdehnen können. Literatur und Kunst leben in der alten Hansestadt nicht viel mehr, als ein Handwerksleben, und was der Gemeinsinn gestiftet, es beschränkt sich höchstens auf städtische Verhältnisse, die ohne Interesse für Deutschland sind. Ausgezeichnetes, Außergewöhnliches findet man in dieser Hinsicht Nichts. Zwei Buchhandlungen versorgen Lübeck und einen großen Theil von Holstein mit der neuesten Literatur, einen bedeutenden Verlag hat Keine derselben aufzuweisen. In der „Vereinigung" findet man eine ziemlich reichhaltige Ausbeute politischer und schönwissenschaftlicher Zeitungen. Das Theater ist mittelmäßig und feiert im Sommer, wodurch es denn erklärbar, weßhalb hier nie ein einstudirtes Ensemble zu erwarten ist. Mit einem Worte, Alles deutet an, daß Lübeck durch die Gegenwart nicht im kräftigen Mannes-Alter schreite, daß es vielmehr, als silberhaariger Greis, ohne den raschen, gleichförmigen Pulsschlag eines regen öffentlichen Lebens, jene durchschleiche, freilich stolz und nicht ohne Glorie der Vergangenheit, die von den Thürmen und aus den Kirchen strahlt, aus den vielen frommen, begüterten Stiftungen,

aus der Geschichte, aus den Fluthen der Ostsee, über welcher Lübeck einst den Scepter hielt; aber doch sonst schwach und entmarkt, wie Nürnberg, Augsburg, wie die alte Kaiserstadt Aachen, die jetzt von ihren Tuchfabriken lebt, aber im Leben nicht mehr die Blicke der Welt auf sich zieht, wie einst, als hier die deutsche Krone vergeben wurde.

Bremische Skizzen.

Bremen ist eine ernste, gescheuerte Stadt, mit Lindenbäumen vor den Häusern, sonst ziemlich nackt und kahl gelegen, in einer Sandwüste, unter Rüben und Braunkohl. Sie hat das Ansehen eines behaglichen „Myn Heer", der seine Geschäfte besorgt und der Ruhe pflegt. Sie sieht so wenig stolz aus, wie dieser, aber auch eben so gravitätisch, so selbstgefällig; denn der lange Roland auf dem Markt, der Bleikeller, unter dem Dom und der Weinkeller, unter dem Rathhause, das Alles sind Dinge, auf welche sie sich nicht wenig einbildet. Dabei hat sie Tabak und Cigarren, Wallfische, Häringe und Thran, Wein, Zucker und Kaffee und wohl an 35,000 Einwohner, die sich in Lutheraner und Reformirte theilen und durchaus Nichts von einer evangelischen Kirche hören wollen. Diese Einwohner sind ruhige, bedächtige Leute. Sie leben den Tag über ihren Geschäften, schließen Abends zehn Uhr die Hausthür, gehen alljährlich wenigstens einmal zum Abendmahl, und sorgen dafür, daß an jedem Sonnabend Haus und Hof von oben bis unten gereinigt werden. Unter den Einwohnern giebt es Angesehene und Unangesehene, nämlich solche, die von Rechtswegen ein jeder Bremer ansehen, vor welchen er den Hut ziehen muß, und solche, die man füglich unangesehen lassen kann. Zu den Ersteren gehört insonderheit der Senat, der, wie der Staatskalender es besagt, in das oberviehländische, das niederviehländische, das hollerländische und werderländische Quartier getheilt wird. Außerdem gehören dazu die Verwandten

des Senats bis zum achten Grad, kanonischer Rechnung, alle Leute, die Geld haben, die älteren Doktoren der Rechte, die einst das Glück hatten, sich amtlich Herr nennen zu dürfen, und die jüngeren, die durch eine Heirath entweder mit einem hohen Senat, oder mit irgend einer Notabilität in Verbindung gebracht, oder, weil man ihren Großvätern von Staatswegen verpflichtet zu seyn glaubte, zu Unter- und Obergerichtssekretären gemacht wurden. Zu den Unangesehenen gehören alle Leute, die weder einem armen Teufel durch ihre Empfehlung helfen, noch durch bösen Leumund schaden, die keine Stipendien vergeben können, die nicht einmal Vorsteher eines Armen-, oder Waisenhauses sind.

Die Religion Bremens ist allerdings — wie auch schon aus dem Vorhergehenden erhellt — die christliche. Man glaubt in Bremen festen und treuen Sinnes an die Bibel, an das Wort, an die Geistlichkeit, an die Bigotterie, an den Pietismus, an den Mysticismus; man glaubt an das Alles mehr, als an die — Menschheit. Ja, es ist ein hartes Urtheil; aber wer nicht „Borger" ist, wer wohl gar ein Schauspieler ist, der muß nothwendigerweise sehr berühmt, oder sehr empfohlen seyn, soll man ihm im socialen Leben Gerechtigkeit widerfahren lassen und in Haus und Hof einführen. Bei aller Vorliebe für die christliche Religion nämlich ist man dennoch in Bremen dem Götzendienste sehr zugethan, und diesen Götzendienst kann man vorzugsweise Philisterismus heißen. Der Philisterismus huldigt zuerst dem „Borger". Wer ein Bremer Bürger ist, spricht stolz, die Hand auf der Brust: „Ick bin Borger". Diese Bezeichnung gilt mehr in Bremen, als: „Ich bin Mensch". Sodann huldigt der Philisterismus dem Senat; er spricht mit gekrümmtem Buckel: „die Herren". Vier und zwanzig Senatoren und vier Bürgermeister sind diese Herren; und wenn in dem

freien Bremen im Allgemeinen von Herren gesprochen wird, so sind nur die Mitglieder jenes Körpers darunter zu verstehen. Ihnen gegenüber ist Alles unterthäniger Diener. Endlich huldigt der Philisterismus der Angesehenheit, d. h. allen jenen kleinen Notabilitäten, (sie seyen es nun durch ein Amt, oder Geld,) welche in den Freistaaten so häufig sind, weil hier Jeder, der so einigermaßen verwendbar ist, zu einem Amte genommen wird; jeder aber, der reich ist, durch seine Person allein schon imponiren kann. Die Angesehenheit lehnt sich meistentheils nicht nur an den Senat, sie hat auch eine große Anzahl Muhmen und Basen, Stadt-Accise-Kassenschreiberinnen und Ober-Floß- und Fischmeisterinnen, sie hat Theegesellschaften und Kränzchen, Kindertage und dergleichen Dinge, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Und diese öffentliche Meinung ist, der Angesehenheit gegenüber, wie das Lamm am Kreuze. Was jene auch denken mag, sie wagt es nicht, vor der Angesehenheit sich auszusprechen. Ja, wenn sogar einmal ein Mitglied der Letzteren einen Fehlschritt thut und zu Zuchthausstrafe verurtheilt wird — gegen welche selbst die Angesehenheit nicht schützt; denn die Gerechtigkeit waltet streng in Bremen — so kann man ziemlich sicher seyn, daß die Organe der öffentlichen Meinung, die Thermometer des Volksgeistes: die Zeitungen, demüthig erklären: Er ist ein Schurke, aber er ist aus einer angesehenen Familie. Ja es ist mit dem Philisterismus ein arges Ding in Bremen, er läßt die Humanität nicht aufkommen. Die Leute gehen in die Kirche, hören auf ihre Prediger mehr, als auf Gott, glauben an den Senat so fest wie an Christum, aber wenn sie mit einem Schauspieler zu Tisch gehen sollen, so stutzen sie, wenn sie mit einem Schauspieler das Abendmahl genießen, machen sie wohl gar ein Kreuz und sprechen gläubig, indem sie Christi Blut

trinken: „Ich danke Dir, Herrgott, daß ich nicht bin, wie der hinter mir, ich danke Dir, daß ich Bürger bin und hundertausend Thaler in meinem Vermögen habe.“ Es ist wirklich entsetzlich mit dem Bürgerstolz in Bremen, und ich weiß es wahrhaftig nicht, wie Herr Johannes Rösing, der in diesem Augenblick der bremische O'Connell ist, es anfängt, die Bremer die Zeit, d. h. eine andere Zeit, als die, welche in Bremen an der Ordnung ist, zu lehren. Er soll — wie ich schon früher bemerkte — in der Union Vorlesungen über den Geist der Zeit halten, aber die Uhren in Bremen zeigen stets zwischen 12 und 1, auf Mitternacht, und in diesem Zeitraum liegt Alles, was Bremen so eigentlich charakterisirt: Mallet, der „Kirchenbote“, der Mysticismus, die „neue Eintracht“, die mir wie ein „neuer Kalender“ aus dem sechszehnten Jahrhundert vorkömmt, ja sogar der bremische Patriotismus, der sich vor jedem andern Patriotismus dadurch auszeichnet, daß er sein Bremen keinen Augenblick läßt, daß er es allenthalben mit herum trägt. Gott! ein bremischer Tabaks- oder Weinreisender würde er nicht an den Quellen des Nils, in Is- und Lappland als Bremer zu erkennen seyn? Er würde dem Vicekönig von Egypten die Bremer Cigarren vor dem türkischen Rauchtabak anempfehlen, dem Isländer würde er „Pinkeln“ und Braunkohl anpreisen, dem Lappen würde er den Bremer Wallfischthran rekommandiren; ewig würde er ausrufen: „das haben wir auch in Bremen!“ Und führte man ihn zu den ägyptischen Pyramiden, er würde an den Bleikeller in Bremen denken, bei den ägyptischen Mumien würde er auf die bremischen verweisen. Ja, es ist ein Unglück des bremischen Patriotismus, daß er nur bremisch ist, nicht deutsch, daß er sich nicht über den Bürgenkonvent versteigt, nicht über den Weinkeller, nicht über die Bremer Cigarren, ja nicht einmal über die alten ledernen Mu-

mien des Bleikellers und den langen Roland, der das Schönste in architektonischer Hinsicht ist, was Bremen aufzuweisen hat, dessen aber der Bremer sicher, neben dem Apollo von Belvedere, gedenken würde, gerade so, wie er im Winter, beim Anblick der Schweizer Gletscher, ausrufen möchte: „Es flimmert und glänzt wie Silber, aber der Braunkohl von Bremen wächs't nicht unter dem Schnee der Gletscher, und wenn ich jetzt in Bremen wäre, ich würde eine „Langkohlparthie" nach Horn mitmachen". Der Bremer ist vielleicht der Einzige unter den Freistädtern, der nie über seine Vaterstadt hinaussieht, und das: „Ick bin Borger" drückt seine ganze Nationalität aus. Mit diesen drei Worten schlägt er einem jeden Fremden hinter die Ohren; kann er sich nicht mit den Behörden zurecht finden, glaubt er sich von ihnen gedrückt, oder lädirt, er spricht sicher: „Herr Senahter, ick bin Borger". Entgegnete mir doch einmal ein Schneider, der von auswärts, wegen Alimente, gerichtlich in Anspruch genommen wurde, obwohl die Klage durchaus faktisch und juristisch begründet war: „Et is doch schändlich, dat man eenen Borger nich bäter in Schutz nimmt un ick an dat Minsch nun noch dat Geld betahlen mutt". Wer auf den Bürger provocirt, der kann sicher seyn, daß er in allen Fällen bei seinen Mitbürgern ein geneigtes Gehör findet. Die handgreiflichste Hülfe wird einem Bürger zu Theil, der mit einem Fremden in Kollision geräth, wenn er die bedeutsamen Worte spricht: „Ick bin Borger". Man glaube ja nicht, daß bloß die untere Volksklasse diesen Worten folgt, nein auch die Ohren der feinern Welt spitzen sich bei dieser Redensart, und man ist sehr geneigt, dem Bürger Eins vorzugeben in jedem Spiele, welches dieser mit einem Fremden hat. Es ist das Alles ein Zeichen, daß die Humanität mehr, oder minder auf schwachen Füßen in Bremen steht; obwohl

das Festhalten an der Vaterstadt, an Haus und Hof, an dem Mitbürger wiederum manches Ersprießliche für das Gemeinwesen wirkt. Indeß stellt es jedenfalls Bremen in eine gänzliche Abgeschlossenheit von dem übrigen Deutschland. Die deutsche Nationalität geht in dem bremischen Bürger unter.

Diese Isolirung Bremens, diese Trennung der alten Reichsstadt von dem übrigen Deutschland ist Eins der Uebel, die aus unserm zerrissenen Vaterlande erwachsen; aber es sieht in dem kleinen Staate um so widerwärtiger aus, als in demselben eigentlich wenig Gründe vorliegen, auch nur ein Fünkchen deutschen Patriotismus zu erwecken. Der Handel weiset Bremen auf Westindien und Mexiko hin, auf Brasilien, auf die vereinigten Staaten von Nordamerika, aber Deutschland interessirt es nur insofern, als es dort seinen Tabak und seine Kolonialwaaren absetzt. So lange der alte steinerne Roland auf dem Markte stehen bleiben wird, so lange — sagt eine Volkssage — wird Bremen eine freie Stadt bleiben. Der Fall Deutschlands würde Bremen weniger erschüttern, als wenn jenes alte Steinbild an einem heitern Sommermorgen zertrümmert am Fuße des Rathhauses läge und nicht innerhalb vier und zwanzig Stunden wieder aufgerichtet werden könnte; denn diese Frist ist der Wiederherstellung Rolands und der Sicherung der Freiheit Bremens von der Sage gesetzt. Man hat auch deshalb auf jeden möglichen Unfall Rücksicht genommen, und im Rathsweinkeller liegt ein kleiner Roland versteckt, den man augenblicklich an die Stelle des Gefallenen setzen würde. — Bremen sendet seine Söhne nach London, nach der Havannah, nach Philadelphia, nach New-York, nach Boston und Baltimore, diese Söhne lernen die neue Welt aus dem Grunde kennen; aber in der alten Welt kommen sie oftmals nicht weiter, als bis nach Hamburg;

Hannover kennen sie nur bis Brinkum, welches die südliche Grenze des bremischen Territoriums bildet, und der ächte Bremer, besonders der, welcher in der Nähe der Stephanskirche wohnt, von der Fischerei lebt und den „Kirchenboten“ lies't, möchte wohl geneigt seyn, die Lüneburger Heide mit jenem Franzosen von einem peuple sauvage des Heidschnucken bevölkert zu glauben. Trifft man einen Bremer im Reiche, so kann man Hundert gegen Eins wetten, er ist ein Wein- oder Tabaksreisender, oder er gebraucht das Bad, oder studirt in Göttingen, oder Heidelberg. Wenn das Bedürfniß, oder das Vergnügen die Leute nicht über das bremische Weichbild hinausführt, so leben und sterben sie mit Bremen, schwören bei „Pinkeln und Braunkohl“ und erklären Oberneuland und Vegesack, St. Magnus und den Lesumer Brook für die reizendsten Gegenden Deutschlands.

Die Stadt Bremen ist unregelmäßig gebaut; man sieht es, sie ist nach und nach das geworden, was sie jetzt ist, wie alle jene Städte, die über das Mittelalter hinwegragen und sich unter Kampf und Sieg, unter Pest und Belagerungen, unter Zwiespalt und bürgerlichen Unruhen, unter der Hierarchie und der Reformation ihrem jetzigen ruhigen Standpunkte näherten. Die Häuser der Stadt haben das Ansehen bedächtiger Handelsherren, die keine Equipage halten, wenn sie nicht wenigstens hundert tausend Thaler im Vermögen haben, die aber Millionen im Vermögen haben können, ohne daß sie sich deshalb geneigt fühlen, sich ein Wohnhaus bauen zu lassen, dessen drittes Stockwerk zu etwas Anderem eingerichtet wäre, als zu Kornböden und Waarenlagern, auf dessen Hausflur nicht Tabaksfässer lagern könnten. Alles ist vorsichtig und massiv gebaut, hoch und weitläufig, um den Handel mit seinen Waarenballen beherbergen zu können. Nach ihm kommt die Bequemlichkeit des Hausherrn

und seiner Familie, der sich mit einem Theil des ersten und dem ganzen Raum des zweiten Stocks behilft, indeß die Hausflur, (Diele,) der gewölbte Keller unter derselben, der dritte und vierte Stock gastfreundlich Merkur geöffnet sind, der hier nur als Gott des Handels von den Kaufleuten verehrt wird, nicht als der der Diebe; denn wessen man auch die Bremer beschuldigen mag, Solidität und Kredit — nicht blos Handelskredit, sondern auch der moralische — gelten hier viel. Freilich kann man oft mit dem Schein und der guten Familie viele Jahre — statt der Moral — durchkommen; denn der Bremer glaubt einem einfachen Kleide, einem gottgefälligen Wandel, der Abends zu rechter Zeit nach Hause kommt, sehr viel; aber wenn der Nebel fällt und die Heiligkeit ihr Ende erreicht, so wendet sich Alles mit wahrem Abscheu von dem geheimen Sünder und die Gesetze richten ihn auch in seinen weltlichen Verhältnissen mit aller Strenge.

Ich möchte die Miene der Stadt nicht finster nennen; denn obwohl die Straßen eng und winkelig sind, die Häuser altfränkisch und hoch, größtentheils mit spitzen, der Straße zugewendeten Giebeln, so geben dennoch, besonders im Sommer, die Lindenbäume vor den Häusern und die blanken Hausthüren, die gescheuerten Thürschwellen, die glänzendhellen Fenster Bremen jene holländische Freundlichkeit, die immerhin ernst genug aussieht, um sie nicht eine lachende heißen zu können, aber doch licht genug, um selbst Winters, wenn Alles so nebelig ist um und in Bremen, sich nicht in Finsterniß zu wandeln.

Den Bremern ist die Ordnung und Reinlichkeit in der That angeboren. Vor Flöhen und Wanzen ist man hier eben so sicher, als auf der andern Seite der Kauf eines Hauses rückgängig gemacht werden kann, wenn sich in demselben das letztere Ungeziefer vorfindet. Die Stadt selbst, mit ihren alten unregelmäßigen Straßen und ih-

ren höchst unleganten Gebäuden, ist ein Abbild jener Reinlichkeit, die die holländische in so fern noch übertrifft, als sie keinen Spucknapf auf dem Tische bei'm Essen duldet. In der That, man kann Bremen nebelig, gescheuert, geleckt, bigott, herrenhutisch heißen, aber finster ist es nur dann, wenn zur Winterszeit, weil Mondschein im Kalender angegeben ist, die Witterung und Wolken aber zwischen Mond und Kalender treten, keine Laternen brennen.

Um Bremen herum ist Alles sandig, Alles Rübennatur und Torf und Heide. Man hat hier viel verschönert durch die Kunst, aber die Gegend ist zu widerspenstig, zu kalvinistisch-trocken, um eine poetische Farbe dulden zu können. Nur um Vegesack herum, zu St. Magnus und Blumenthal, an der Weser und Lesum, auf den grünen Anhöhen an diesen Flüssen und in den Eichwäldern neigt sie sich zu einem leichten romantischen Lächeln. Indeß die Bremer sind genügsam; Sonntags, nach vollbrachter Arbeit, schleppen sie sich müde und entkräftet nach Horn und Oberneuland, trinken Kaffee und Thee, rauchen Havannahcigarren, und die Frauen — stricken Strümpfe für den Haushalt. Die Natur um Bremen ist ihnen gerade zum Ausruhen gut genug, der Sonntag, der einzige Tag, an welchem sie sich mit ihr beschäftigen können, ist ihnen ein schwerer Seufzer, nach vollbrachter Arbeit; die Genesis hat ihn ihnen als Ruhetag bestimmt, und sie arbeiten an diesem Tage höchstens bis zwölf Uhr Mittags in den Comptoiren und Werkstätten. Die Arbeitsamkeit, die nie rastende Thätigkeit der Bremer ist zu loben; aber das Gefühlleben geht in dieser steten Richtung des Geistes nach dem Materiellen unter; in der Woche arbeitet Alles vom Frühroth bis zur späten Nacht; Feiertags nur begeben sich die Mittelstände in die bremische schöne Natur mit dem Herrenhuterangesichte.

Was vom Stande ist hat seine Landhäuser, (Vorwerke,) in welchen es abgeschieden, bremisch-hochmüthig lebt und Diners giebt.

Die eigentliche Angesehenheit Bremens mischt sich nie unter das Volk, aber nicht, wie in Lübeck, weil sie geistige Bedürfnisse davon trennen, sondern weil der vornehme Stolz dazwischen tritt, der durchaus etwas Apartes haben will, ohne daß er specielle Gründe dafür anzuführen weiß. Man hat es nicht gern, wenn der Sohn eines Handwerkers Kaufmann wird, man hat es sehr ungern, wenn er studirt; studirt er aber, so wird man ihn nur dann thätig unterstützen, wenn er sich auf die Theologie und Philosophie legt; man sieht es sehr gern, wenn die Jurisprudenz, die den Senat ergänzt, den Söhnen eines hohen Senats ausschließlich eröffnet bleibt. Wer Bremen vom Nepotismus freisprechen wollte, der würde es nicht verantworten können. Ich glaube nicht, daß es irgend einen Gerichts-Sekretär in Bremen giebt, der nicht in einem Verwandtschafts-Verhältnisse zu einem hochedlen und hochweisen Rath steht, dessen Großvater nicht Bürgermeister gewesen, dessen Vater, oder Bruder nicht Senator ist. Der Senat, welcher alle Beamten-Stellen zu besetzen hat, verfährt hier ziemlich willkürlich. Es läßt sich nicht läugnen, daß er stets einen Würdigen zum Amte nimmt, aber man kann sehr sicher seyn, daß er nur auf die ihm zunächst stehenden Würdigen sieht. Es ist in der That sehr zu bedauern, daß in einem Freistaate der Bürgerschaft verfassungsmäßig keine Theilnahme an der Aemterbesetzung eingeräumt ist. Wie leicht ließen sich hier für die verschiedenen Staats-Aemter bestimmte bürgerliche Kollegien feststellen, die dem Senate, bei der Ernennung der Beamten, adsistiren müßten. Das Gleichgewicht zwischen Senat und Bürgerschaft würde dadurch erhalten werden; die Beamten würden Beamte

des Staats im ganzen Sinne des Worts seyn und nicht bloße Senats-Beamte.

Der Senat in Bremen ergänzt sich freilich nicht — wie in Lübeck und Hamburg — selbst; die Bürgerschaft konkurrirt bei der Raths-Wahl, aber nur zum Scheine. Bei einer Senator-Vakanz erwählt die Bürgerschaft im Konvente zwölf Männer aus ihrer Mitte. Unter diesen Zwölfen wählt das Loos Vier, die, in Verein mit eben so viel Senatoren, dem Senate drei Bürger vorschlagen, aus welchen dann der Senat in corpore den neuen Senator zu wählen hat. Nun aber ist es wohl denkbar, daß die vier Senats-Mitglieder dahin sorgen werden, daß unter jenen Dreien wenigstens Einer ist, der dem Senate zusagt. An der eigentlichen Wahl nimmt ja die Bürgerschaft keinen Antheil. Deshalb weiß man es denn auch in Bremen so ziemlich vorher, wen die Ehre trifft, und der Bezeichnete kann es in Gottes Namen darauf wagen, Haus und Hof zum Empfang der Gratulanten einrichten zu lassen; er wird selten vergebliche Fürsorge treffen. Ja, man erzählt sich in dieser Hinsicht komische Geschichten in Bremen. Im vorigen Jahrhunderte, als die Bürgerschaft in Bremen sich ganz und gar nicht um die Rathswahl zu kümmern hatte und der Senat sich noch selbst ergänzte, soll einmal der Fall vorgekommen seyn, daß ein hochedler, hochweiser Rath sich gar nicht wegen des neuen Senators einigen konnte. Man debattirte vom frühen Morgen bis zur Dämmerung über diese Angelegenheit, und entschied sich endlich dafür, man wolle denjenigen Juristen zum Senator wählen, der der Erste dem Rathhause vorübergehen würde. Es erschien denn auch wirklich ein Solcher, in salutem reipublicæ, und man besann sich nicht lange, er wurde flugs zum Senator erhoben. Wenn die Geschichte nicht wahr ist, so ist sie wenigstens gut erfunden, sie persiflirt

das Wahl-Unwesen trefflich. Und was die Besetzung der Aemter betrifft, hat sich nicht mancher Bürgermeister vor fünfzig Jahren zu dem Ende goldene Vorschriften machen lassen? Ich könnte von Maklern erzählen, die sich ihre Stelle 2000 Thaler haben kosten lassen; ich weiß das aus guter Quelle. Das ist nun anders geworden, allein die Bürgerschaft, der man einst so schändlich mitgespielt hat, sollte in der neuen Verfassung, die noch in den Geburtswehen liegt, allerdings auf eine festere Stellung dringen. Ich habe es schon gesagt, „Tafel und Buch“ und „die neue Eintracht“ sind nicht für unsre Zeit, aber man scheint noch immer auf ihnen ruhen zu wollen; denn seitdem man den Doktoren ihren Herrn in Amtssachen genommen hat, ist nichts weiter für die Aufklärung in Bremen geschehen, und man schwört noch immer auf den Rottenmeister, der de facto et de jure längst zu den Antiquitäten gehört. „Ich will dem Rath gehorsam seyn“ heißt es noch, wie recht und billig, in diesem Jahre, aber dieser Gehorsam bezieht sich nicht nur auf das Gesetz, nein er bezieht sich auch auf den alten verschimmelten Firlefanz früherer Jahrhunderte, welchen Bürgermeister von Büren und seine Genossen durch Gewalt und Geld, durch Unterstützung von Außen den freien Bürgern abzwangen. Es ist das höchst thöricht und unfrei, höchst servil, höchst hundsföttisch-devot.

Das Familienleben ist eine Lichtseite der Bremer; indeß es trägt auch viel, sehr viel zur Abgeschlossenheit des Bürgers bei. Alles zersplittert sich in den Familien, die, wenn sie angesehen sind, allwöchentlich ihre „Kindertage“ haben, Tage, an welchen sich die Nachkommenschaft: Söhne, Töchter, Enkel, bei dem pater familias versammelt. Es liegt etwas Patriarchalisches in diesen Verhältnissen, aber sie beeinträchtigen den socialen Zustand; denn wer nun unglücklicherweise zu keiner Fa-

milie gehört, steht allein und verlassen. Es hält schwer in die Familien-Cirkel Zutritt zu erlangen und dieselben scheiden sich untereinander wiederum. Insonderheit halten die alt-bremischen Familien auf eine ziemlich strenge Abgeschlossenheit. Sie sind theilweise durch Heirathen verbunden, und der Grundton, der in ihnen herrscht, ist allerdings solider, als human. Wer seine Neujahrsrechnungen auf den Tag zahlt, an den Senat, Gott und Teufel glaubt, das Alter ehrt, regelmäßig zehn Uhr Abends nach Hause kömmt, höchstens auf dem Kasino tanzt, die Angesehenheit durchaus anerkennt, der mag sich endlich den Weg in jene alten „guten" Familien erschließen. Wenn er Doktor ist — vorzüglich Dr. Med., oder jur. — kann er vielleicht gar eine festere Verbindung mit ihnen herbeiführen. Die Töchter greifen gern nach dem Doktor-Diplom, und die Eltern haben — wenn Alles, was ich oben angegeben, in Ordnung ist, selten Etwas dagegen; denn sie sind der Meinung, daß ein Gelehrter wenigstens den Erbtheil nicht im Handel versplittern könne, und ist der Vater Senator, er wird schon für den Schwiegersohn Sorge tragen.

Die alten bremischen Familien stehen den nagelneuen Bürgern, die von Außen durch den Handel nach Bremen gezogen wurden, schroff gegenüber. Die Letzteren sind häufig südlicher, socialer und können sich nicht in die altfränkische Weise der ursprünglichen Bremer, deren Vorfahren bereits seit Jahrhunderten den Senator vererbten, hineinfinden. Die alten Familien sehen mit einigem Stolz auf jene herab; das hat denn zur Folge, daß die neuen Ansiedler sich im Ganzen auch wenig um den Staat bekümmern, mit welchem die alten Familien aufgewachsen sind, und welcher durch „Tafel und Buch" und „neue Eintracht" mit ihnen eng verbunden ist. Diese bemoosten Verträge zwischen Rath und Bügerschaft haben wirklich dem alten

bremischen Familien-Nepotismus so ziemlich den Staat in die Hände gegeben; die niedere Volksklasse glaubt, das müsse so seyn, und die reichere Volksklasse, die von Außen nach Bremen kam, ist zu indifferent und handelbeschäftigt — sie verdankt ja dem Handel Alles — als daß sie sich im Entferntesten um das Staats-Regiment bekümmern sollte, um so weniger, da sich — wie gesagt — kein reges sociales Leben in Bremen herausstellt, welches das öffentliche, das staatsbürgerliche Leben fördern könnte. So wirkt denn das abgeschlossene Familienleben auch höchst nachtheilig auf den Staat ein, und die zu hoffende Konstitution wird ziemlich lange auf sich warten lassen, da sie eine Entsagung jener alten Rechte involviren muß, auf welche der Senat und was an ihm hängt so große Stücke hält, und da die Bürgerschaft im Ganzen zu wenig thatkräftig ist. Wen einige Energie beseelt, den kann man gar zu leicht durch die Aussicht auf eine Senator-Stelle gewinnen. Nicht selten benutzt der Senat dieses Mittel, um einen energischen Widersacher los zu werden.

Die Gottesfürchtigkeit, die Religiosität der Bremer ist bekannt; sie halten erstaunlich viel auf die Kirche und auf deren Diener. Aber das Wort tritt hier an die Stelle des Lebens; der Bremer glaubt fester an die alten Gebräuche, als an die Menschheit. Sein Wohlthätigkeitssinn ist sehr zu rühmen, aber dieser Wohlthätigkeitssinn wird durch kleinliche Rücksichten beengt. Würde dieser, oder jener einem armen hülfsbedürftigen Schauspieler beistehen, er könnte leichtlich von seinen Mitbürgern den Vorwurf erhalten, daß er seine Spenden doch lieber einem Bürger hätte verabreichen sollen. Es existiren Bibel- und Missions-Vereine in Bremen, aber der Nebel des Mysticismus lagert sich um sie, die Sonne der Humanität hat sie nicht hervorgerufen. Man hat große Pläne

vor, will die Christen bibelfest machen und die Heiden zu Christen, aber wer möchte es behaupten, daß manches Mitglied einer Missionsgesellschaft nicht einen Schauspieler für einen unverbesserlichen Heiden halte, dem man am besten mit den Worten: „hebe dich weg von mir“ begegnen könne. Die Form gilt den Bremern sehr viel, häufig Alles. Man würde unrecht thun, ihnen nicht durchgehends Moral einzuräumen, jene Moral, die keine privilegirten, dem Pandemos geweiheten Tempel in Bremen duldet, die das Gewand der Geistlichkeit für heilig hält, die Kirchen besucht und ihre Diener nicht darben läßt. Aber was ist diese Moral anders, als Form? Ist sie nicht bücher- und priesterverfertigt? Kann nicht bei ihr jedes Unkraut im Herzen erblühen, weil eben sie selbst nicht aus dem Herzen erblüht, sondern aus dem Worte. Diese Moral ist eine gute alte Sitte, unter welcher man den Schalk bequem verbergen kann. Man würde dem Bremer weiter unrecht thun, wenn man diese Moral für Schein halten wollte; indeß weil sie vererbt und anstudirt werden kann, weil sie, ohne inneres Leben, sehr wohl bestehen kann, so kann man hier auch mit dem Scheine sehr wohl auskommen. Wer dem Bremer die enge Form und das Wort vorhält, wer alljährlich wenigstens einmal den Wein und die Oblate genießt, allsonntäglich die Kirche besucht, in die „Kirchenbecken“ und den „Klingebeutel“ sein bestimmtes Schärflein giebt, nicht jeden Tag das Schauspiel frequentirt und bei Leibe nicht mit den Priestern desselben verkehrt — wenn er nicht angesehen ist, was ihn häufig gegen böse Nachrede sichert — wer seine Schulden bezahlt und ein guter Wirthschafter ist, wer, mit einem Worte, auf Anstand und bremische Sitte hält, der kann die ganze Stadt sehr leicht an sich glauben machen, selbst wenn er es verschmähen sollte, nach einem Schauspieler den geweiheten Wein an Christi

Tisch zu trinken. O! es ist sehr leicht, in den bremischen Heiligen-Kalender aufgenommen zu werden. Jene Reifrocks-Moral reicht vollkommen dazu hin.

Der Charakter Bremens ist die Bigotterie, sie giebt den Grundton im Leben an. Aus ihr erwächst jene engherzige Wohlthätigkeit, die stets ausruft: „der verdient es nicht, daß man ihm hilft!“ jenes Ansehen der Scheinheiligkeit, jene Duldung des Mysticismus und des Pietismus. Habe ich mir doch sagen lassen, daß einst, als Professor Weber, der Vorsteher der Gelehrtenschule, im Museum einen Toast auf die Aufklärung ausgebracht, Mallet, der Redacteur des „Kirchenboten“ dem Professor fanatisch-pietistische Blitzstrahle in's Gesicht geschleudert habe, daß aber der Senat, als Weber, wegen dieser Unbill, an die öffentliche Meinung gedruckt habe appelliren wollen, ihn gebeten, die Sache ruhen zu lassen, sie könne Aergerniß geben. Und die Gottfried hat sie nicht durch ihre Scheinheiligkeit sich eine Reihe von Jahren hindurch gegen das Schwert sicher gestellt? O sie kannte den Krebsschaden, woran Bremen leidet, und Dr. Dräseke mußte deshalb in der Kirche für die „fromme Dulderin“ beten, wenn ihr ein Kind nach dem andern dahin starb. Sie aber rief va banque! und ließ, als man im Publikum unruhig über die häufigen Todesfälle wurde, diesen, oder jenen Leichnam der Ihrigen öffnen, und die Aerzte sprachen von einer „sporadischen Cholera.“ Wie hätten sie bei einer solchen frommen Elisabeth an Gift denken können! Gesina Gottfried indeß ging in die Kirche und mordete darauf los, und es dauerte sehr lange, bis der scharfsinnige und humane Senator Droste sie dem Gesetze überlieferte.

Doktor! Herr Doktor! Der Name gilt viel in Bremen. Er ist die Schwelle zum Senat, dessen zwei Drittheile aus Juristen bestehen, sobald er utriusque juris ist. Vor

Zeiten betrachtete ihn der Bremer mit großer Ehrfurcht, die aber späterhin nachließ, als einige Dres jur., welche Anton Bauer in Göttingen promovirt hatte, bei'm Ober-Appellationsgerichte in Lübeck durch das Examen fielen, als sogar Einer von ihnen, auf des Präsidenten Heise's Frage: was unter einem großen Diebstahl zu verstehen sey? die Antwort ertheilte: ein Diebstahl von 500,000 Solidi, eine Antwort, die also für denselben nicht weniger als 495,000 Solidi zu viel verlangte, sintemal Karls V. peinliche und Hals-Gerichtsordnung nur 5 Solidi für den großen Dieb und den Galgen feststellt. Diese gewaltige Rechts-Unkunde bei einem von der Juristenfakultät in Göttingen promovirten Doktor ließ allerdings für die Sicherheit des Staats fürchten; es würden die meisten großen Diebe, wäre Jener Richter geworden, ziemlich frei ausgegangen seyn. Also der Doctor utriusque juris sank gewaltig bei den Bremern im Preise. Der Senat aber gerieth — freilich mit Recht — in fürchterlichen Ingrimm über das schnöde Promotions-Unwesen und sann auf Mittel, dem Doktorhut den Heiligenschein zu nehmen. Bisher hatten die Dres jur. vor ihrem Doktor das Prädikat: Herr erhalten, nämlich in Amtssachen. Andere Bürger wurden dagegen schlechtweg Hans, oder Peter genannt, ohne Herr. Starb ein Dr. jur., so hieß es amtlich von ihm: der selige Herr Doktor, von einem andern Bürger aber: weiland Hans, oder Peter. Das mußte anders werden; man meinte, es sey billig, daß die Doktoren für ihre Seligkeit etwas Anderes thun müßten, als das Doktor-Diplom vorzeigen, man schickte sich an, ihnen den Herrn zu nehmen. Es war ein großes Werk der Aufklärung, welches man beabsichtigte, ein Werk, welches, als es endlich ausgeführt wurde, nach acht Jahren die Julius-Revolution zur Folge hatte. In Bremen wurden in Wahrheit die ersten Schritte zur Be-

kämpfung der Aristokratie gethan. Indeß, wie ging man dabei zu Werke? Der Senat, statt die Doktoren der Rechte einzig und allein dem Examen des Ober-Appellationsgerichts zu unterwerfen und diesem die Entscheidung über ihren Doktor-Werth zu überlassen, ging sofort einen Schritt weiter und erklärte, daß jeder Doctor juris, selbst wenn er in dem Examen auf jede Weise seine juristischen Fähigkeiten bewährt habe, zuvor bei ihm, um Führung seines Doktor-Titels, supplicando einkommen müsse; widrigenfalls solle er sich desselben durchaus enthalten, d. h. in allen amtlichen Beziehungen. Es war das ein Gewaltstreich gegen eine gelehrte Würde, ein Gewaltstreich, den man beschönigen mußte. Man suchte ihm einen Rechtsgrund unterzuschieben, und zwar auf folgende Weise. Es giebt ein Gesetz in Bremen, welches dem freien Bürger die Annahme und Führung fremder Titel und Würden verbietet, wenn solches der Senat nicht genehmigt. Der Grund dieses Gesetzes ist der: es soll sich kein Bremer im Entferntesten einem fremden Staat verbinden. Bis dahin verstand man unter der Bezeichnung: Titel und Würden nur politische; der harmlose Doktor-Titel, als eine gelehrte Auszeichnung, wurde nicht dazu gezählt. Indeß der Senat behauptete, auch jener sey unter das Gesetz zu subsumiren; Bremen habe keine Universität, die Doktor-Würde werde von einem Bremer unter fremder Autorität erlangt; man müsse, um diesen Titel zu führen, vorher bei einem hohen Senate suppliciren. Mehre junge Doktoren, welche das Examen des Ober-Appellationsgerichts, zur Zufriedenheit des Letzteren, bestanden hatten und demnach unter die Zahl der bremischen Advokaten aufgenommen worden waren, waren anderer Meinung und verlangten in Betreff dieser Angelegenheit eine richterliche Entscheidung. Sie belangten einen hohen Senat, bei einem hochpreislichen Ober-Gerichte,

unter Beibringung ihres Doktor-Diploms, auf Anerkennung des Doktor-Titels, sie wollten Recht, statt Gnade. Was geschah? Der Staats-Anwalt, dem die Klage insinuirt wurde, lief in seiner Herzens-Angst zum Präsidenten des Ober-Gerichts, der, wie alle Beisitzer dieses Gerichts, Mitglied des Senats war. Man konnte indeß keinen rechtlichen Grund zur sofortigen Abweisung der Kläger aufspüren, man mußte die Klage annehmen. Ob man wegen des Ausganges dieses seltsamen Processes besorgt seyn mochte? Ich weiß es nicht. Aber nach einigen Tagen erhielten sämmtliche Kläger eine Ladung vor eine Kommission des Senats, und Herr Senator Heineken erklärte ihnen, daß sie, als angestellte Prokuratoren, als Staatsdiener, nicht gegen einen hohen Senat klagen könnten, sie müßten denn zuvor der Prokuratur entsagen. Es war ein offenbarer Gewaltstreich der Regierung, dieser Schritt, ein Hohn gegen die Justiz; aber Herr Heineken machte eine so ernste Amts-Miene und fixirte die jungen Leute so streng, daß sie, ohne Protestation gegen diese Kabinets-Gerechtigkeit, nach Hause gingen, wo Vater und Mutter sie vermochten, die Klage aufzugeben.

Man meinte, es handele sich ja doch nur um eine Unerheblichkeit und es stehe den jungen Leuten sehr wohl an, zu bitten. Der streitige Gegenstand selbst war allerdings ohne Bedeutung, aber die Art und Weise, wie man hier entschied, ist für die Behauptung sehr beweisend, daß der Bremer Senat gern absolutistisch verfährt. Sein Zweck, den Advokatenstand in eine abhängige Stellung von sich zu bringen, war bei dem Allen einleuchtend. Und man ging nun weiter, man nahm den älteren Doktoren der Rechte, die doch nun einmal als solche im Staatskalender standen und nicht wohl nachgehends zu suppliciren angehalten werden konnten, ihren Herrn in

Amtssachen, jenen Herrn, auf welchen sie so große Stücke hielten. Es sollte schlechtweg heißen: Doktor N., nicht Herr Doktor N. Das Gleichheits-Princip wurde durchgesetzt, ganz Bremen jubelte; aber die Dres jur. hielten so sehr an den Herrn, daß sie, als er endlich im Senats-Archiv begraben war, lateinische Floskeln in die gerichtlichen Citationen, die auf ihr Ansuchen verfügt wurden, setzten, um auf diese Weise, in guter klassischer Latinität, des Herrn entbehren zu können. So hieß es z. B. stets: „Ad requisitionem Dris N. N.“, nicht: „Auf Ansuchen des Doktors N. N.“ Indeß, das Werk der Aufklärung wurde durchgesetzt, der Senat bewies, daß er der eigentliche Herr sey. Die Sache ist freilich späterhin zur Genüge lächerlich gemacht worden, und noch bis auf diesen Augenblick kann ich mich nicht einer frohen Laune erwehren, wenn ich daran denke, mit welcher gewaltigen Amtsmiene Herr Senator Heineken diese Angelegenheit behandelte, wie er es sich im ganzen Sinne des Worts angelegen seyn ließ, die jungen Leute mit den Augen nieder zu donnern, wie er einen vollständigen juristischen Häringssalat, mit Hinweisung auf die Reichs-Gesetze, auf den Senat, auf die Prokuratur, verlas, um dann endlich dahin zu kommen, daß wir, (denn auch ich war unter den Klägern) nie und nimmer gegen einen hohen Senat klagen könnten.

Man hält in dem freien Bremen sehr viel auf die Subordination. Junge Leute dürfen nur eine Meinung, bei Leibe nicht einen Willen haben. Es ist einestheils bremische Sitte, daß das Alter die erste Stimme hat, anderntheils bremische Meinung, daß ein Senator ein erleuchteter Mann ist. „Sey ja recht höflich und unterthänig gegen die Herren“ sagte mir meine gute Mutter häufig, und andere Mütter thaten desgleichen. Man kann aus dieser Redensart schon die Gesinnung der Men-

schen entnehmen. Wahrlich! der Bremer hat eine gewisse Unterwürfigkeit, die er, bei aller Derb- und Grobheit, einem Höheren gegenüber, nicht verläugnen kann. Sein Höchstes auf Erden ist nun ein Senator. Die ersten Stände trachten nach dieser Glückseligkeit, und die niederen Stände beugen sich vor dieser Glückseligkeit. Der hohe Adel Hannovers wird allerdings in Bremen keine große Ehre erfahren, weil er kein Bürger ist, man wird ihn vielleicht — wenn dazu Gelegenheit ist — mit Grobheit behandeln, und das ist wieder ein Zeichen eines gewissen Servilismus, der nur da die irdische Hoheit achtet, wo sie ihm vorgesetzt ist. Ich sage nicht, daß diese Regel keine Ausnahmen erleidet, aber der Volkston ist durchweg der Art, wie ich ihn eben angegeben.

Poesie und Kunst finden in Bremen keinen Anklang, und es wird wenig für sie gethan. A. Däves und Hedwig Hülle, die den Homer übersetzt hat, sind die einzigen poetischen Notabilitäten. Der Erstere dichtet recht hübsche Romanzen und führt die Redaktion des „Bürgerfreundes" bereits seit Jahren für eine arme Wittwe, der er den pekuniären Vortheil des Geschäfts überläßt. Es herrscht in Bremen im Ganzen kein Sinn für Kunst und Poesie und die Wissenschaft ist Einzelngut. Im Theater wird der „Thurm von Nesle" mehr Glück machen, als irgend eine Dichtung Göthe's und Schiller's. Die „eiserne Maske" und die „Schreckensnacht auf dem Schlosse Paluzzi", die „Waise und der Mörder", die Schrecknisse der Porte St. Martin, welche die Lübecker aus dem Theater treiben, finden in Bremen ihr Publikum. Die Bremer haben starke, ich möchte sagen, durchaus materielle Nerven, die ungewöhnlicher Aufregung bedürfen, die sinnlich berührt seyn wollen. Es findet sich in Bremen keine Kunstanstalt von Bedeutung, und das Museum ist mehr für die Unterhaltung, als für die Musen. Es ist eine Anstalt,

in welcher sich alle Leute von gutem Ton versammeln, um die Zeitung zu lesen und Billard zu spielen. Früher wurden daselbst Vorlesungen gehalten über bremische Alterthümer und bremische Geschichte, und darüber, woher der große Roland auf dem Markte seinen Namen habe, ob von „Rügeland" oder jenem Helden, der bei Roncesval fiel. Es war recht antiquarisch-bremisch-dürr, was da verlesen wurde, mitunter auch nicht ohne einige bremisch-eingepökelte Poesie. Jetzt soll Professor Weber daselbst über Aesthetik und Literatur lesen, blühend und lebenskräftig, frühlingsduftig. Die Bremer Juristen und Kaufleute werden sich die Sache mit anhören, und jene werden an die Processe, diese an Tabak und Zucker denken, und an Wein. Wein, Tabak, Zucker, Kaffee, Getreide sind die hauptsächlichsten Handelsartikel der Bremer, und die Aesthetik des Bremer Kaufmanns besteht in einer guten Tabaksnase und in einem feinen Weingeschmack, zur Weinprobe; Literatur aber und Poesie gehören nicht zu den Kolonialwaaren.

Was in Bremen an Tagesblättern erscheint, das trägt seichtes, nüchternes Gepräge. Die belletristischen Blätter leben vom Nachdruck, und was sie an Originalien bieten, versteigt sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Hie und da flimmert eine Romanze von Döves, der kein Bremer ist und seine Jugendjahre an der Ober-Weser verlebt hat, wo die Natur poetischer ist, aus dem dichten Schutte dem Auge entgegen. Das einzige politische Blatt, welches in Bremen erscheint, ist die „Bremer Zeitung". Sie beschränkt sich auf Referate, so weit solche die Censur zuläßt, zu Raisonnements versteigt sie sich nie. Die Censur liegt in den Händen eines Senators, der sie meistens höchst despotisch walten läßt. Mir kam in Jahre 1827 sogar der Fall vor, daß der Censor eine Aufforderung an die Theater-Direktion, einen beliebten Schauspieler dem

Publikum zu erhalten, strich. Und aus welchem Grunde? Der Censor war dem Direktor, Herrn Bethmann, befreundet, und diese Freundschaft leitete ihn in seinem öffentlichen Amte. Ich hätte mich nun an die Ober-Censur-Behörde wenden können, und ich zweifle nicht, Bürgermeister Smidt, der sie — so viel ich weiß — damals repräsentirte, würde mir ein gerechter Richter geworden seyn. Aber der Censor war zugleich Beisitzer des Untergerichts; er hatte alle Erbschafts-Kuratelen unter hundert Thalern zu vergeben. Ich aber war ein junger hoffnungsvoller Advokat, der der Protektion bedurfte. Ich war schwach und schwieg. Was würden auch Muhmen, Vetter, Onkel und alle verständigen Leute dazu gesagt haben, wenn ich, eines Schauspielers wegen, ein Mitglied des hohen Senats kompromitirt und beleidigt hätte.

Es ist wirklich beklagenswerth, daß man in Bremen so gar fest an den Senat glaubt. Sollte man es nur für möglich halten, daß sich ein Beamter in einem Freistaate dergleichen erlauben möchte? Nun kann man sich leicht vorstellen, wie vorsichtig die bremische Censur in politischen Angelegenheiten verfährt. Ich spreche hier gar nicht von Raisonnements über auswärtige Politik; denn ich bin ein billiger Beurtheiler, und weiß wohl, daß der Bremer nicht vor fremden Thüren fegen darf. Ich spreche hier nur von Raisonnements über innere Angelegenheiten. Aber da sind „Tafel und Buch", die „neue Eintracht", die Senatoren, deren Anverwandte nah und fern, der Runkelrüben-Kommissions-Assessor und die Frau Ober-Floß- und Fisch-Meisterin, der Vice-Kirchen-Vorsteher u. s. w., da ist Alles zu erwägen, was zu erwägen ist. Die gute, alte Sitte darf nicht aus den Augen gesetzt werden, der Bremer Schlüssel (das Stadtwappen) darf nie vergessen werden, man muß bedenken, daß es, außer Deutschland, noch ein Bremen giebt. Wer

sich über „Pinkeln“ und eine „Langkohl-Parthie“ lustig macht, gilt für einen schlechten Patrioten; wer den Mysticismus persiflirt, gilt für einen unbarmherzigen Menschen; wer da behauptet, der Senat berücksichtige zu sehr sich und seine Kinder und seine Vettern, der gilt für einen unzeitigen Neuerer; wer es rügt, daß man, vor dem Genusse des heiligen Abendmahls, in der Domkirche zuvor sein goldnes Schärflein an den Priester geben müsse, kann wohl gar als ein Freigeist betrachtet werden; wer aber den Senat, wegen Regierungsversehen, gerichtlich belangt, wie jene Doktoren, der mag sich in Acht nehmen: er hat die schuldige Ehrerbietung gegen die Oberen verletzt, man wird es ihn entgelten lassen. Daß das Alles so ist, kömmt daher, daß der Bremer keinen eigentlichen Patriotismus hat, daß er selbst die Unsitte und den Servilismus für gute, Gott wohlgefällige Dinge hält, weil seine Vorfahren darin alt geworden sind, weil Bremen dabei reich geworden ist. So lange man in Bremen der materiellen Freiheit nicht entgegentritt — und das thut man nicht — so lange denkt die Masse nicht daran, sich die geistige Freiheit zu sichern. Der Staat ist dem Senat mehr, als gut ist, überlassen, er schaltet mit manchen Zweigen desselben nach Belieben. Wenn er keinen übermäßigen Mißbrauch von dem ihm Anvertrauten macht, wenn er, am Zolle sitzend, nicht reich wird, so liegt das eben daran, weil seine Mitglieder insgesammt Leute sind, die die bestehenden Gesetze respektiren, sogenannte bürgerlich-ehrenwerthe Leute, die ihre Hände nicht nach fremdem Gute ausstrecken, sondern sich mit dem begnügen, was ihnen die bremischen Statuten und die alten Verträge mit der Bürgerschaft sichern, mit den Anmaßungen, gegen welche die bremische Sitte Nichts einzuwenden hat. Es wird nämlich nicht dem Anstand und der Moral zuwider gehalten, wenn der Senat seine

Anverwandten, seine eigentlichen Nächsten vor Anderen begünstigt, man findet das natürlich, menschlich.

Aber ich frage, wenn nun weniger ehrenfeste Leute in jenem Kollegium säßen, was für entsetzliche Nachtheile könnten nicht aus einer solchen Verfassung entstehen? Es ist Zufall, nicht Sache der Ordnung, wenn bei dieser mittelalterlichen Staats-Einrichtung der Staat keinen Schaden nimmt. Man kann es nicht läugnen, der Zufall, der in der neueren Zeit, seit der wiedererlangten Freiheit, tüchtige Männer zum Regiment rief, und einige unerhebliche Verbesserungen in der Verfassung, zu welcher denn auch die gehört, daß die Bürgerschaft mehr scheinbar, als wirklich einigen Antheil an der Rathswahl hat, haben die materielle Wohlfahrt des Staats begünstigt, aber in geistiger Hinsicht ist in Bremen wenig geschehen. Der Mysticismus wuchert allenthalben; Senatoren sind Kirchen-Inspektoren; durch sie wird von Senatswegen die Besetzung der Pfarr-Aemter in den vorstädtischen und Dorf-Gemeinden geleitet, und man glaube ja nicht, daß der Senat eine so entsetzliche Angst vor dem Mysticismus hat, als man solches erwarten sollte. Es ist viel Jurisprudenz und positive Wissenschaft in diesem Kollegium zu finden, eine große Thätigkeit und Geschäftsstrenge, eine Gerechtigkeit, die an das Gesetz und dessen Buchstaben hält, ein Beamten-Rigorismus, wie man ihn durchaus nicht bei dem Lübecker Senat antrifft, aber der Sinn für Aufklärung ist keineswegs in dem Grunde hier vorhanden, daß er ernstlich darauf sinnen sollte, dem tragischen Leid abzuhelfen, das über Bremens Mauern schwebt und in den Dienern der Kirche eifrige Apostel findet. Noch kürzlich ist bei der Wahl eines neuen Predigers an der St. Remberti-Kirche ein Mystiker zu der erledigten Pfarrstelle gelangt. Die Gemeinde, die da wohl wußte, daß der inspicirende Herr Bürgermeister,

der die Wahl=Kandidaten zu präsentiren hatte, ein Anhänger des Mysticismus sey, wandte sich bittschriftlich an den Senat, ihn zu vermögen, daß er in diesem Falle die Inspektion anhalten möge, einen anerkannten, humanen Theologen, den man namentlich machte, mit auf die Liste der Kandidaten zu bringen. Allein Serenissimus schlug dieses Gesuch rund ab, und zwar ohne Gründe. Natürlich brauchte er hier keine Gründe anzugeben; denn das Gesetz wurde streng beobachtet. Die Inspektion schaltete demnach nach Belieben und das Resultat war das obige. Man würde dem inspicirenden Herrn Bürgermeister, der sonst ein braver, rechtlicher Mann ist, in der That vor den Kopf gestoßen haben, hätte hier der Senat ein Vormundschaftsrecht über ihn ausgeübt, und man mochte um so weniger zur Ausübung dieses Vormundschaftsrechts geneigt seyn, als das Gesuch dazu von der St. Remberti=Gemeinde ausging. Der Senat würde sich dadurch etwas vergeben haben. Ist die Verfassung aber eine demokratische zu nennen, nach welcher nicht einmal eine Kirchen=Gemeinde ein freies Wahlrecht ihrer Prediger hat? Ist die Verfassung eine demokratische zu nennen, nach welcher der Bürgerschaft keine Freiheit der Zusammenkunft in Staatssachen zusteht? Ist die Verfassung eine demokratische zu nennen, die der Bürgerschaft keinen Antheil an der Aemter=Besetzung einräumt? Ist endlich die Verfassung eine demokratische zu nennen, welche die Justiz und obere Administration in die Hände eines bevorzugten Kollegiums, des Senats, legt?

Ja, der Senat ist **vollziehende** und **Justiz**=Behörde. Alle Gerichte sind von Senats=Mitgliedern besetzt; alle Sekretariats=Stellen von Vettern, Neffen, Brüdern der Senatoren. Man muß den Senat bei dem Senat verklagen. In Hamburg hat man ein Nieder= und Handels=Gericht, dessen Mitglieder aus der Bürgerschaft erwählt

werden; in Lübeck bieten die Prokuratoren den streitenden Partheien ein Surrogat; in Bremen ist der hohe Senat alleiniger Herr der Justiz. Was kein monarchischer Staat aufzuweisen hat, den Unfug, der der Kabinets-Justiz freies Spiel läßt, die Verfassung eines Freistaats sanktionirt ihn. Die Bremer halten so große Stücke auf ihre Vaterstadt, auf ihren Handel, ihre Schiffe, ihre Grönlandsfahrer, ihren Wallfischthran, ihren Tabak und ihre Cigarren. Weshalb halten sie so wenig auf das Menschenrecht? Großer Gott! ist es denn ein so schweres Stück Arbeit, die neue Konstitution ins Leben zu rufen, jenes große Werk, an welchem man bereits seit Jahren arbeitet? Man werfe keinen Stein auf mich, wenn ich Nachstehendes behaupte, sondern höre meine Gründe zuvor. Die Bremer haben keinen Gemeinsinn. Sie interessiren sich für die Verschönerung des Walls, für die Waisen- und Armen-Häuser, für die Schulen und Kirchen, für die Auswanderungen nach Amerika und die Bibel- und Missions-Gesellschaften, für Handel und Wandel. Sie haben die Tugend der Wohlthätigkeit von ihren Vorfahren ererbt, die vor Jahrhunderten den deutschen Orden mit stiften halfen, sie haben sie durch alle Zeiten bewahrt, sie werden sie in Zukunft bewahren. Und doch bei dem Allen haben die Bremer keinen Gemeinsinn. Der gelehrte Stand scheidet sich sorgfältig von dem Handelsstande, und die Advokaten, die Vögte des Rechts, sehen mit jener Herablassung auf die anderen Stände hernieder, die da stolz ist auf das justinianeische Recht, auf das Wechselrecht, auf die peinliche Hals-Gerichtsordnung, auf den persönlichen Adel, der einst dem Doktor-Titel anklebte. Der Herr ist ihnen genommen, der Senat hat ihnen den Rang, der sie früher ihm gleichstellte, abgelaufen, sie trauern auf dem Grabe der ehemaligen juristischen Majestät, aber sie sind so stolz wie zuvor, sie

sind stolz, wie Don Ranudo de Colibrados, der im zerrissenen Rocke das adelige Blut bewahrt. Diese Herren gehen stets in schwarzer Kleidung, und sucht dieser, oder jener einen Anwalt unter ihnen gegen Einen ihrer, so kann er sicher seyn, er spricht zu tauben Ohren. Das Gericht muß hier einschreiten und einen Advokaten von Amtswegen bestellen. Also diese Herren bilden eine Kaste, die sich selten unter das Volk mischt und den Doktor-Titel noch immer in großen Ehren hält. Diese Kaste denkt weder an den Staat, noch an die Menschheit. Sie begnügt sich damit, auf den Bürger-Konventen zu raisonniren, Processe zu führen und sich an die Sporteln der Gerichtsordnung zu halten. Stellt man sie zufrieden, zieht man die Grimmigen dieser Parthei in den Senat, so braucht man Nichts von ihr zu fürchten. Das Gräßlichste, was ihr widerfuhr, war immer die Abschneidung des Herrn und des Ranges, und ich glaube die Leithammel dieser Kaste werden sich noch nicht darüber zufrieden geben können. — Eine andere für sich bestehende Klasse (ich will sie nicht Kaste nennen), sind die Kaufleute, die sich noch sogar in Unter-Klassen theilen, je nachdem sie Großhändler, oder Krämer sind. Nun folgen die Handwerker mit ihren Zünften. Mit einem Worte, die Bürgerschaft ist in viele Theile zersplittert, und nirgends findet sich hier ein socialer Vereinigungspunkt. Man hält sorgfältig auf die Scheidung im gesellschaftlichen Leben, und dieselbe wird durch den Unterschied eines großen und kleinen Bürgerrechts noch um so mehr begünstigt. Um jenes zu erlangen, muß man drei hundert Thaler Kaufgeld geben, dieses ist für einige neunzig Thaler feil, beide werden jedoch auf die Nachkommen in gerader Linie vererbt. Verlieren kann man das Bürgerrecht durch Verbrechen, Annahme eines Bürgerrechts außerhalb Bremen u. s. w. Nur das große Bürgerrecht

berechtigt zur Betreibung des Großhandels, zur Advokatur, zur ärztlichen Praxis, zur Aufnahme in den Senat. Ich werde hierauf später zurückkommen.

Es liegt am Tage, daß, bei der bestehenden Spaltung der Bürger im socialen und staatsbürgerlichen Leben, der Gemeinsinn nicht aufkommen kann. Wenn die Bürgerschaft sich ein Paar Mal im Jahre auf den Bürger-Konventen begrüßt, zu welchen alle mit Haus und Hof ansäßige und ein bestimmtes Vermögen besitzende Bürger gezogen werden können, so wird man das nicht als ein belebendes Motiv des Gemeinsinns anführen können; denn die Leute kennen sich kaum einander, sie finden hier Wortführer, denen sie nachbeten, der größte Theil von ihnen erfährt erst hier, wie es mit dem Staate steht. Die bremische Verfassung begünstigt so wenig ein reges, staatsbürgerliches Leben, wie die alte gute Sitte ein sociales Leben begünstigt. Seitdem man aber sogar die jüngeren Doktoren der Rechte von den Konventen zurückgewiesen hat, sie, die mit neuen, frischgrünen Gedanken, mit Frühlings-Hoffnung von den Universitäten zurückkehrten, mit einer Humanität, die nichts von dem Philisterismus gelitten hatte, mit einem stolzen, republikanischen Sinne, der nicht in Demuth anbetete, seitdem hat man dem Gemeinsinn die letzte Stütze genommen. Diese jungen Leute mochten den alten Bürgern, den Aelterleuten, den Vorstehern der Waisen- und Armenhäuser, den Präsidenten, Vice-Präsidenten und Sekretären der Bibel- und Missions-Gesellschaften, dem hohen Senate zu vorlaut seyn, zu burschikos, zu kühn, zu wenig eingeweiht in den bremischen Philisterismus; man hielt es für unwürdig, ihnen, den alten, bemoosten Staats-Bürgern, die seit zehn Jahren Handlanger und Diener der Verfassung gewesen und mit den Klingebeutel in den Kirchen umher gelaufen waren, oder das Rechnungswesen bei irgend

einer frommen Stiftung verwaltet hatten, ich sage, man hielt es für unwürdig, ihnen, jenen gegenüber, Sitz und Stimme einzuräumen. Aber diese jungen Leute brachten Begeisterung und Sinn für das Menschenrecht von den Universitäten mit nach Hause. Weshalb verschmähete man es, sie in das Staatsleben einzuführen? Es war nicht edel, sie anzuhalten, sich erst die Hörner abzulaufen, jene Hörner, die dem bremischen Philisterismus so gefährlich hätten werden können. Hätten sie unerfüllbare Dinge vorgeschlagen, hätten sie Ungereimtheiten angegeben — wie denn das kaum zu erwarten stand; denn sie hatten die Logik und das positive Recht auf Universitäten erlernt — was hätte es geschadet? Die Bedächtigkeit und allzu praktische Erfahrung hohen Senats und ehrliebender Bürgerschaft würde ihnen schon den rechten Weg gezeigt haben, der freilich nicht der ist, daß man seit 1813 dann und wann an einer neuen Verfassung arbeitet, an welcher man Tag und Nacht hätte arbeiten sollen. Ach Gott! dieser Baum wird welk werden, bevor er ausgewachsen ist.

Die Scheidung der Bürger in große und kleine ist höchst verderblich. Sie ruft einen für 300 Thaler bevorzugten Stand ins Leben. Nutzen hat sie gar keinen. Wollte man dadurch bezwecken, daß nur Leuten mit Geld in den Händen der Großhandel, die Advokatur u. s. w. anvertraut würden, so mußte man bedenken, daß solche Maßregeln die Geld-Aristokratie unterstützten. Und dann hätte man auch umsichtiger verfahren und das Bürgerrecht nicht vererben lassen müssen. Der Vater kann reich seyn, wenn er das große Bürgerrecht ersteht; stirbt er, so kann er vielleicht seinen Kindern kaum so wenig hinterlassen, daß sie das kleine Bürgerrecht erstehen können. Das große Bürgerrecht bietet demnach keine Sicherheit für den Großhandel, oder irgend etwas Anderes. Die arme

Intelligenz, das arme Genie aber wird dadurch vom Staate und dem Staats-Amte ausgeschlossen. Sie empfinden den Geld-Aristokratismus, ohne daß dem Staate durch diesen Geld-Aristokratismus geholfen wird.

Wenn ich von Mangel an Gemeinsinn in Bremen sprach, so verstehe ich die vorstehenden Thatsachen darunter. Es gilt mir in dieser Beziehung gleich, ob Bürger aus allen Ständen sich für die Interessen der Bibel und frommen Stiftungen vereinen, ob die Bürgerschaft, auf den Antrag des Senats, sofort bereit ist, das Jubiläum eines Senators festlich zu begehen. Das Alles beweiset, daß der Gemeinsinn in Bremen sehr leicht zu wecken ist, aber eine geistige Richtung hat er bis jetzt nicht genommen. Die ganze Bürgerschaft hat es sehr beifällig aufgenommen, daß man den jungen Rechtsgelehrten den Konvent verschloß. Sie haben noch keine Haare auf den Zähnen, sie müssen erst bremisch-dürr werden, eingefleischte Advokaten, die Alles über sich vergessen, dann mag man sie einführen in die ehrliebende Bürgerschaft, und sie mögen das Antlitz eines hohen Senats erschauen; sie werden nun keine neuen, unbremischen Gedanken einschwärzen, oder wohl gar sich lebhafter für eine neue Konstitution interessiren, als es der Senat von einem bedächtigen Bürger erwartet. — Die Scheidung der Stände hält die Bremer von einer harmonischen geistigen Richtung im staatsbürgerlichen Leben ab. Kleinliche Rücksichten auf Standes-Vorrechte, Egoismus, getheilte Interessen vernichten den wahren Gemeinsinn, die Grundlage des Patriotismus, der sich über Tabak und Cigarren erhebt, der den Bremer nicht verdammt, weil er mit geringerer Theilnahme von dem großen Roland und dem Bleikeller spricht, als solches sonst gewöhnlich geschiehet. — Sehr lustig war der Streit, den die Bremer, vor einiger Zeit, mit Amsterdam und Rotterdam wegen der grö-

ßeren Tabaks-Ausfuhr hatten. Die österreichischen Kommissarien hatten, da die Tabakserndte in Ungarn schlecht ausgefallen war, bei ihnen — wenn ich nicht irre — 5000 Fässer Tabak eingekauft, und nicht in Holland, und die Bremer waren außer sich vor Stolz. Ja, ich kenne sie, diese lebendigen Tabaksfässer, diese große Cigarrenfabriken. Himmel und Erde, Sonne und Sterne, Blumen und Blüthen, Poesie und Geschichte — es ist Alles Nichts gegen Tabak und Bremen. Sie blicken mit freudiger Rührung zum Himmel empor und sprechen: „Himmel! die österreichischen Kommissarien haben 5000 Fässer Tabak ausgeführt, und das Geld für diesen Tabak ist in Bremen geblieben. O Himmel! hättest du, statt Sonne und Sterne, 5000 Tabaksfässer, du könntest dich mit Bremen messen.“ — Wenn das Patriotismus ist, so bin ich allerdings ein Hochverräther. Man kann vor dem Materialismus in Bremen nicht zur Besinnung kommen, man hat keine Zeit dazu — das ist das Unglück.

Die Censur hat mich oben von der Literatur abgeführt; doch da ich hier einmal bei dem bremischen Patriotismus bin, so will ich auch noch des bremischen Gelehrten-Lexikons gedenken, welches der Domprediger Rotermund vor mehren Jahren herausgab. Diesem Lexikon nach sollte man glauben, Bremen sey mit Gelehrsamkeit gepflastert und die Literatur gedeihe dort eben so trefflich, wie der Braunkohl. Was war es aber? Herr Rotermund hatte Alles, was sich irgend einmal Studirens halber auf der Universität aufgehalten, jeden Advokaten und Kandidaten in dies Gelehrten-Verzeichniß gesetzt, welches denn, da es — so viel ich mich erinnere — bis zur Reformation zurückgeführt wurde, ein ziemlich dickbäuchiges Ansehen erhielt. Es war wieder so ein Stück bremischen Patriotismus, Leute gedruckt zu verewigen, die nicht mehr für die Wissenschaften gethan, als daß sie sich, mit-

telst derselben, irgend einen Titel, oder Amt verschafft hatten.

Das Schulwesen in Bremen erhielt vor mehren Jahren eine bessere Einrichtung, man errichtete eine Vor-, Gelehrten- und Handelsschule. Aber der bremische Patriotismus gestattete es nicht, diesen, oder jenen alten invaliden Lehrer bei Seite zu setzen. Die Gelehrtenschule, in welcher ausschließlich Studirende unterrichtet wurden, Leute, die von dort aus unmittelbar die Universität besuchen sollten, war in jener Hinsicht im Innern so schlecht organisirt, wie kaum denkbar. Der Vorstand derselben war ein trockener, stotternder Mann, ohne ein Fünkchen Poesie, ohne alle höhere geistige Richtung, ein alter Kandidat der Theologie, der ein ziemlich gutes Latein zu schreiben wußte, aber dabei so wenig Beredsamkeit und Feuer hatte, daß er meistens den Lustigmacher der Primaner abgab. Es ist in Vorstehendem kein Wörtchen zu viel gesagt. Der zweite Lehrer dieser Anstalt war nun allerdings ein Mann, der mit vielen Kenntnissen Scharfsinn, Geist und Begeisterung verband, aber er war altersschwach und ließ fünf gerade seyn. Die Schüler nannten ihn gewöhnlich „Tante", ein Titel, der ihn hinlänglich charakterisirte. An demselben Institut lehrte ein Mediciner, der zum Arzte aus dem Grunde verdorben war, weil er keine Fliege sterben sehen konnte, Geographie und Geschichte, und zwar auf eine so mechanische und gleichgültige Weise, wie nur irgend möglich. Ein Anderer quälte uns mit philologischen Studien und nahm es sehr übel, wenn wir nicht Rechnung und Buch darüber führten, wie viele Male aut — aut im Cicero vorkäme u. s. w. Der Geist eines Klassikers ging spurlos an ihm vorüber. Alle diese Leute wurden aus Patriotismus, aus materiellem Gemeinsinn, der keinen Nächsten darben läßt, dem Institute erhalten, die Einen, weil sie seit

Jahren Lehrer gewesen waren und nicht übergangen werden konnten, die Anderen, weil ihnen dieser, oder jener Herr des Raths verwandt war. Erst jetzt hat man ein Einsehen gehabt und die Sache geändert.

Die Bremer Polizei war vor einiger Zeit noch das Amt, welches denjenigen Senatoren bestimmt war, die man nun einmal nicht wohl füglich anderweitig unterbringen konnte. Ich erinnere mich eines solchen Herrn, der seit vielen Jahren als Polizei-Direktor präsidirte und ein Muster von Würde und Grobheit war. Ihm zur Seite stand ein intelligenterer und humanerer Mann, der das wieder gut zu machen hatte, was jener verdorben. Seit dem Tode des Ersteren ist freilich die Polizei polirter und anständiger geworden. Man konnte keine zweite Grobheit im Senate ausfindig machen. Im Ganzen hat die Bremer Polizei — außer der täglichen Beschäftigung mit Fremden, Pässen und Wanderbüchern — nicht viel zu thun. Sie wird selten in die Verlegenheit geführt, sich listiger zu beweisen, als jene Magistratsperson, die den Don Juan inquirirte. Es ist Alles ruhig und bürgerlich in Bremen, sittsam und anständig, und die Verbrechen, welche in der letzten Zeit vorfielen, wurden von angesehenen Leuten verübt, die gegen die Polizei sicher waren. Auch die Bremer Polizei hängt keinen Dieb, bevor sie ihn hat.

Die Justiz befindet sich — wie ich schon gesagt — gänzlich in den Händen des Senats; Unter-Gericht, Ober-Gericht, Polizei- oder Kriminal-Gericht, Alles ist ihm anvertraut. Schlimm ist es, daß es für Sachen über drei hundert Thaler Werth eigentlich nur zwei Instanzen giebt: das Ober-Gericht — welches hier erste Instanz ist — und das Ober-Appellationsgericht in Lübeck. Freilich kann man eine Mittel-Instanz dadurch hervorrufen, daß man auf Revision anträgt; allein diese wird doch bei

demselben Gerichte durchgeführt. Als einzige Gerichts-Behörde hat der Senat auch alle gerichtlichen Kuratelen zu vergeben. Die Gerichtssporteln sind bedeutend; schon pro arrha zahlt man am Ober-Gerichte zwei und einen halben Thaler, und diese Summe steigt — wenn ich nicht irre — nach Maßgabe des Streit-Objekts — noch höher. Die Advokatur leidet somit in Bremen keinen Mangel, und dieser Umstand hat auch wohl den Ordo der Advokaten so sehr vergrößert. Der größte Theil der Studirenden wendet sich der Jurisprudenz zu. Wegen der Gerichtssporteln sind schon häufig seltsame Dinge vorgefallen. So erzählt man sich unter Anderem Folgendes: Ein Advokat belangt irgend Einen bei dem Unter-Gerichte, welches nur für Civilstreitigkeiten kompetent ist, wegen eines Delikts. Der Anwalt der Gegenparthei opponirt ihm die „Einrede des nicht kompetenten Forums", verfaßt dabei jedoch eine hundert Seiten starke Exceptionsschrift, der jene Einrede vorangestellt ist. Natürlich wird der Kläger sofort mit seiner Klage abgewiesen, der Anwalt des Beklagten aber macht eine Rechnung von fünfzig Thalern für eine Schrift, die, wie er voraussehen konnte, ganz überflüssig war; denn schon die Einrede des nicht kompetenten Forums genügte, den Kläger abzuweisen. Jene Schrift wurde lediglich der Sporteln wegen verfaßt. Heißt das nicht mit dem Rechte Wucher treiben?

Von einer schnellen Justiz kann man in Bremen kein Rühmen machen, allein die Ursache hievon liegt mehr an den Advokaten, die sich gegenseitig Frist-Verlängerungen zugestehen, wogegen denn das Gericht im Ganzen nichts einzuwenden haben kann. Unter-Richter ist Senator Meier, ein Mann, der allen Gerichtspersonen als Muster aufgestellt werden kann. Ich spreche hier nicht von seiner juristischen Befähigung, sondern vielmehr nur von der Art und Weise, wie er das römische Recht mit

der Humanität zu vereinen weiß. Mit welcher unendlichen Geduld erschöpft er sich in Vergleichs-Vorschlägen bei Bagatell-Sachen, welche unendliche Ueberredung wendet er an, die Leute zu bewegen, sich nicht dem Corpus juris anzuvertrauen, sondern lieber Frieden zu schließen, bevor ihnen Kosten erwachsen. Aber meistens wird hier tauben Ohren gepredigt. Den letzten Groten setzen die Menschen an ihre Hartnäckigkeit. „Ick will miin Recht, Herr Richter", und die Gerechtigkeit muß ihren Lauf nehmen und oft bei einem Streit-Gegenstande von einigen Thalern Werth das Doppelte der Kosten erwachsen lassen. Es ist das so beklagenswerth, wie es ermüdend für den Richter ist, der sich dadurch nicht abhalten läßt, die nächste Parthei mit ähnlichen Bitten anzugehen, und hocherfreut ist, wenn es ihm nur gelingt, unter zehn Partheien eine zum Vergleich zu bewegen. Zu loben ist es, daß, bei Bagatell-Sachen, dem siegenden Theile keine Advokatur-Kosten von dem unterliegenden vergütet werden.

Das Ober-Gericht wird von einem Bürgermeister präsidirt. Das Präsidium wechselt gewöhnlich unter den beiden Bürgermeistern Duntze und Gröning halbjährlich. Der Letztere war einmal in preußischen Diensten und hat weniger juristischen Rigorismus in seiner Persönlichkeit aufzuweisen, als einen diplomatischen Air, der an Erhabenheit streift. Duntze dagegen, oder vielmehr, um zu beweisen, daß er bereits in der Taufe bremisches Gepräge erhielt, Michael Duntze; (denn Michel ist ein ächt bremischer Name) bewahrt in seiner Persönlichkeit die bremische Bürgermeister-Würde, und läßt sich herab, in dem Gerichte mit den Partheien plattdeutsch zu sprechen. Daß er ein streng rechtlicher Mann ist, brauch' ich wohl nicht anzuführen, aber er ist auch ein streng juristischer Mann, ein lebendiges Corpus juris mit stolzem Antlitze, in noblem, schwarzen Einbande.

Ich will damit sagen, daß ich ihn nie anders als in der den Bremer Rathsherrn auszeichnenden schwarzen Kleidung gesehen habe. Wie er in der Theorie des Rechts wohlbewandert ist und sich nicht wenig auf sein Wissen zu Gute thut, so ist er auch ein tüchtiger Praktiker. Ueberhaupt sind die Entscheidungen des Bremer Ober-Gerichts der Art, daß sie selten in appellatorio eine Abänderung erleiden, da, außer Duntze und Gröning, auch sämmtliche beisitzende Senatoren gute Juristen sind.

Auf die öffentlichen Gebäude der Stadt werde ich später zurückkommen. Es sey mir hier vergönnt, zwei Merkwürdigkeiten Bremens anzuführen, die, so unscheinbar sie auch bei'm ersten Anblick auftreten, doch als seltene Kuriositäten von Einheimischen und Fremden betrachtet werden, ich meine den Bleikeller und den Raths-Weinkeller. Der Erstere befindet sich unter der alten Domkirche und hat — wie allbekannt — die seltsame Eigenschaft, todte Körper in eine mumienartige Beschaffenheit zu versetzen; der Andere befindet sich unter dem ehrenfesten Rathhause, und der alte Rheinwein und Hauffs „Phantasieen im Bremer Rathskeller" zeugen für ihn. Wer den Wein und die Poesie liebt, dem lacht das ganze Rheingau mit seinen Weinreben-Guirlanden und seinem romantischen Wunderschein aus dem dunkeln Zwinger im Schooße der Erde entgegen, und die „Rose" ist so magisch, so wunderlieb, duftig und glühend, wie die von Jericho, und eben so zauberkräftig; die „zwölf Apostel" aber — so dickbäuchig und massiv sie sind — erglänzen wie zwölf Heilige, und wer sich mit ihnen unterhält, dem stärken sie Herz und Nieren, und wer den Geist, den sie ausströmen, einsaugt, der wird mild und sanft, anmuthig und lieblich, wie die schönste Blüthe des Rheingau's, die diesen Aposteln inwohnt. Oben im Rathhause ist Alles so nüchtern und steif, so juristisch und aktenmäßig, so

bremisch und hochedel, so hochweise und magistratsmäßig; und unten im Weinkeller ist Alles so wohnlich und bescheiden, so poetisch und geistreich, so deutscherhaben, wie am Rhein, so voll Herz und Seele, so liebreich und freundschaftlich. Ich weiß es wohl, die zwölf Apostel dort unten versteigen sich nie nach oben. Die „Rose" ist wirklich ein vortrefflicher Wein, aber so theuer, daß man ihre Tropfen nach Dukaten berechnet. Sie wird nur an Kranke und Senatoren zur Stärkung verschenkt; für Gesunde ist die Rose nicht feil. Die müssen sich mit dem Geruche und dem Anblick begnügen. Die Blume glühet fast so golden, wie die Sonne am Morgenhimmel, und duftet so lieblich, wie der ganze Blumenflor am Bremer Walle. Wenn man in Bremen von der „Rose" spricht, so denkt man dabei an keine andere Rose, als an die im Rathskeller, nicht einmal an ein Frauenzimmer. „Haben Sie von der Rose gekostet?" (berühmte Fremde können nämlich davon kosten) fragen die Bremer — und diese Rose bleibt dennoch die schönste, lieblichste Jungfrau in Bremen. Ja, da bin ich bei den Bremer Jungfrauen. Sie bilden eine eigene Klasse und unterscheiden sich von allen andern Jungfrauen dadurch, daß sie ihren jungfräulichen Werth vom Golde und dem Stande erhalten. Wird nämlich eine Braut aus den höheren Ständen kirchlich aufgeboten, so spricht der Prediger mit Salbung: „Jungfrau Katharina!" die Tochter eines Schusters, oder Schneiders muß sich mit ihrem bloßen Taufnamen, ohne Jungfrau, begnügen. Da sieht man es, die Bremer schreiten mit Riesenschritten der Aufklärung entgegen.

Was den Bleikeller betrifft, so ist er wirklich eine bremische Celebrität, schon der Mumien wegen. Ganz Bremen mit allen seinen Gelehrten und Laien, seinen Kaufleuten und seinen Cigarren, seinem Häringshandel und seinem Wallfischthran gewährt einen wahrhaft mu-

mienartigen Anblick. Es ist der große Bleikeller, in welchem alles reichsstädtische Unwesen, alle reichsstädtische, philisteröse Intoleranz, alle grünspanangefressene, kaufmännische Ichsucht aufbewahrt wird, und eben deshalb, weil der Vorrath an dieser Waare so groß ist, daß er über die Menschheit in Bremen hervorragt, gewinnt das Leben selbst jene ausgetrocknete Todtenfarbe, jenes lederne Mumienfell, unter welchem man den Pulsschlag des Herzens nicht spüren kann, wenn es auch lebendiger schlägt, als gewöhnlich. — Die Mumien im Bremer Bleikeller sehen gottsjämmerlich aus; und da sie nicht so aufgeputzt sind, wie die ägyptischen Mumien, so gewähren sie einen wirklich ekelerregenden Anblick. Ein Stück gelbes Fell, wie ein Mensch geformt, liegt in einem Kasten, der ein Sarg seyn soll, und die Bremer sprechen von der Wunderkraft des Bleikellers, die den Körper nach Jahrhunderten also zu konserviren vermöge; und man führt die Fremden in den Bleikeller und läßt sie ihr Ebenbild sehen in bremischer Unsterblichkeitshülle. Es ist sehr traurig in dem finstern Loche unter dem großen Dome; aber wenn die Bremer einen Fremden ihre Kuriositäten sehen lassen, so handelt es sich gewiß zuerst um den Bleikeller. In dem Weinkeller ist die Rheinweinluft so duftig, so aromatisch, zu kräftig für die Geldnerven; die Bremer meiden ihn und lassen sich dafür die Mumien im Bleikeller zeigen. So etwas sieht man nicht alle Tage, und der Bleikeller ist insofern immer ein wunderbares Institut, als er darthut, daß der Mensch nicht nur Staub und Asche sey von Natur, sondern auch Leder, zäh und stark wie Büffelfell.

Den langen Roland übergehe ich. Senator Dr. Deneken hat ganze Bücher über ihn geschrieben, und ich glaube, die Bremer werden es noch bis zu der Einsicht bringen, daß er eigentlich keine sichere Stütze der

Freiheit sey — wie man bisher glaubte. Uebrigens steht diese Freiheit bis auf diesen Augenblick noch, wie der alte Roland, eben so fest, aber auch eben so unbeholfen und bleiernen Fußes. Sie ist von Stein, massiv gebaut, ohne geistige Kraft, ohne Schwung, ohne Leben, und der alte Roland ist somit ihr bester Repräsentant. Aber die Bremer werden durch den Köhlerglauben an die Rolandssäule, wie ich ihn oben beschrieben habe, zur Genüge charakterisirt. Sie lassen der Freiheit ihren Gang und beschlafen die Konstitution und sind außer sich vor Freude, daß sie eine freie Hansestadt, statt einer bonne ville, haben und einen Senat und den ganzen alten Schimmel, wie er vor der französischen Zeit war, nur daß er durch die letztere in Etwas abgeschabt wurde. Dabei mag nun die Sache ihr Bewenden haben; man ist Bürger und spricht: „So lange der Roland steht, wird auch die Freiheit Bremens stehen.“ Allerdings, diese Freiheit kann nur an Altersschwäche sterben, und ist sie gestorben — man wird ihren Tod kaum wahrnehmen, sie wird daliegen hart und ledern, wie eine Leiche im Bleikeller, und man wird sich fragen, was die Selige für Bremen gethan hat?

Der Bremer Wall, er ist wirklich eine Merkwürdigkeit. Gleicht er doch dem Brautkranz im Haare einer alten Jungfrau. Er ist die einzige Poesie in der langweiligen Prosa der bremischen Natur, ein duftiger Blumenflor auf sandigem Grabe. Der Wall ist eine ausgedehnte Promenade an der Stelle der alten Festungswerke und zieht sich längs der Altstadt, vom Oster- bis zum Stephansthore hin, vielleicht der schönste Garten in Deutschland. Seiner ganzen Länge nach wird er von dem sogenannten Stadtgraben durchschnitten, dessen breites und grünklares, schilfbewachsenes Wasser seltsam-lieblich mit den feinen dunkeln und lichten Farben des Grüns der Pro-

menaden harmonirt. Die seltensten Kinder Flora's sind rings in den freundlichen, oft romantischen Spaziergängen geordnet, und die Breite der ganzen Promenade ist der Art, daß sie das Ansehen eines ausgedehnten Parks hervorruft, der alles Große, was die Gartenkunst nur bieten kann, in sich vereint.

Bremen ist eigentlich, ohne sein Zuthun, zu dieser schönen Promenade gekommen. Der Geist eines Kunstgärtners, den man aufforderte, die alten Wälle zu Spaziergängen einzurichten, hat das Außerordentliche bewirkt, und die Bremer gefallen sich nun mit ihrem Wall; sie bauen sich Häuser längs der Promenade, und die Rentiers verzehren hier ihr Geld, die große Menge strömt an Sonn- und Feiertagen durch die belaubten Gänge, freilich ermüdet von der Werkeltagsanstrengung, ohne andern Genuß, als den des Sehens und Gesehenwerdens. Man interessirt sich in Bremen für den Wall und dessen Verschönerung eigentlich mehr aus Prunksucht, als aus dem Grunde, weil man in ihm einen Ersatz für die dürre, mangelhafte Natur erlangen will. Die Natur ist — wie gesagt — für die Bremer immer gut genug; sie versteigen sich nie zu den Gletschern der Schweiz und dem blauen Himmel Italiens, und ihre Bedürfnisse: Blumenkohl, Spargel und Ottersberger Rüben, die hie und da sogar den Teltowern gleichgestellt werden, gedeihen nun eben am besten im Sande. Wenn sie sich zu den grünmattigen Schweizer Landschaften hinauf wünschen möchten, weit hinauf über die Meeresfläche, über die Seeschiffe, über die Kolonialwaaren, die Häringe und Vegesack, so möchte das vielleicht nur an einem schönen Sonntags-Nachmittage geschehen, wo man gern fette, recht fette Sahne zum Kaffee tränke, die nun in Bremen gerade nicht zu haben ist.

Es ist wahr, die Bremer ziehen gutes Essen und Trin-

ken bei weitem der Natur vor. Man hat unzählige feierliche Mahlzeiten in der freien Hansestadt, von denen sich manche, wie die „Krüselbraten-Mahlzeit," aus früheren Zeiten herschreiben. Zu diesen alten antiquarischen Eß-Festivitäten sind späterhin viele neue gekommen; denn man ergreift in Bremen begierig jede Gelegenheit zum Essen und Trinken. Das geht so weit, daß selbst der Senat, will er eine auswärtige Notabilität honoriren, ihr einen Ehrenwein zusendet, der den alten Aposteln, oder der „Rose", oder sonst irgend einer Blume des Raths-Weinkellers entnommen wird. Seltsam klang es in den Zeitungen, wenn der Bremer Senat da, wo der Hamburger und Lübecker eine Medaille, als Auszeichnung übersandten, sechszig Flaschen alten Rheinweins übergab, und in der letzten Zeit sogar — wie die Fama behauptet — fünfzig Spiele Karten daneben. Herr Senator Dr. Pavenstedt, der auf Staatsunkosten, zur Beglückwünschung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, an dessen fünfzigjährigem Jubiläum, nach Schwerin reisete, soll wirklich, um den alten Monarchen würdig zu ehren, ihm obiges Geschenk eingehändigt haben. Die Geschichte wurde in mehren Blättern also erzählt. Ich glaube nicht, daß sie durchweg wahr ist, denn auch Bremen hat seine Satyriker; aber das Gerücht beweiset denn doch, wie sehr man in Bremen geneigt ist, für die materiellen Bedürfnisse zu sorgen. „Sechszig Flaschen Rheinwein, das ist doch noch etwas, was hat der Großherzog von einer bloßen Gratulation, oder ein Literat von einer Medaille, die er nicht einmal, des Anstandes wegen, zu Geld machen darf?" Also werden die Bremer fragen und urtheilen.

Kürzlich hat der Senat das Jubiläum eines seiner ehrenwerthesten Mitglieder, des Senators Deneken durch ein großes Festmahl begangen, auf welches die Bürger-

schaft, nach erhaltenem kleinen Rippenstoß von Seiten des Senats, im Bürger-Konvente antrug. Der Korrespondent der „Zeitung für die elegante Welt" meint, es sey seit 7 — 800 Jahren nicht eingetreten, daß ein Bremer Rathsherr fünfzig Jahre lang Mitglied des Kollegiums gewesen sey. Ich möchte mich im Gegentheile wundern, daß dieser Fall so selten ist und nicht vielmehr alle Rathsherren fünfzig Jahre hindurch im Amte leben. Sie haben gute Tage, oben auf dem Rathhause mäßige Geschäfte, unten im Raths-Weinkeller den schönsten Rheinwein, alle Vierteljahre ein tüchtiges Stück baares Geld, Mahlzeiten, Aussichten für ihre Kinder, Gesandtschaften, unterthänige Bürger, die nie eine neueste Zwietracht befürchten lassen, daß daraus eine allerneueste Eintracht, statt der beinahe 300 Jahre alten „neuen Eintracht" hervorgehen möge. Endlich ist für die Angehörigen des Senats gesorgt; man kann sorglos leben und sorglos sterben. Da nun außerdem noch der Senat größtentheils einfach und mäßig lebt und oft nicht einmal andern Wein trinkt, als den, welchen er dann und wann auf Staatsunkosten trinken darf, so muß er, außer seinem Seelenzustande, auch seinen physischen bei Kräften erhalten.

Auch die Wahl eines Senators und seine feierliche Amtseinführung wird durch Essen und Trinken begangen. Bei der Letzteren wird insonderheit das Volk zu Gaste geladen. Man wirft ihm Gebackenes, („Kringeln,") und Weinflaschen aus den Fenstern auf die Gasse hernieder und die freien Bürger niederer Klasse fallen schaarenweise über die süße Beute her, die durch den Gassenkoth den pikantesten Zusatz erhält. Gewöhnlich werden diese Libationen an die Menge von den Händen zarter Frauen dargebracht, und die Familie und Amtsbrüder des Erwählten stehen im Hintergrunde und freuen sich nicht wenig über die Tragikomödie auf der Straße, die eine

Parodie auf republikanischen Stolz abgibt. Allein die gute alte Sitte heiligt wiederum diesen Skandal, und ich wette, man wird auch in der Hinsicht, daß ich diese schmutzige Festivität, die den neu erwählten Senator wirklich Geld kostet, nicht billige, meinen Patriotismus bezweifeln. „Gab doch einst der Kaiser in Frankfurt bei der Krönung den gebratenen Ochsen dem Volke Preis; war doch dieser Ochse ein so wesentliches Erforderniß bei der Krönung, wie Krone und Scepter." Also werden mir die Patrioten entgegnen. „Und dann" — wird man fragen — „ist es nicht ein unschuldiges Vergnügen der Menge, gewißermaßen der einzige Beweggrund für dieselbe, lebhaften Antheil an der Raths-Wahl zu nehmen? Es ist etwas Großartiges, Königliches an dieser Spende, etwas Volksthümliches; der Senator schreitet solchergestalt mit dem nöthigen Eclat in sein Amt." Ja wohl, er sieht ein, daß es nur wenig bedarf, um die „ehrliebende" Bürgerschaft zufrieden zu stellen, sie, die sich nie serviler ausnimmt, als im Schmutze vor den Fenstern des Erwählten. Ach! wenn die Bürgerschaft, niedrig und hoch, doch nur einmal einig wäre, wenn sie doch nur einmal unisono dem neu erwählten Senator vor den Fenstern seines Hauses, stolzen Sinnes entgegenriefe: „Wir lassen dir deine Süßigkeiten, trage dazu bei, daß wir eine neue Konstitution erhalten; eile, eile damit!" Es wäre köstlich, wenn keiner der freien Bürger es wagen dürfte, Hand an jene Süßigkeiten zu legen, wenn sie insgesammt im Kothe liegen blieben, wohin sie gehören, wenn die „ehrliebende" Bürgerschaft sich entschlösse, auch in dieser Hinsicht die Ehrliebe zu beweisen, die ihr sonst so wohl steht. Mag man dem neuen Senator — nach wie vor — dadurch seine Achtung bezeugen, daß man ihn zur Eidesleistung zum Rathhause begleitet; aber es wäre schön, es wäre vortrefflich, wenn die Bürger-

schaft, die freie Bürgerschaft in dem Konvente darauf antrüge, daß in Zukunft jener rohe Terrorismus des Vergnügens abgeschafft werde, der das Volk zur Demüthigung verleitet, zum Servilismus. Die Bremer können ja nur, ganz nach ihrer wohlthätigen Weise, darauf antragen, daß das zu jenem Skandal erforderliche Geld den Armen- und Waisenhäusern übermacht werde. Solchergestalt wird sogar die Kirche und die christliche Religion nichts gegen einen solchen Antrag einzuwenden haben.

Den Wohlthätigkeitssinn der Bremer habe ich bereits angedeutet. Es gibt keine Stadt in ganz Deutschland, wo er prunkvoller und gottgefälliger aufträte, als in Bremen. Der Sinn für Wohlthätigkeit, die Nächstenliebe, sind mit dem Bremer so ganz und gar engverwachsen, daß sie ihm eben zur andern Natur geworden sind. Wenn er mehr nach dem Bürger, als dem Menschen fragt, wenn er den Einheimischen dem Fremden vorzieht, wenn er häufig ausruft: „der verdient es nicht, daß man ihm hilft," so ist dies ein Resultat, wie es sich bei allen rein praktischen Leuten herausstellt, die häufig den Glauben an den Menschen verlieren, wenn er keinen festen Wohnsitz hat, wenn seine Rechnungen und seine Handelsbücher nicht in der gehörigen Ordnung sind, wenn sie nicht für den Ergänzungseid genügen. Es ist wahr, die öffentliche Meinung stellt sich in Bremen nicht nur als Folge der That heraus — das wäre verzeihlich, es wäre gerecht — nein, sie geht noch einen Schritt weiter, sie sieht auf die Handlungsweise, und erhebt dann ihr Auge zu den Theegesellschaften und den angesehenen Cliquen. Das Urtheil, was diese fällen, ist für die öffentliche Meinung ein rechtskräftiges Urtheil, hiernach verfügt sie die Exekution. Und diese Theegesellschaften und angesehenen Cliquen sind die Giftpflanzen in dem socialen Leben Bremens. Bei ihnen herrscht der Grund-

satz: Quisque præsumitur malus, donec probetur bonus; der Wille wird bei ihnen nie in Anschlag gebracht, sondern nur das praktische Resultat; sie bekennen Christum mit dem Munde, aber das Wort: „Vergeben" kennen sie nur in der schlimmsten Bedeutung; denn sie haben Geld, Geld, Geld; und Glaube, Liebe, Hoffnung sind ihnen böhmische Dörfer, von denen die Prediger in den Kirchen sprechen, die aber nicht in dem Bürgereid angelobt werden und deren Mangel in den Statuten, dem römischen Recht, dem kanonischen, dem peinlichen nicht mit Strafen bedrohet wird, die alle Unterhaltung aufheben, jeden bösen Leumund verschließen und auch am Ende den Staat gefährden, da sie die Sünde mit dem Mantel der Liebe bedecken und die That dem Willen hintenansetzen.

Jene Theegesellschaften und vornehmen Cliquen beschränken auch die dem Bremer angeborene Wohlthätigkeit, von der sie freilich eigentlich nichts wissen, denn sie leiten die öffentliche Meinung und es wagt nun Mancher nicht, einem reuigen Sünder thätig beizuspringen, oder sich unehelicher Kinder anzunehmen, oder einem verlorenen Sohn zu helfen, weil alle solche Leute die Theegesellschaften, die Angesehenheit und am Ende auch — die öffentliche Meinung gegen sich haben.

Im Uebrigen sind die Männer in Bremen duldsamer, nachsichtiger, humaner. Sie werden hie und da sogar zu meinen Skizzen lachen. Aber die Bremer Frauen sind die wahren Zeloten. Sie eifern gegen einen jungen Menschen, der ihnen eine Schauspielerin vorzieht, und doch sind sie so unliebenswürdig, so fade, so bigott, so frömmelnd und — wo sie es nur können — so vornehm und schroff, daß man sich unmöglich zu ihnen hingezogen fühlen kann, wenn man nur irgend Poesie hat und keine Frau will, die sich nur auf die Küche versteht, oder die

sich gar nicht einmal auf die Küche versteht, sondern nur auf Geld, auf Putz und bremischen Hochmuth. Eine Mittelklasse von Weibern findet man in Bremen nicht, mit Ausnahme der Nähterinnen, die Lessings Emilia Galotti lieben und also wenigstens einigen poetischen Sinn besitzen.

Was die erstere Klasse der Bremer Frauen betrifft, nämlich die, welche für die Küche und den Haushalt leben, so gehört ihr ein großer Theil der Bremerinnen an. Diese Damen sehen mit Verachtung auf Hedwig Hülle hernieder und machen sich über Karoline Pichler lustig. Sie haben das Gute, daß die deutsche Literatur nie von ihnen etwas zu befürchten haben wird. Dabei besorgen sie den Tisch, stricken und flicken, halten zusammen und erfüllen den Zweck der Ehe, die Fortpflanzung. Sie sind nicht abstoßend, nicht anziehend, nicht kalt, nicht warm, sondern gute Hausfrauen. Die zweite Klasse der Bremer Frauen erfüllt den eigentlichen Zweck der Ehe gleichfalls, übrigens ist sie das Blei an den Füßen ihrer Ehemänner. Diese Damen kosten à Person ihre 4000 Thaler Gold jährlich; sie sind die Seele der Theegesellschaften; ihre Töchter figuriren auf dem Kasino. Was dahin gehört, zeichnet sich durch vornehme Suffisance aus, raisonnirt in hochmüthigem Tone über den Nächsten und leitet die öffentliche Meinung theilweise durch den Mann, theilweise durch die Dienstboten, die das, was über Tisch gesprochen wird, unter das Volk tragen. Alle diese Damen erregen meistentheils das, was der Lateiner horror nennt; sie sind die eigentlichen Vogelscheuchen des geselligen Lebens, prätentiöse Wesen, die auch nicht eine Lichtseite aufzuweisen haben. Das Volk belegt sie theilweise mit passenden Titeln, wie z. B. Eine dieser Klasse, welche in dem Stadtviertel von St. Stephani wohnte, wo die Fischer ansässig, den Namen Königin der Fisch-

weiber erhielt. Indeß bei allem Spott ist die große Menge dennoch wohlgefällig gegen diese unzarten Gestalten, und das eben sichert ihnen den Einfluß, den sie auf die Humanität ausüben, und der, neben dem der mystischen Pfaffen, der giftigste ist. Für Erhabenheit des Geistes, für Genialität haben die Bremerinnen — wie gesagt — wenig Sinn. Sie schließen ihre Ehen selten aus Liebe, meistens aus Konvenienz. Oft heirathen sich nahe Verwandte, damit das Geld zusammen bleiben möge. Ueberhaupt wird in Bremen sehr viel nach Geld geheirathet, was denn meistens hausbackene Ehen abgiebt, die freilich ohne alle Poesie sind, die aber auch nie dem Staate zur Last fallen.

Die Bremerinnen gehen, wie die meisten freien Reichsstädterinnen, auf großen, bürgerlichen Füßen, sie haben ein eben so festes Piedestal, wie eine scharfe Zunge. Wo sie mit Zunge und Fuß hintreten, da wächst kein Gras. Schön sind sie selten, sanguinisch und rapid nie. Sie hocken gern am Ofen und haben mit den Holländerinnen das gemein, daß sie sich im Winter „Feuerküken" zwischen die Beine setzen, die das Phlegma befördern. Ein liebenswürdiges Savoir faire gehört bei ihnen ganz und gar zu den Ausnahmen; sie sind eher plump, als graciös und haben meistentheils kräftige, niederländische Züge, materielles Gepräge. Uebrigens sind sie physisch keusch und bewahren die Jungfernschaft treu und gewissenhaft bis zur Brautnacht, die im Ganzen gewiß, ohne Leidenschaft, gefeiert wird, sondern handwerksmäßig, weil sich weniger die Herzen, als die Körper und was daran hängt: Geld und Familie, in derselben vermählen.

Uneheliche Kinder findet man verhältnißmäßig wenig in Bremen. In der That ist hierin die niedere Klasse zu loben, die streng auf Sittlichkeit hält. Gott Gnade aber dem armen Dienstmädchen, das, vor der priesterlichen

Einsegnung, einmal dem Herzen Gehör giebt und der Liebe huldigt; die vornehme Hausfrau wird keine Vergebung für die büßende Sünderin haben. Ach! man geht häufig noch weiter; man läßt es auch die unehelichen Kinder entgelten, daß sie, ohne Beistand der Kirche, ohne priesterliche Vorbereitung, vielleicht nur von zwei liebenden Herzen eingesegnet, in's Leben gerufen worden sind. — Ja es geht den vornehmen Bremerinnen — ich meine hier besonders die verheiratheten, die gegen alle Versuchung sicher sind — wie den Gegnern Gutzkow's, in Betreff dessen Vorrede zu Schleiermacher's „Briefen über die Lucinde.“ Sie verstehen Alles wörtlich, und die Form ist ihnen das Leben. Wie sie in der unehelichen Geburt die Sünde erblicken, so erblicken sie in der ehelichen gottgeheiligte Liebe. Die Ehe wird indeß in Bremen — wie gesagt — häufiger durch Geld, als durch Liebe geschlossen. Aber wenn eine Jungfrau, ohne priesterliche Form, aber durch und durch göttliche Leidenschaft, die, der Erde und ihrer Satzungen vergessend, sich dem schönen Gefühle hingiebt, das, wie die Magnetnadel stets gen Norden, zum Himmel weiset, sollte das wirklich auch in der Moralphilosophie unter einer Ehe aus Geldrücksichten stehen, unter einer Ehe aus Konvenienz, aus Dankbarkeit, unter einer gemachten Ehe, wo — wie Gutzkow sagt — die Empfängniß zwischen Schlaf und Wachen vor sich geht? Man soll nicht alle unehelichen Geburten wörtlich verstehen, man soll an Motive denken, man soll einsehen lernen, daß das, was himmlischen Ursprunges ist, seinen Charakter nicht verliere, wenn es einmal die Kopulations-Gebühren nicht entrichte; man soll erkennen, daß nicht nur Christus, sondern auch Andere, von einer unbefleckten Jungfrau geboren werden können. Gutzkow verdient es wahrhaftig um die christliche Religion nicht, daß man seine Vorrede — wie ein Buchhändler aus Berlin,

in der Buchhändler-Zusammenkunft in Leipzig verlangte — dem Scheiterhaufen übergibt. Aber Gutzkow verdient dieses Anathem allerdings jenes Buchhändlers wegen. Die Sache hängt folgendermaßen zusammen: der Letztere hatte alle Hoffnung, die Bibliothek des verstorbenen Schleiermacher für 3000 Thlr. Pr. Cour. zu einer königlichen zu erheben. Aber Friedrich Wilhelm III, gab die Unterhandlung wegen des Ankaufs auf, als er Kunde von Schleiermacher's „Briefen" erhielt, und Herr R...... rief die Moral und Brockhaus gegen Gutzkow zu Hülfe, weil dieser ihn durch seine 36 Seiten um 3000 Thlr. gebracht hatte. Die Sache ist in Berlin allgemein bekannt, und ich brauche deshalb kein Bedenken zu tragen, sie hier mitzutheilen.

Die Männer sind in Bremen humaner, ja christlicher, als die Frauen. Sie haben einestheils feste Nerven, die sie vor der sentimentalen Sittigkeit bewahrt, anderntheils leiden sie weniger an den Theegesellschaften und allen jenen übeln Einflüssen auf die Humanität, denen sich die schöne Welt in Bremen so gern hingibt. Die Männer Bremens haben etwas Derbes, Biederes in ihrem ganzen Wesen, obschon wenig Geistiges. Sie überlassen häufig das Urtheil in Sachen die die Handelssphäre nicht betreffen, ihren Ehefrauen, die dadurch auf Staat und gesellschaftliches Leben einwirken.

Juden trifft man in Bremen — wie schon früher bemerkt — nicht. Die Aufklärung mag noch so sehr über die Bremer kommen, es wird dennoch lange dauern, bis sie dieselben über Bremen hinausführt, zu einem Höhepunkt, der sie die Menschheit und deren Recht sehen läßt. Diese kleine Freistaaten kränkeln durchweg an dem Materialismus, an der örtlichen Beschränkung und an den 40 oder 100,000 Bürgern, die ihre Seele sind. Allenthalben treten hier egoistische Rücksichten in den Weg, die

sich leider in die kleinlichsten Interessen der Großhändler, Handwerker, Krämer und Detaillisten verlieren. Wo man in den freien Städten Deutschlands den Juden gnädig war, da hatten sie bereits Einfluß gewonnen auf das praktische Leben, auf Geld und Handel, und man mußte ihnen nun nothgedrungen Rechte einräumen. In Bremen war das nicht der Fall; die sogenannte französische Zeit hatte nur wenige Juden herbeigezogen, und diese mußten, mit Bürgermeister Smidt's und der Bundes-Akte Hülfe, Bremen sofort räumen, als die alte Verfassung wieder in ihre Rechte trat. Man ist in Bremen noch so weit in dieser Hinsicht zurück, daß man nicht einmal das Wort Jude als Schimpfwort gebraucht. Man kennt den Juden daselbst nur von Hörensagen; Israel ist nach dem Dorfe Hastedt verbannt worden und darf Bremen und dessen Gebiet weder mit dem Schacher noch mit irgend etwas Anderem belästigen. Das wird schwerlich während der jetzigen Generation anders werden.

Volksfeste, wie solche in Frankfurt a. M. vorkommen, hat Bremen eigentlich gar nicht aufzuweisen, natürlich aus dem Grunde, weil sich Alles in den Familien zersplittert. Wenn Pfingsten, Weihnacht und Neujahr in Lübeck auch außerhalb der Kirche, im heiteren gesellschaftlichen Leben, begangen werden, so weiß man davon in Bremen nichts. Keine Maienbäume, kein Weihnachtsmarkt, nicht die zwölfte Stunde des letzten Decembers rufen das Volk zusammen. Alles wird still und im Hause gefeiert, oft innig, aber stets isolirt.

Indeß wenn das Vieh im Frühjahr auf die Bürgerviehweide getrieben wird, auf jene Weide, die man auch Bürgerweide heißt, so begeht ein großer Theil der untern Volksklassen diese Festivität mit lustiger Feier. Ein zweites Volksfest der Bremer ist, wenn im Spätsommer die Waisen aus den beiden Waisenhäusern — lutherische und

reformirte Waisen, versteht sich beide getrennt — in das Freie geführt werden. Hier schließen sich — was sonst so selten — alle Stände an. Der Wohlthätigkeitssinn einet sich, bei diesem streng bremischen Institute, mit dem Bürgersinn; und ganz Bremen, freilich je nach den Umständen in reformirtes und lutherisches getheilt, zieht an diesen Tagen mit den Waisen hinaus und freut sich mit den Waisen. Hier ist Alles eine große Familie, Alles läßt es sich angelegen sein, die Elternlosen vergessen zu lassen, was sie sind. Die Bremer haben wirklich alle Anlagen, um der Humanität eine Stätte innerhalb Bremens Mauern zu bieten, wenn sie nur dem falschen Patriotismus, dem bürgerlichen Hochmuthe, der übergroßen Vorliebe für das Alte und die Form entsagen könnten; wenn ihre Prediger nur kräftig von der Kanzel auf jene Humanität hinwirkten, die am Ende ja mit dem Christenthume so ganz und gar Eins ist. Dieselbe kann in Bremen hauptsächlich durch die Geistlichkeit geweckt werden; denn der Bremer hält an die Kirche. Aber diese Geistlichkeit — selbst der aufgeklärteste Theil derselben — gefällt sich in Dogmen und Lehrsätzen mehr, als in dem Christenthume und hat es nicht einmal zu einer evangelischen Kirche bringen können. Theilweise mögen hier sogar niedrige Rücksichten obwalten. Warum sperren sich insonderheit die Domprediger, die der großen lutherischen Gemeinde vorstehen, so gar heftig gegen eine evangelische Kirche, die doch wenigstens eine geistige Einigung vorbereiten würde, indem sie zunächst eine christliche veranlaßt? Mit welcher Hartnäckigkeit haben diese Herren gegen Dräseke geeifert, der es dahin zu bringen suchte. Ich weiß nicht, ob sie sich um Luther verdient machen wollten. Aber so viel weiß ich, daß sie mit wahrhaft fanatischem Eifer gegen Christum ankämpften. Meine Herren, ich verstehe unter Christum die ächte, wahre Humanität, die,

wenn sie auch dann und wann mit Donnerworten spricht und die Erde beben macht, doch nie und nimmer an Partheiungen denkt, die aus bloßer Partheisucht Partheiungen sind. Fürwahr! diese Leute glauben mehr an den Kampf, als an den Frieden. Ja, ich behaupte, sie glauben mehr an ihre bürgerliche Stellung, als an das Evangelium. Man sollte es nicht glauben, aber es gab einen alten achtzigjährigen Prediger an der St. Petrikirche, (dem Dom), der öffentlich, von der Kanzel seine Gemeinde beschwor, sich nicht auf die Stelle an geweiheter Stätte zu setzen, wo ein Reformirter gesessen habe. Die Leute hörten sich das ruhig an und es kam ihnen kein Gedanke von Gotteslästerung in den lutherischen Sinn. So schreibt Mallet, der Mystiker, seinen „Kirchenboten“ und findet Leser, wenn er, zu Ehren Gottes und der Religion, den deutschen Dichter mit Füßen tritt. So predigt derselbe in der Kirche gegen das Theater und nennt es (nicht in Bezug auf die Kunst, sondern auf die moralische Stellung der Bühne) dem Teufel verfallen, und dergleichen fanatische Ausfälle werden ihm nicht von Amtswegen verboten. Ja, es ist leider nur zu wahr, die Kirche tritt in Bremen der Humanität häufig entgegen. Das Princip der Versöhnung, der geistigen Vermittelung leitet sie nicht. Die Geistlichkeit gibt oft zu öffentlichen Aergernißen Veranlaßung. Natürlich mußten sich die Schauspieler an Mallet rächen für die Hölle, in die er sie hinabdonnerte. Sie gaben den „Tartuffe“ und Herr Lemke, der Darsteller der Hauptrolle, deutete in Maske und Haltung auf den Fanatiker hin. Das Publikum jubelte und man spielte im Theater mit der Kirche Blindekuh. Es ist nicht zu loben, daß man den lieben Gott in solche Verlegenheit bringt. Eine Rohheit schlägt hier die andere und die Wahrheit wird in den Koth getreten.

Ließe sich das Alles nicht ändern? O, gewiß. Man

duldet doch in Bremen keine Ausfälle gegen Kirche und Staat; wie kann man nur der Geistlichkeit das Recht einräumen, gegen Bestehendes, unter dem Palladium der Kirche, zu Felde zu ziehen und einen ganzen Stand in den Tag hinein zu verunglimpfen? Würde man es gutheißen, wenn irgend ein Prediger gegen die Verfassung, gegen geschriebene, gegen gesetzliche Mißbräuche von der Kanzel eiferte? Bei Leibe nicht. Man würde die Kanzelfreiheit auf den Amtseid verweisen. Der Prediger könnte Gefahr laufen, der Polizei und den Gerichten in die Hände zu fallen. Warum läßt man nun der geistlichen Zunge freien Lauf, wenn sie gegen Leute, die den Schutz der Gesetze genießen, obwohl sie keine Bürger sind, zu Felde zieht? Ist das etwa gar eine republikanische Maxime? Ich weiß es wohl, die Schauspieler sind rechtlich als Vagabunden zu betrachten; sie mögen sich ihrer Haut wehren. Das haben sie denn auch gethan; „Wurst wieder Wurst“; die Religion ist schamroth geworden, daß man sie zum Federball machte, der von der Stephanskirche zum Theater und vom Theater zur Stephanskirche flog. Auch die Musen können bei dergleichen Partheisachen nicht gewinnen; aber die Gerichte in Bremen feierten bei dem Allen, und die Polizei-Direktion erlaubte Herrn Lemke, der, als Tartuffe, hervorgerufen wurde, sich bei dem Publikum zu bedanken, jedoch auf keinen Fall ein Wort dabei zu verlieren. Er verbeugte sich stumm à la Mallet. Das heiße ich eine Vermittelung der kirchlichen und theatralischen Interessen. Aber wo bleibt hier die Aufklärung?

Das Kollegium der Aeltermänner (Ich muß noch einmal auf die Verfassung zurückkommen) bildete sich, trotz der „neuen Eintracht“, nach und nach als eine Repräsentativ-Behörde der Bürgerschaft heraus, ohne bis zum „Kurzrockischen Vergleich“ irgend ein gesetzliches Funda-

ment zu haben. Die Bürgerschaft stand offenbar, dem Senate gegenüber, ganz und gar in einem subordinirten Verhältnisse in Regierungssachen. Konnte sie, mittelst Senats-Einladung, zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften gelangen, so war es natürlich, daß die Plenar-Versammlung der Bürger, ohne Leitung, ohne Organ, ein wildes Chaos bot, das zu gesetzlichen Beschlußnahmen wenig geeignet war. Die morsche republikanische Verfassung mußte deshalb ein Auge zudrücken, als sich hier, durch stillschweigenden Vertrag zwischen Rath und Bürgerschaft, ein Kollegium bildete, das die Interessen der Letztern lebhafter in's Auge faßte und sich in den Stand setzte, ein Urtheil fällen zu können. Bürgerschaft und Senat mußten einmal vereint regieren, und bei dem Zustande der Dinge konnte jene keine große Staatskenntniß erlangen. Sie trieb sich im Handel und den Geschäften umher und wurde nun mir nichts, dir nichts auf das Forum berufen, wo ihr Alles fremd war. Es war hier kaum auf ein vernünftiges Votum zu rechnen. Also der Senat mußte in Etwas auf die „neue Eintracht" verzichten; er trat hier der natürlichen Reform nicht entgegen, jenes Kollegium, welches, ohne geschaffen zu werden, nach und nach in ein Verhältniß zur Staatsgewalt kam, konnte nicht verdrängt werden. Die Verfassung war der Republik zu sehr entgegen, als daß man hier eine Vermittelung hätte beseitigen können. Freilich ein Beweis, auf welchem unsicheren Grunde die „neue Eintracht" steht.

Die Aeltermänner wurden als Vertreter der Bürgerschaft und ihrer Rechte gegen den Rath angesehen. Sie versammelten sich auf dem Schütting, sie hatten ihr Archiv, sie waren die Seele des Bürger-Konvents, der nur durch sie eine Organisation erhielt.

Erst durch den Kurzrockischen Vergleich gelangten sie

zu festem gesetzlichen Ansehen. Der Senat, der von jeher eben so ängstlich auf seine Gerechtsame, als auf den Staat hielt, hatte es allerdings nicht ungern gesehen, daß das Kollegium der Aelterleute ihm die Brücke zur Kommunikation mit den Bürgern bot. Als aber jenes eine ernstliche Vertretung sich angelegen seyn ließ, da wurde den Hochedeln und Hochweisen Angst; man provocirte auf das geschriebene Gesetz, erklärte den Aeltermanns-Eid für null und nichtig, und diejenigen, so ihn geleistet, als nicht dadurch gebunden; auch sey das Aeltermanns-Wappen nicht zu gestatten, und würde, wo es sich an öffentlichen Oertern in den Fenstern gemalt befände, weggenommen werden. Solches geschah, als sich das Kollegium der Aeltermänner „pro conservanda libertate contra impetitiones Senatus“ an den Kaiser gewandt hatte. Glücklicherweise hatte Se. Römische Majestät die libertas Bremens mehr vor Augen, als die „neue Eintracht“, und dem Senate wurde sein Verfahren verwiesen; er wurde angehalten, Neuerungen der Art zu unterlassen. Dies Alles führte 1681 zu dem „Kurzrockischen Vergleich“, der denn wenigstens dem Kollegium das Recht einräumet, bürgerliche Klagen dem Rath mit geziemender Bescheidenheit zu rekommandiren, der Letztere könne dieselben nach Billigkeit reflektiren, und sollen die Aelterleute dabei mit aller Liebe, Vernunft und Bescheidenheit traktirt werden. Das Hauptresultat dieses Vergleichs war wiederum Essen und Trinken. Man feierte den Frieden „abundant mit einer kostbaren Fastenmahlzeit auf dem Schütting“. Also sagt der Chronist Coster. Das Kollegium der Aelterleute ist nun bis zum Jahre 1835 der einzige Schutz, welchen die Bürgerschaft gegen die „neue Eintracht“ hat. Der Bürger-Konvent, in welchem früherhin, unter Leitung der Aelterleute, nach den vier Quartieren gestimmt wurde, ist nun freilich in

der neuesten Zeit wiederum anders organisirt worden. Der Senat stellte der Bürgerschaft vor, es sey besser, wenn sie sich dem Einflusse der Aelterleute entzöge, wenn sie in pleno selbstständig stimmte. Diese faßte den Vorschlag auf, er wurde zum Gesetz erhoben. Man hat zu beweisen gesucht, daß dadurch viele neue und zweckmäßige Staats-Einrichtungen herbeigeführt worden sind, denen früher die Aelterleute, als opponirende Korporation, entgegengestanden. Es mag sein; aber die Bürgerschaft, die sich im Ganzen, nach der französischen Zeit, wenig um den Staat bekümmert hat, hat daran wohl weniger Theil, als der Senat, der allerdings in der Person des Bürgermeisters Smidt eine Seele hat, die nicht ohne republikanische Gesinnung ist. Es ist hier viel „ja" gesagt worden, und zum Glück zu Vorschlägen, die wirklich die Wohlfahrt des Staats bezweckten. Aber die Opposition ist durch jene Umänderung, die ich nicht Reform nennen möchte, geschwächt worden. Zudem hat man es nicht dahin bringen können, daß sich die Bürgerschaft von Haus und Hof losreißt und sich lebhafter für den Staat interessirt, als solches früher geschah. Ist aber nicht die Opposition die Seele des parlamentarischen Lebens? Haben die Aelterleute Beweise gegeben, daß sie sich weniger mit dem Staat befaßten, als der Senat? Waren sie nicht geeigneter, die Interessen des Staats zu versehen, als die Bürgerschaft, die sich häufig gar nicht um ihn bekümmert? Und war am Ende die Bürgerschaft an sie gebunden, an ihre Meinung, an ihren Eigensinn — wenn sie anders einen solchen hatten? Gewiß nicht. Man würde besser gethan haben, die Verbindung zwischen Bürgerschaft und Aelterleuten enger zu knüpfen, statt das Band zu zerreißen. Freilich mochte man glauben, den Bürgern ein größeres Interesse für das Staatsleben einzuflößen, wenn man sie direkt dem Rathe gegenüber stellte. Allein

das war ein schwacher Grund, ein unhaltbarer bei Leuten, die vom Handel leben und genug mit sich selbst zu thun haben. Die Bürger haben jetzt gar keinen Vereinigungspunkt, die Vorschläge des Senats kommen ihnen, wie ein Dieb über Nacht, auf den Hals, und der einige, in das ganze Staatsleben eingeweihete Senat, steht ihnen überwiegend gegenüber. Es wäre wohl rathsam gewesen, wollte man eine wirkliche Reform bewirken, Bürger-Konvente, ohne Einladung des Raths, unter der Leitung der Aelterleute, zu gestatten und diese des Einflusses, den sie bis dahin hatten, nicht zu berauben. Traute man der Bürgerschaft Intelligenz genug zu, direkt mit dem Rathe zu unterhandeln, so konnte man ihr auch Intelligenz zutrauen, sich dem Partheigeiste der Aelterleute zu widersetzen, fand sie diesen nicht am gehörigen Orte. Bei vorherigen Diskussionen aber würden die Aelterleute ihre positiven Kenntnisse von dem bremischen Staate der Bürgerschaft mitgetheilt haben. Was diese jetzt von dem Senate erfahren muß, der ihr doch stets als Parthei entgegen steht, und nicht im Geringsten gesonnen ist, etwas von seinen alten Rechten aufzugeben, das hätte sie dann von dem Kollegium der Aelterleute erfahren, welches mit ihr verbunden ist. Der Lage der Sache nach, und in Erwägung, daß der Senat von jeher stets eben so viele Sorge für sich und die Seinigen genommen hat, als für den Staat, konnte die Bürgerschaft mehr Vertrauen auf die Aelterleute, als die Hochedlen und Hochweisen Herren der „Wittheit" setzen. Die neue Konstitution wäre vielleicht so eher ins Leben getreten.

Ich muß hier von Bürgermeister Smidt sprechen. Er hat sich durch seine Schriften und seine diplomatische Laufbahn einen Namen erworben.

Johann Smidt, ältester Bürgermeister der freien Hansestadt Bremen, ist ein Mann von festem republikani-

schen Charakter und fast so streng und hartnäckig, wie Jackson, der Präsident der vereinigten Staaten, aber auch eben so einfach in Allem, was seine Person betrifft. Auf seinem breiten, kräftigen, gefurchten Antlitze spiegelt sich die Reflexion; List und Verschlagenheit spielen bei'm Sprechen um seinen häufig zum Lächeln verzogenen Munde. Er geht hastig-schiebend, ganz mit sich und seinen Plänen beschäftigt durch die Straßen, ohne diplomatischen Pli, ohne Noblesse, ohne Grandezza. Seine Erscheinung ist fast bäuerisch; sein Körperbau ist derb und gedrungen, sein Auge klein und stechend. Aber in seinem Wesen bewahrt er alle jene Liebenswürdigkeit, die ihn für das Salonleben geeignet macht und ihn als den besten Vermittler der Interessen Bremens bei dem deutschen Bunde hingestellt hat. So hastig und hitzig, wie Smidt, bei'm Verfechten seiner Ansichten im bremischen Senat auftritt, so leidenschaftlich er für die Interessen des Kollegiums sorgt, dem er angehört, so jacksonisch er der Bürgerschaft opponirt, eben so bedächtig, bescheiden, aber doch bestimmt benimmt er sich auswärts, in den Salons von Wien und in dem Fürstlich Thurn- und Taxischen Palais zu Frankfurt a. M. Ohne äußeren Pomp, ohne diplomatischen Air, ja ohne Vornehmheit, hat er sich dennoch jene besternten Gemüther zugewendet, die Deutschland repräsentiren. Er besucht ihre Gesellschaften in derselben unmodigen schwarzen Kleidung, in demselben nonchalanten Anzug, in welchem er im Bremer Senate erscheint, aber man behandelt ihn mit Zuvorkommenheit und hält große Stücke auf ihn. Sein steter Begleiter auf seinen gesandtschaftlichen Hin- und Herzügen ist sein Sohn Heinrich, der dabei als Legations-Sekretär fungirt. Er ist die Leidenschaft seines Vaters, der seine diplomatische Laufbahn auf ihn vererben möchte. Bremen verdankt Smidt viel: die Aufhebung des Els-

flether Zolls gelang seinen rastlosen Bestrebungen; er war es, der sich der Aufnahme der Juden widersetzte. — Smidt ähnelt in vielen Stücken dem General Jackson. Er ist Demokrat, um Autokrat zu seyn. So war es wohl sein Werk, daß man den Einfluß der Aelterleute auf die Bürgerschaft im Konvente zu beseitigen suchte, sein Werk, daß man scheinbar die Letztere an den Rathswahlen Antheil nehmen ließ, sein Werk, daß man den Advokatenstand formell beschränkte. Sorgfältig, stets der Bürgerschaft schmeichelnd, beseitigt er jede Opposition, damit „so denn ein vollmächtiger Rath, wie er von jeher gewesen, fortan zu ewigen Zeiten seyn und bleiben solle." Smidt ist die Seele des bremischen Staats, er versteht es meisterhaft, dahin zu sorgen, „ne quid respublica detrimenti capiat," nämlich nach Außen hin, ohne jedoch geneigt zu seyn von den Prärogativen des Kollegiums, dessen Mitglied er ist, jemals irgend Etwas aufzuopfern. Man kann nicht sagen, daß die Bremer mit Liebe an ihm hängen; denn er weiß sich nicht in dem Grade populär zu machen, wie solches die Laune des Volks gern hat, er ist streng und abstoßend, ja herrisch gegen Alles, was eine ernstliche Opposition blicken läßt. Aber man weiß es in Bremen, wie sehr man Smidt zur Dankbarkeit verpflichtet ist, und diese Dankbarkeit übersieht die Schwächen des alten Bürgermeisters, der längst eine glänzendere Stellung auswärts hätte erlangen können, der es aber vorzieht, in Bremen der Erste zu seyn und sich mit warmem Patriotismus, der materiellen Interessen seiner Vaterstadt annimmt.

Smidt ist jugendlich und lebhaft. Er hielt es nicht für unter seiner Würde, Hauff in den Bremer Rathskeller einzuführen, wo dieser, in des Diplomaten Gesellschaft, zu seinen Phantasieen begeistert wurde. Gern versammelt er eine geistreiche Jugend um sich und sucht sie für sich

zu gewinnen. Bremen ist an jungen diplomatischen Kräften arm, die Smidt in sein Büreau ziehen könnte, und somit ist der staatskluge Bürgermeister lediglich auf seinen Sohn Heinrich beschränkt, der es auch versuchte, durch das „politische Wochenblatt" Bremens seinem Vater ein Organ zu verschaffen, das jedoch keinen großen Anklang fand.

Daß der Bremer Senat nach Außen hin eine achtungsvolle Stelle einnimmt und hie und da sogar im Imperativ auftritt, solches verdankt er lediglich Smidt, der in die Geheimnisse aller deutschen Kabinette eingeweihet ist und sehr wohl weiß, welche Sprache Bremen führen kann, so lange es an die Principien des deutschen Bundes hält. Hat nicht der Bremer Senat noch kürzlich durch seinen durchaus bestimmten Ton das Königl. Sächs. Ministerium zu einem Schritt verführt, der aus der sächsischen Verfassung wenig zu rechtfertigen ist. Die Geschichte verdient erzählt zu werden. Herloßsohn, der Redakteur des „Kometen", hatte eine Korrespondenz aus Bremen in seine Zeitschrift aufgenommen, die dem Bremer Senate nicht zusagte. Dieser wandte sich in einem höchst kategorischen Schreiben an das Königl. Ministerium in Dresden, verlangend, daß man den Redakteur des „Kometen" zur Herausgabe des betreffenden Manuskripts und Namens-Nennung des Einsenders desselben anhalten möge, widrigenfalls werde sich der Bremer Senat an die hohe deutsche Bundesversammlung wenden, indem die fragliche Korrespondenz Unwahrheiten, rücksichtlich der Regierung, enthalte. Die sächsische Konstitution gestattet eine Klage gegen den Redakteur einer Zeitschrift zwar nur auf gerichtlichem Wege; aber das Ministerium in Dresden ließ sich wirklich durch die bestimmte Sprache des Bremer Senats verleiten und verfügte ohne Weiteres, weshalb er gebeten. Herloßsohn aber, den un-

glücklicherweise eine Badereise, die er unternehmen wollte, in diesem Augenblick mehr interessirte, als sein redakteurliches Recht, ließ sich die Sache in sofern gefallen, als er bloß eine Protestation gegen das illegale Verfahren des Dresdener Ministeriums vornahm, im Uebrigen aber der Gewalt genügte und den bremischen Einsender nannte.

Wie Smidt selbst ohne Cermoniell gegen Andere ist, so verlangt er dasselbe auch nicht von Andern gegen sich. Er unterhält sich frei und mit lebhaftem Interesse mit Jedem über Staatsangelegenheiten und duldet theoretisch gern eine Opposition; nur darf sie nicht in der Praxis auftreten. Freimüthigkeit weiß er zu schätzen; den Gemeinsinn der Bürger sucht er zu wecken, ein parlamentarisches Leben geht ihm über Alles; indeß immer sieht er es gern, wenn die getheilten Interessen sich am Ende in dem Interesse vereinen, welches er beabsichtigt. Allerdings hat er hierin den besten Takt, und man kann ziemlich sicher seyn, daß Smidt da, wo er nicht gegen den Senat handeln muß, am besten die Interessen des Staats wahrnimmt. Meistens wird der bremische Bürgermeister von den freien Städten Deutschlands mit allen gesandtschaftlichen Missionen beauftragt, die diese gemeinschaftlich zu besorgen haben. Er reiset hier, trotz aller hohen Diäten, die ihm von seinen Mandanten bewilligt sind, zu seinem eigenen Frommen, sehr einfach, höchstens mit einem Bedienten in seinem Gefolge, aber Heinrich Smidt, der auch an der brasilianischen Gesandtschaft Theil nahm, ein junger flachsköpfiger Mann, der auf der Bremer Schule freilich mehr Widerspenstigkeit und vorlauten Widerspruch, als diplomatischen Takt entfaltete, ist hier sein steter Schatten. Dieser soll es auf Amerika abgesehen haben und sich dem Dienste der nördlichen Freistaaten daselbst widmen wollen. Also ein ächter Republikaner,

oder ein größerer Smidt, als der jetzige Bürgermeister, einsehend, daß Amerika, eine rühmlichere Staatsbahn erschließt, als der kleine bremische Staat, in welchem es sich sein Vater alle Mühe kosten lassen mußte, sich ein deutsches Renommée zu erwerben. — In seinem Hause ist Smidt so ganz und gar einfach, daß man ihn nicht mit Jackson, daß man ihn mit Cincinnatus verglei- chen könnte.

Außer Smidt und Olbers, hat Bremen keine Notabilitäten aufzuweisen, die über die Stadtmauern emporragen. Der Letztere ist der bekannte Astronom, der Entdecker der Vesta und Pallas, ein dicker, schwerfälliger, liebenswürdiger Mann, mit dem Dannenbrog-Orden, dem man es nicht ansieht, daß er sich zu dem Himmel aufgeschwungen hat. Er ist Mediciner und war früher ausübender Arzt in Bremen, hat jedoch jetzt gänzlich seiner Praxis entsagt und lebt mit den Sternen.

Dräseke, der jetzige General-Superintendent der Provinz Sachsen, gehört so halb und halb zu den bremischen Notabilitäten. Er war Prediger an der St. Ansgariuskirche, und ich kann ihn mir noch sehr wohl vorstellen, wie er aus seinem Betstuhl, langsamen Schrittes, den Kopf zur Erde gesenkt, zur Kanzel schritt, deren Treppe er in derselben frommen Weise erklimmte, um dann plötzlich sein Haupt zum Himmel zu wenden und mit aller seiner hinreißenden theatralischen Beredsamkeit den Leuten Christum zu predigen. An Dräseke ist ein großer Mime verloren gegangen, dieses Gedankens konnte ich mich nie entwehren, wenn dieser Redner alle seine rhetorischen Kräfte aufbot und sich über sein Antlitz die Verklärung ergoß, die er meisterhaft handhabte. Nie hat mich der Geist der Dräseke'schen Predigt ergriffen, nie; aber die Poesie in der Form, in der Sprache, die Poesie im Vortrage, dieses Anschwellen zum Himmel, welches,

wenn die Orgel schwieg, eine zweite Orgel auf der Kanzel hörbar machte, diese Eindringlichkeit Dräseke's, dieses Selbstbewußtseyn und Vertrauen, daß er seine Zuhörer also fesseln, nicht bloß beschäftigen werde, diese gottselige Ruhe, die ihm das Ansehen eines Heiligen gab, eines Martyrers der italienischen Schule, dieses Alles zog unwiderstehlich an, wie eine Messe, vom heiligen Vater gehalten in der Peterskirche. Schade! ewig Schade! daß sich Dräseke mit seinen eminenten Begabtheiten für die Kanzel so häusig in die Trivialität versteigt. Ich las kürzlich die von ihm im Magdeburger Dom, bei der Anwesenheit des Königs, gehaltene Antrittspredigt. Wie hatte er sich abgequält, dem Könige zu gefallen, welche gemachte Begeisterung führte hier das Wort. Ein ungeheuerer religiöser Floskelschwall über die Liebe zu dem König, über Frieden, über Bürgerlichkeit und darüber, daß die christliche Ergebung und die Liebe gegen jede Anfechtung bewahre, daß Alles so, wie es sey, am besten sey, ein Liebkosen der weltlichen Majestät, ein preußischer Patriotismus, Alles, nur kein einfach-christlicher Sinn sprach aus diesen Worten. Dräseke meint es gut, und ich kann es mir sehr wohl vorstellen, mit welcher Rednerfülle er das Alles gesprochen hat, welchen Enthusiasmus er hervorgerufen hat bei den Magdeburgern, denn es war nichts vergessen, kein Ministerium, kein Oberlandes-Gericht, kein Militair. Aber wie steif, wie kalt und nüchtern, wie so ganz und gar nicht religiös-erhaben machte sich diese Predigt auf dem Papiere. Dieser Geist war nicht von Christo, diese preußische Ehrfürchtigkeit war nicht von Gott, diese Liebe war eine amtliche.

Mallet, Prediger an der St. Stephans Kirche, hat durch seinen Mysticismus und seinen fanatischen Eifer für das Wort einen Ruf und negative Bedeutsamkeit erlangt. Ein derber, vierschrötiger, gescheitelter Mann,

mit puritanischem Antlitz, der über den Glauben den Kopf verloren hat, redigirt er den „Kirchenboten" und lehrt in der Stephanskirche, wer der Teufel und wie er zu bekämpfen sey. Spittler sagt: „es hat von jeher in der Kirchengeschichte eine Gattung von Menschen gegeben, welche vor jedem deutlich aufgeklärten Religionsbegriff, wie vom Blitze geschreckt, zurückfuhren, lieber in gewisse dunkle, geheimnißvolle Worte sich versenkten, dabei aber, was bei den Menschen nicht selten ist, der sich bloß durch Empfindungen leiten läßt, viel entschlossener zu den härtesten Verläugnungen waren, als jene mehr nach Ueberzeugung strebenden Köpfe". Was soll ich den Mysticismus, als Untergattung der Schwärmerei, die in Spittlers Ausspruch charakterisirt ist, definiren; ich habe ihn oben bereits in meiner Einleitung bezeichnet. Er zeichnet sich durch Vernunfthaß und eine hartnäckige Opposition gegen die bestehende Denkweise aus, glaubt an den unmittelbaren Verkehr mit Gott und interpretirt, seinen Empfindungen zu Gefallen, die er wieder als unmittelbare göttliche Mittheilungen annimmt, Christum und die Bibel. Vor 1830, ehe die Juliussonne aufging, mochte Gabler, der Nachfolger Hegels ganz Recht haben, wenn er behauptete, unsere Zeit leide mehr an der Glaubens- als an der Zweifelslust. Seitdem ist das in Manchem anders geworden und die neue Schule bestrebt sich, das Blatt rasch zu wenden. In Bremen hat Mallet einen bestimmten Anhang in der niederen Volksklasse gefunden, aber leider schirmt ihn auch ein großer Theil des höheren Publikums. Mehre Mitglieder des Senats, Einige der Geistlichkeit schlossen sich Mallets Ansichten an, und was das Schlimmste ist, die Regierung wehrt ihm nicht. In der That mag das wohl einen tieferen Grund haben; denn der Bremer Mysticismus trat, wenn auch der Vernunft, bis jetzt nicht dem Staate entgegen. Bremen hat nichts

von den politischen Erdstößen gespürt, und das wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil Mallet und Tartuffe das Publikum beschäftigten. Ja, ich möchte behaupten, die mystische Parthei, die in Bremen so mächtig ist, bewahrte den Staat gegen politische Entwickelungen, als sie sich anderwärts zeigten. Man nahm, Seitens jener Parthei, die Revolutionen für Strafgerichte Gottes und verkroch sich um so tiefer in seine Empfindungen. Die Gegenparthei aber fand sich dadurch beschäftigt.

Unruhen, Verstöße gegen das Gesetz hervorzurufen, würde in Bremen schwer halten. Man ist daselbst durchweg praktisch und vertraut mit seinem Vermögen dem Gesetze. Jeder hat etwas zu verlieren und am Ende nichts zu gewinnen, da die Regierung selten geneigt sein wird, revolutionären Ansprüchen zu genügen, wozu sie von allen Regierungen am wenigsten genöthigt werden kann. Sie weiß sehr wohl, daß sie in der Garantie der Wiener Kongreß-Akte eine kräftige Stütze gegen alle Begehrlichkeiten ihrer vierzigtausend Bürger findet. Desto mehr aber hat man in der letzteren Zeit auf gesetzlichem Wege nach Reformen gestrebt. Freilich ging dieses Streben nur von Einzelnen aus, wie von Johannes Rösing, und die Bürgerschaft unterstützte es nicht. Aber eine lebensfrische Jugend, die sich ihm anschloß, ließ wenigstens ahnen, daß künftige Generationen thätiger für eine neue Konstitution wirken würden. Ich glaube es noch immer, daß diese Konstitution nicht so bald aus dem Bremer Rathhause hervorschreiten wird, aber es ist erfreulich, daß in Bremen Anzeichen hervortreten, die auch hier die Einwirkungen des Zeitgeistes enthüllen, hier, wo von jeher der Philisterismus die besten Tage gelebt hat und wo die Legitimität des Senats so fest stand, wie die der christlichen Kirche.

Die herrschende Kirche in Bremen ist die reformirte.

Sie mag es wohl hauptsächlich bewirken, daß die in ihr Erzogenen so sehr dem Bestehenden zugethan sind und sich auf keine Spekulationen in dem Reiche des Möglichen und Ideellen einlassen. Wie der Kalvinismus die prosaischste Religionsform ist, die verständigste, so ist er auch für den Staat die passendste, indem er die Menschen so ganz und gar auf die Wirklichkeit und die Bibel zurückführt und jeden ideellen Zusatz ausschließt, ja nicht einmal die Poesie des Abendmahls anerkennt, sondern Brod und Wein für das annimmt, was es ist.

Seltsam aber ist es, daß eben die reformirte Kirche, die den Gefühlen keinen Spielraum einräumt, sich so gar häufig zum Mysticismus und Pietismus verkehrt. Ich kann mir dieses lediglich aus der verkehrten Ansicht von der Prädestination erklären, die, wie sie eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf die Begebnisse der Welt annimmt und alle Schickungen unbedingt einer höheren Hand unterwirft, auch dahin führt, daß man sich direkt mit dem lieben Gott, oder dem Teufel verständigen könne. Der Mysticismus ist das erste Ergebniß hievon. Er hat die Ueberzeugung, daß Gott auf unsre Seelen immer und überall unmittelbar einwirke, um uns zu erleuchten und zu bessern und schon in diesem Leben zu einem freien Verkehr mit dem Himmel zu helfen. Hier ist denn nun einmal den Gefühlen und der Phantasie freies Spiel gegeben und es darf uns nicht wundern, wenn die Mystiker, auf dem Meere der Empfindungen wogend, sich von den Grundsätzen der reformirten Kirche lossagen und ihr nur in sofern treu bleiben, als sie in der Poesie und dem Bilderdienste eine Entheiligung Gottes verkünden, und die katholische Religion die „römische Hure" nennen.

Die Bremer Mystiker gehören — wie man schon aus dem früher Behaupteten ersehen kann — nicht zu jener Unterordnung des Mysticismus, die gebeugt, gotterge-

ben, passiv, mit dem Kreuze auf dem Rücken (es gibt auch solche Mystiker) einherschleicht. Sie sind thätig für ihren Glauben, eifernd, intolerant. Nicht nur gegen Ruhe und Frieden der Kirche kämpfen sie an, sondern auch gegen die Wissenschaft, das Genie, die Kunst. An den Staat haben sie sich direkt nicht gewagt und die Regierung denkt jesuitisch genug, um ihnen, die das Volk beschäftigen, nicht zu wehren. Mallet spricht somit in seinem „Kirchenboten“ die unsinnigsten Grundsätze offen aus und sucht durch seinen Ingrimm die Augen aller Welt auf sich zu ziehen. Ich habe nie so viel Gift und Neid beisammen gesehen, als in diesem Gescheitelten, der nur in Donnerworten spricht und stets den Teufel und die Hölle bei der Hand hat, wenn er mit Christo und der Liebe nicht mehr durchkommen kann.

Den Pietismus, welcher auch in Bremen vorkommt, erklär' ich mir aus jenem patriarchalischen Leben, aus jener Abgeschlossenheit der Familien, die sich nur mit dem lieben Gott und Haus und Hof beschäftigen und Alles, was darüber hinaus liegt, Kunst, Poesie und unser Jahrhundert, mit einer Zurückhaltung betrachten, die häufig in Intoleranz ausartet. Der Pietismus in Bremen nimmt freilich nicht bei Allen den Charakter an, welchen die Gelehrten für ihn feststellen, nämlich: eine Gottesverehrung von einer bestimmten geschlossenen Gesellschaft, außer der Kirche; aber die pietistische Frömmelei beherrscht einen großen Theil der Bevölkerung Bremens. Fromm und andächtig, zieht die ganze Familie: Vater, Mutter, Sohn und Tochter am Sonntage, das Gesangbuch unter dem Arm, in die Kirche. Das wäre freilich zu loben. Indeß man gefällt sich auch so sehr in der Frömmigkeit und Andacht, daß man still und kopfgebeugt neben einander hinschleicht an den Kirchtagen, wenn die Glocken läuten, nur gottbeschäftigt thut und alles Leben bei Seite

setzt. Wer an einem Sonntagmorgen in Bremen eintritt und durch die Straßen wandelt, den sauberen, gescheuerten Häusern vorüber, durch die einförmige Menschenwelt hindurch, der wird keinen Augenblik mehr den bigotten, pietistischen Sinn der Bremer bezweifeln. Freilich bedarf es nur des Schlusses der Nachmittagspredigt im Dom, um einen großen Theil der Bevölkerung von Christo zu phlegmatischer Rohheit übertreten zu sehen. Diese bekundet sich dadurch, daß insonderheit die niedere Klasse nach Hause eilt, das Gesangbuch bei Seite legt und zum Tanz nach der Vahr, Oberneuland und den wilden Lustbarkeiten der Vorstädte hinausströmt. Ein sicheres Zeichen, daß es anderer Dinge zur Sittlichkeit bedarf, als Kirche und Bibel, Haus und Hof, Geschäft und Handel, materielle Arbeit und rastlose Thätigkeit auf den Comptoiren und in den Tabaksfabriken. Die Civilisation, die geistige Kultur wird durch das Alles nicht festgestellt. Indeß es wird auch den Bremern das geistige Osterfest tagen. **Dr.** Böckel ist, an Dräseke's Stelle, Lehrer des rationellen Christenthums an der Kirche Ansgarii geworden. Ich kenne ihn nicht persönlich; aber er hat sich einen Namen in der Geschichte der Aufklärung erworben. Solche Männer werden doch einsehen, was den Bremern Noth thut und daß der r o h e Glaube eben so wenig zu Christo führt, wie der Materialismus. Bemerkenswerth aber ist es, daß sich in den beiden Polen unseres Deutschlands: Bremen und München, so auffallende Kontraste herausstellen. Das südliche, sich an Tyrol lehnende München — durch und durch katholisch — beherbergt die Frivolität, die Poesie, die Kunst; Bremen, von Sand, Heide und Torfmoor umgeben, von dem Wellenschlag der Nordsee umrauscht — durch und durch steif und kalvinistisch — ist so ganz und gar häuslich, prosaisch roh und unkünstlerisch. Beide Städte veranschaulichen am Lebendigsten die Resultate

der alleinseligmachenden und der prosaischsten Kirche. Der neuen Schule unserer Literatur, mit ihren Koryphäen, bleibt es überlassen, ein die Poesie und Prosa vermittelndes Princip in's Leben zu rufen.

Die Kirche in Bremen ist in lauter Partheiungen geschieden. Die Lutheraner halten steif und fest an ihre Satzungen, und die Domprediger lehnen sich mit Macht gegen eine evangelische Kirche auf, weil sie nicht wissen, welchen Platz sie in einem evangelischen Ministerium erhalten werden. In schwarzem Frack, seidenen Kniehosen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen schreiten sie einher. Der dreieckige Hut und der große schwere Hannöversche Prediger-Mantel von Tuch, der im Sommer mit einem seidenen Fähnchen vertauscht wird, und die priesterliche Halskrause bilden ihren geistlichen Ornat. Sie beabsichtigten, sich in den Luther-Mantel zu hüllen und das priesterliche Barett auf ihren harten Kopf zu stülpen. Als sie aber vernahmen, daß die reformirte Geistlichkeit diesen Amtsornat wählen würde, so unterblieb es. Ihr Gehalt ist kärglich, der Pastor primarius hat nur fünf hundert Thaler und freie Wohnung, die Andern noch weniger. Aber die lutherische Gemeinde zählt über 20,000 Seelen, und die Sporteln für Taufe, Konfirmation und Abendmahl bringen einem jeden der Prediger vielleicht 3000 Thlr. ein. Somit kann man es ihnen denn nicht verdenken, daß sie einer evangelischen Kirche, die diese große, dem Dom ergebene Gemeinde zersplittern würde, nicht ergeben sind.

Die reformirten Prediger — so weit sie nicht Mystiker sind, oder sich zu diesen hinneigen — sind vernünftige Leute und der evangelischen Kirche, bei welcher sie überdies auch nur gewinnen können, nicht entgegen. Sie bilden das Ministerium, von welchem die Lutheraner gänzlich ausgeschlossen sind. In der reformirten Kirche

ruft nun die Parthei Mallet jene bösen Spaltungen hervor, die ich früher bezeichnet habe.

Die katholische Gemeinde ist klein. Man hat ihr die Klosterkirche zum Gottesdienste eingeräumt.

Dem Senate steht die Ausübung des protestantischen Episkopalrechts und juris circa sacra zu, welches er — wie schon oben angedeutet — nachsichtig verwaltet. Der Mysticismus hat keine Hinderung von ihm erfahren.

Wenn ich vorhin das Antlitz und die Miene der Stadt angegeben habe, so will ich jetzt ihre Lage beschreiben. Sie erstreckt sich in langer Ausdehnung an beiden Ufern der Weser, in Alt- und Neustadt getheilt. Zwischen beiden liegt die Halbinsel: Werder und Theerhof, die durch die Weser und einen Nebenarm derselben (kleine Weser genannt) gebildet wird. Ueber beide Gewässer führen große hölzerne Brücken, deren erste an der untern Seite mit den Wassermühlen belegt ist, die sich in langer Reihe über die ganze Breite der „großen Weser" ausdehnen. Die beiden Brücken verbinden Alt- und Neustadt.

Die Stadt ist, rücksichtlich ihrer Bevölkerung, unverhältnißmäßig groß. Solches rührt daher, weil jede Familie meistens ihr eigenes Haus bewohnt. Nur in den wenigsten derselben findet man mehre Familien vertheilt. Es ist ein Bedürfniß der Bremer, sich zu isoliren. Vom Süden kommend, gelangt man, nachdem die Neustadt, die einfach gehalten und der neueren Zeit angehört, zurück gelegt ist, zu der großen Weserbrücke, und hier entfaltet sich die Altstadt in ihrer ganzen Ausdehnung, die Häuser dicht an den Fluß gereiht, mit Vorsprüngen und „Lauben" über seine Ufer hinaus, den Blicken. Der Martini-Kirche düstere Rückseite ist mit Lindenbäumen eingefaßt, rechts und links vor ihr dehnen sich die massiven Häusermassen aus, die stromabwärts durch die „Schlachte" von dem Fluß geschieden werden, den Landungs-

platz der Schiffe und die einstweilige Lagerstätte der ausgeladenen und zu befördernden Handelsgüter. Sie ist mit Lastwägen, zum weiteren Transport der Waaren in die entfernteren Stadttheile bepflanzt. Aus dem dichten Häuserwall, der absichtlich an den Fluß gedrängt ist, und in alterthümlicher Gestaltung dem Fremden entgegentritt, ragen die hohen Thürme der Martini-, Liebfrauen- und Petri-Kirche (des Doms) hervor; der kleine abgeplattete Thurm St. Stephani bezeichnet die westliche Grenze der Altstadt, die mit der Neustadt paralel, die Weser hinabläuft. Der größere Theil beider Städte liegt nämlich unterhalb der Weserbrücke. Die Miene der Stadt von hier aus imponirt, ohne gerade einen großartigen Eindruck zu machen. Der Strom ist von Leichterschiffen und Kähnen belebt; aber große Seeschiffe finden hier kein Wasser für ihre Tiefe und müssen mehre Meilen unterhalb der Stadt ihre Fracht in jene überladen, die sie weiter nach Bremen transportiren. Dieser Umstand beeinträchtigt das vollständige Bild einer mächtigen Handelsstadt, der zweiten Seestadt Deutschlands, die Europa mit der transatlantischen Welt verbindet.

Der nördliche Theil der Altstadt wird von dem Wall begränzt, der hier ein höchst anmuthiges Versteck der Stadt bildet, die man von dieser Seite vor den Gartenanlagen nicht gewahrt. Ich habe ihn oben beschrieben. Ein einfacher ungekünstelter Spaziergang begränzt den Süden der Neustadt. Die offenen und gänzlich modernisirten Thore der Altstadt mit ihren Wacht- und Accisehäusern erstrecken sich längs des Walls. Hier ist das Osterthor, Bischofsthor, Heerdenthor, Ansgariithor, Doventhor und Stephanithor. Die Neustadt wird durch zwei Thore, das bunte und hohe Thor, von der Umgebung geschieden.

Bremen hat ausgedehnte Vorstädte, die nicht wenig dazu beitragen, die Volksmenge noch mehr zu zersplittern, so daß man, außer an einzelnen Plätzen, selten einen regen Verkehr auf den Straßen antrifft.

Oeffentliche Plätze sind der Domshof, die Domshaide und der Markt, alle drei in der Nähe der Domkirche, im ältesten Stadttheile. Der Domshof ist ein regelmäßiges Viereck von eleganten und säuberlichen, jedoch nicht großartigen Gebäuden umgeben. Hier findet man das Stadthaus an der Stelle des alten erzbischöflichen Palasts, (Palatium,) in welchem die Polizei, das Kriminalgericht, Stempelbüreau, die Hauptwache und die Stadtpost befindlich.

Das Rathhaus steht hinter der Rolandssäule am Markte. Es gewährt nicht den großartigen Anblick, wie das Lübecker Rathhaus, allein das Auge verweilt gern auf diesem symmetrischen Bau des Mittelalters, in dessen Verzierungen die Meister jener Zeit manche allegorische Ironie angebracht haben. Ihm gegenüber erhebt sich der Schütting, das Versammlungshaus der Aelterleute. Die Börse in der Nähe des Rathhauses, ist ein langes schmuckloses Gebäude.

An kirchlicher Pracht ist Bremen nicht reich. Man muß fast auf den Glauben kommen, daß der Reichthum Bremens im Mittelalter nicht von Bedeutung gewesen sey, und daß es sich erst nach und nach durch weise Oekonomie zu seinem jetzigen wohlhabenden Standpunkte emporgeschwungen habe. Die bremische Geschichte erzählt uns in der That auch sehr wenig von einem reichen Handelsleben, wie es die freien Städte des Mittelalters aufzuweisen hatten, und durch welches insonderheit Lübeck unter den Seestädten glänzte.

Das „conserva, domine, hospitium ecclesiæ tuæ“ an dem Brückenthor, wenn man, über die Weser kom-

mend, die Altstadt betritt, charakterisirt übrigens jene einfache Religiosität der Bremer, die es sich wenig angelegen seyn lassen mochte, mit der Kirche Prunk zu treiben, welche letztere außerdem ihnen durch den steten Kampf, den sie mit der erzbischöflichen Hierarchie zu bestehen hatten, mannigfach verdächticht werden mochte. Die Poesie wurde ihnen von dem Katholicismus, der der Freiheit der Stadt häufig so übel mitspielte, verleidet. Die stete Opposition, die sie gegen die Erzbischöfe nothwendig unterhalten mußten, ließ sie keinen lebhaften Antheil an der Kunst nehmen, die jene zu fördern suchten. So geschah es denn vielleicht auch, daß die Bremer ihren Reichthum absichtlich nicht an die Kirche setzten, die der ärgste Feind ihrer republikanischen Verfassung war und stets darauf sann, dieselbe sich zu unterwerfen. Thaten sie es aber, so hatten sie auf der andern Seite wenig Garantie für den an die Kirche verschenkten Reichthum. Bischof Adalbert zersplitterte die Kostbarkeiten des Doms, seiner Prachtliebe zn Gefallen. Auch hierin zeigte sich die Spaltung, die zwischen dem erzbischöflichen Stuhl und Bremen bestand.

Mit einem Worte, die Kirchen meiner Vaterstadt zeichnen sich wenig aus. Wenn der schöne Thurm der Ansgariikirche Erwähnung verdient, so ist die Bauart der Kirche selbst kaum beachtenswerth. Der Dom ist fragmentarisch erbaut und später seines schönsten Schmuckes, der beiden hohen Thürme, beraubt worden. Dem noch stehenden, einst der höchste in Niedersachsen, ist im Jahre 1656 durch einen Wetterschlag seine symmetrische Spitze entzogen worden. Man hat ihn wieder aufgeflickt, aber das Verhältniß ist gestört.

Die Kirchen Bremens: der Dom, die Liebfrauenkirche, die St. Martinikirche, die St. Ansgariikirche, die St. Stephanskirche, die St. Pauli-

kirche, die St. Rembertikirche, die St. Michaeliskirche, die Klosterkirche, in welchen insgesammt noch Gottesdienst gehalten wird, und unter welchen die zweite, dritte, vierte, fünfte und sechste die Eintheilung der städtischen Kirchspiele feststellen, sind insgesammt — was ihre Geschichte und ihren Styl betrifft — in Storcks „Ansichten von Bremen", bei Wilmans in Frankfurt am Main ausführlich besprochen worden. Es würde hier zu weit führen, eine weitläufige Beschreibung von ihnen mitzutheilen, die selbst nicht einmal für die Kunst von Interesse sein würde. Die Architektonik hat sich um sie so wenig Verdienst erworben, wie die Malerei. Hatten sie Schätze, so hat der Protestantismus sie der letzten von den Erzbischöfen und anderen Unfällen verschonten Zier entkleidet. Jeder poetische Gesichtszug ist aber durch die nackte Hinstellung der Gotteshäuser der alten Hansestadt genommen, die nun, ganz in der prosaischen Form erstarrt, dasteht in der weiten sandigen Fläche.

Die bremischen Erzbischöfe fanden größtentheils ihre Ruhestätte in den bremischen Kirchen. Der Dom umschließt die Gebeine des heiligen Willehad, Ansgar, Hermann, Bezelin, (seines ersten Erbauers) Adalbert, Liemarus, Hildebold, Giselbert, Albert, Otto II, Johann, Balduin, Gerhard III, Johann II, der heiligen Emma von Lesum, Lothars II Wittwe, Schwester des Bischofs Mainard von Paderborn. Knigge's leichte Philosophie ruht mitten unter ihnen. Sein beißender Witz, sein „Umgang mit Menschen" und der Heiligenglanz jener, die theilweise mit der Märtyrerkrone, theilweise mit der Geißel des bischöflichen Krummstabs geschmückt, zu Grabe gingen, aller dieser Kontrast praktischer Lebensansicht und christlichen Eifers, der Frivolität und Lauterkeit liegt hier friedlich beisammen, eine schauerliche Ironie auf den

Zeitgeist und die Menschheit. Auch die übrigen Kirchen Bremens sind mit bischöflichen Ueberresten angefüllt. Aber die Grabstätten der Heiligen und Mächtigen sind verwittert, Luther hat die Erinnerung an sie verwischt. Es hält schwer, die Stellen anzugeben, wo ihre Gebeine ruhen, und die Dummheit der bremischen Domherren, die so wenig in dem kirchlichen Kalender bewandert waren, daß sie einst schon das Osterfest begingen, als die Christenheit erst am Sonntage Oculi stand, wird von dem Volke in dem Verse:

„Asini Bremenses cantaverunt; Resurrexi,
Cum populus Dei cantavit: Oculi mei.“

bespöttelt.

Uebrigens bietet die bremische Geschichte den Kampf eines Freistaats gegen die Hierarchie, ein Bild der hohenstaufenschen Zeit en miniature, aber mit einem lichten Vorgrunde. Im steten Kampfe mit der Kirche, geächtet von Kaiser und Reich, aus der Hansa gestoßen, von inneren Feinden fortwährend bedroht, erhob sich Bremen erst in der spätesten Zeit zur Reichsunmittelbarkeit, eine Stellung die ihr im J. 1731 durch ein Reskript Georgs II unbezweifelt eingeräumt wurde. Es liegt am Tage, daß nur die Festigkeit und das Zusammenhalten der Bürger die Freiheit durch diese Verwirrung der Dinge bis zu unserer Zeit geleiten konnten. Jetzt aber, wo sie einen höheren Schwung bekommen sollte, wo sich die Einflüsse der Zeit auf sie bemerkbar machen sollten, droht sie leider auf dem Faulbette des materiellen Verkehrs, wenn nicht einzuschlafen, doch auszuruhen. Eine aufsteigendere Richtung scheint sie wenigstens erst von einer späteren liberaleren Zeit, die allerdings auch hier durch die Jugend vorbereitet wird, bekommen zu sollen.

Auch aus der Umgebung Bremens, so dürftig sie von Natur ist, spricht derselbe wohlhabende Ton, dieselbe

komfortable Behaglichkeit, wie aus der innern Stadt. Die stroh- und schilfbelegten Bauernhäuser der bremischen Dörfer, mit ihren großen Dielen, ihrer zur Einfahrt der Heuwägen eingerichteten geräumigen bogenförmigen Hausthür, dem Feuerheerde im Hintergrunde, den Wohnungen hinter demselben, deren Thürwände, sowie das Gesimse jenes mit zahlreichem, großen Zinngeräthe: Schüsseln, Krügen u. s. w. verziert ist, diese Bauernhäuser, von hohen Buchen, Eichen und Erlen umkränzt, mitten in dem weiten Acker des Eigenthümers gelegen und von der Straße durch einen Vorhof getrennt, mit dem üppigen Reichthum an Zug- und Federvieh, bieten das lebendigste Bild ländlicher Wohlhabenheit, die einen so freundlichen Eindruck macht in der Prosa der Natur. Weite Getreidefelder dehnen sich vor unseren Blicken aus, wir sehen den Ackerbau in herrlicher Blüthe. Der Fleiß und die rastlose Arbeit hat der kärglichen Natur das abgezwungen, was sie freiwillig nicht gegeben hat. Wir fühlen uns wohnlich in der ländlichen Umgebung, in diesen sauberen reinlichen Häusern, unter diesem arbeitsamen, zuvorkommenden Völkchen, das Sommers seine Wohnungen den Städtern für einen billigen Miethzins erschließt.

Die Dörfer des südlichen Deutschlands bieten den auffallendsten Kontrast mit denen des nördlichen. In jenen tritt uns, mitten unter romantischer Umgebung, gar häufig die Armuth des Lebens entgegen; dicht gedrängt, eng aneinander gereihet liegen die Häuser und geben Dörfern den Anschein kleiner Flecken. Im Norden sind die Dörfer weit ausgedehnt, die Häuser liegen mitten in den Besitzungen, die einen großen Raum umfassen. Die Natur ist hier so widerspenstig, aber die Menschen haben trotz dem ihre Besitzungen zur Wohlhabenheit, ja zur Eleganz erhoben. Man spürt hier nichts von jenem

Schmutze und jener Armseligkeit, die meistens die südteutschen Dörfer bezeichnet; aber man wird allenthalben an den ländlichen Charakter erinnert, der selbst in jenen Gegenden des südlichen Deutschlands, die nicht an Armuth leiden, durch die engverbundenen Wohnungen der Dorfbewohner beeinträchtigt wird.

St. Magnus, Lesum, Blumenthal, Osterholz, Vegesack sind die reizendsten Punkte der bremischen Umgegend, die hier einfach, aber mild in der Nähe der Lesum, Wumme und Weser erscheint und mit Wiesengrün, Eichwäldern und pittoresken Hügeln aufgeputzt ist. Edelhöfe, Landgüter und Bauerwohnungen liegen hier im Schatten der Eichen versteckt, üppige Heerden grasen an den Ufern der Flüsse, und die von großen Kauffartheischiffen belebte Weser in der Nähe des Fleckens Vegesack, der hart am Strome gelegen, bietet eine gefällige Abwechselung von Land und Wasser. Er wird größtentheils von bremischen Schiffs-Kapitäns bewohnt und zeichnet sich durch seine freundlichen, buntbemalten Häuser und theerangestrichenen Gartenzäune aus. Man sieht es, daß Schiffer seine Bewohner sind. Die Häuser bieten in ihrem Aeußeren das farbige Mancherlei der Seeschiffe, die jedes Jahr sorgfältig angemalt und ausgetheert werden. Die Reinlichkeit und Nettigkeit der Kajüten findet man auch in den Wohnungen wieder. Dem Flecken Vegesack gegenüber, am entgegengesetzten Weser-Ufer, liegt das oldenburgische Gebiet; von Vegesack, die Weser hinauf, stößt man auf bremische und oldenburgische Dorfschaften, bis die Ochum da, wo sie am linken Weser-Ufer sich mit diesem Flusse verbindet, alles Gebiet unter bremische Hoheit stellt, die durch zwei „Landherren", dem des linken und rechten Weser-Ufers repräsentirt wird.

Nördlich von der Stadt bieten die Dörfer Oberneuland, Horn und Blumenthal den Bremern Vergnügungs-Oer-

ter, die man allerdings, bei der mangelhaften und von Erhabenheit gänzlich entblößten Natur, anerkennen muß.

Wenn ich hier meine Skizzen schließe, so sey es mir noch einmal vergönnt, auf meine obige Behauptung zurückzukommen, daß die alte freie Hansestadt Bremen im Ganzen einen freundlichen Anblick gewähre, den Anblick der Wohlhabenheit eines stattlichen Oekonomie-Gebäudes. Nirgends zeigt sich Zerrissenheit; in Allem erkennt man eine treffliche materielle Organisation. Der Handel ausschließlich ist der Koncentrationspunkt des bremischen Staats, aber die Zeitverhältnisse sind ihm trefflich zu Statten gekommen und man wußte sie haushälterisch zu benutzen. Nichts hat man vorüber gehen lassen, den Wohlstand Bremens zu heben, das in jetziger Zeit, wie ein gutes, solides Handlungshaus, mit einer akkreditirten Firma versehen, dasteht. Nicht der poetische Ton, der uns Lübeck so anziehend macht, nicht die kosmopolitische Farbe Hamburgs tritt uns hier entgegen, es ist jenes selbstständige, ächt-bremische Gepräge der Einfachheit, bürgerlicher Wohlfahrt und — ich möchte sagen — herrenhutischer Abgeschlossenheit, das wir erblicken, und das sich so bedeutsam und charakteristisch in den vier Worten: „Ick bin Bremer Borger!“ ausspricht.

Hamburgische Skizzen.

Hamburg ist Weltstadt. In den letzten zwanzig Jahren hat sie sich zu dem Zenith ihres Ansehens erhoben; sie hat Amsterdam, die erste Seestadt des europäischen Kontinents hinter sich gelassen, sie rivalisirt mit London und Liverpool; sie ist nicht die schönste, aber die angenehmste Stadt Deutschlands. Wien mag einen ansprechenderen Volkshumor gewähren, Berlin und München mögen als die Kunst- und literarischen Museen Deutschlands Hamburg überbieten; aber wo findet man jenes reiche, üppige Handelsleben, jenes geschäftige Volkstreiben, wie in Hamburg? Wo findet man jene königliche Elbe mit dem mastbewimpelten Antlitz, die bei Hamburg lacht, wie oberhalb Dresden, in der sächsischen Schweiz? Sie will Abschied nehmen von der Erde und mit dem Meere die Hochzeit feiern. Darum lacht sie hold-verschämt, mit Thränen in den Augen, wie eine junge Braut. Die grünen, hügelumsäumten Elbufer bilden den Brautkranz, und die reiche, üppige Hammonia ist der Demant der Brautkrone. Er ist durch viele Hände gegangen, aber an Werth hat er nicht verloren. In bunter Pracht glänzt und flimmert er hinter dem Mastenwalde des Hafens hervor, in Villen und Gärten eingefaßt, an Venedig mahnend und die Lagunen. Wie reich, wie belebt, wie weltanschauungsvoll gestaltet sich das Panorama, wenn man von dem hohen Thurme der Michaeliskirche seine Blicke hinabsendet in die Straßen, in den Hafen, die Elbe hinauf und hinab über die große fürstliche Han-

delspracht, mit welcher sich Merkur und Neptun geschmückt. Dieses Bild bietet keine deutsche Stadt. Die transatlantische Welt und ganz Europa haben sich bestrebt, dasselbe auszuschmücken. Westindien, Mexiko, die nordamerikanischen Freistaaten, Frankreich, Holland, Rußland und sogar Konstantinopel haben an diesem Panorama mitgearbeitet. Sie umlagern Hamburg mit ihren Schiffen, und die alte mächtige Hansestadt schaut mit stolzen Blicken, mit dem ehernen Mark Banko-Gesichte auf das Alles hernieder.

Wenn England und Holland durch die Kommunikation der Dampfschifffahrt mit Hamburg in der engsten Verbindung standen, so hat sich nun auch Frankreich ihnen angeschlossen. Die Dampfschifffahrt zwischen Havre und Hamburg vereinigt beide Städte, binnen zwei und funfzig Stunden, wenige Stunden mehr genügen, um von der Mündung der Seine nach der Hauptstadt des französischen Reichs zu gelangen.

Wie sehr ist Hamburg von der Natur für den Handel begünstigt. Am nördlichen Elbufer gelegen, da, wo sich diese mit der Alster vereint, beträgt ihre Entfernung von der Nordsee nur achtzehn deutsche Meilen, die von dem baltischen Meere höchstens neun. Tägliche Verbindungen sind dieser Stadt mit Amerika, England, Frankreich, Holland und Belgien durch die Nordsee eröffnet; mit Rußland durch das baltische Meer, (Ostsee;) mit Kopenhagen und den dänischen Inseln durch Altona und Kiel; mit Hannover und Bremen durch Harburg; mit dem übrigen Deutschland durch die Elbe. Aus Böhmen, Sachsen und Preußen führt ihr der treue anhängliche Strom Eisen, Leinwand, Baumwolle und Wollstoffe zu. Endlich will Berlin sogar den Handels-Verkehr durch eine Dampschifffahrt zwischen der Hauptstadt des preußischen Reichs und Hamburg fördern.

Hamburg selbst mit seinen engen unregelmäßigen Straßen, seinen hohen Häusern, seinen vielen verbauten „Höfen, "Gängen" und „Kellern" seinen stinkigen Kanälen, den vielen Brücken darüber und „Twieten" ist ein Bild der Unregelmäßigkeit, ein labyrinthischer Steinknäuel. Aber das regsame Leben an allen Orten macht diese Mißgestaltung weniger auffallend, und die Boulevards: „neuer und alter Jungfernstieg," die Promenaden längs der Stadt, deren Fuß hie und da von der Elbe geküßt wird, die zwischen den Häusern versteckten Märkte und öffentlichen Plätze bieten erfreuliche Lichtpunkte dem Auge dar. Die Gedrängtheit der Stadt jedoch erhöhet das große Handels-Gewirre, jenes wilde Chaos, das, wie Meerestosen, an das Ohr tönt. Hat man sich eine Zeitlang in dem Getümmel umhergetrieben, sehnt man sich nach Zurückgezogenheit aus dem Handels-Gewühl, so eile man zum „Jungfernstieg". Auch hier herrscht eine stete Bewegung, aber sie ist einförmig und weniger geräuschvoll.

Der „Jungfernstieg" ist ein freundlicher, durch Ketten und Bäume von der sich an ihm hinziehenden Straße getrennter Spaziergang. Die eine Seite wird von dem Alsterbassin begränzt. Er befindet sich in dem besuchtesten Stadttheile, in der Nähe des Theaters. An der entgegengesetzten Seite, außerhalb der Promenade, liegen die ersten Gasthäuser Hamburgs, „die alte Stadt London", das „Hotel de Petersbourg", das „Hotel de Russie." An der Wasserseite findet man die Alster-Pavillons. Hier sind die gelesensten Blätter des In- und Auslandes, und für Leib und Magen trifft man hier eine große Auswahl an. Einer der beiden Pavillons hat das Privilegium, daß in ihm geraucht werden kann. Das zartere Geschlecht begibt sich deshalb meistentheils zu dem andern, in welchem es süßer und kuchenartiger ist, als in jenem, wo der Hamburger und der Fremde, in stillem Schweigen,

zeitungsvertieft, seine Cigarren raucht. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist hier der Sammelplatz der Einheimischen und Fremden; man sieht eine stets bewegte Scene, auf welcher alle Nationen vor unsern Blicken vorüberziehen, die verschiedenartigsten Sprachen uns umschwirren. Der sich behaglich dehnende Engländer, die personifizirte Anmaßung in Allem; der lebhafte, sanguinische Franzose, ein **Jupiter fulminans**; der Holländer, mit dem dicken phlegmatischen Nebel auf der Stirn, der nie schwindet, außer da, wo der holländische Patriotismus angeregt wird; der Russe, mit dem noblen französischen Air und dem stolzen adeligen Blut, das an die Leibeigenschaft hält und Einen das liebenswürdigste despotische Savoir faire sehen läßt; der Amerikaner mit dem einförmigen, ungenirten materiellen Antlitz, über welches die Kälte des Egoismus und der Geldsucht hingehaucht ist; der Spanier; der Portugiese; der Orientale; und nun endlich der Hamburger Kaufmann selbst, jener allerdings kosmopolitische Charakter in englischer Form, der sich von dem niederen Hamburger dadurch unterscheidet, daß er höchst social ist und wenig von jener groben Rindfleischnatur blicken läßt, die diesem inwohnt. Sie Alle eilen zum Jungfernstieg aus dem Geräusch des Geschäftslebens und bilden die seltsame Mischung, die den Reiz einer Handelsstadt erhöhet. Sommers drängt sich hier Alles auf der anmuthigen Promenade. Man unterhält sich, man liest, man raucht in den Pavillons bis zur mitternächtlichen Stunde. Erst die späte Nacht trägt jene Ruhe auf den Jungfernstieg und die ihn krönenden Pavillons hernieder, die man vorzugsweise nächtliche Ruhe heißt. Ja zur Sommerzeit gewinnt der Jungfernstieg erst nach zehn Uhr Abends, wenn die Theater geschlossen und die Geschäfte beendet sind, das belebteste Ansehen. Alles begibt sich dann hieher, die schöne Welt in männ-

licher Begleitung, die Priesterinnen der venus vulgivaga, die Handlungsdiener, die Fremden. Es ist ein stetes Wogen unter dem bunten Lichterschein, der aus den Laternen, den Häusern und vom jenseitigen Ufer der Alster her sich über Wasser, Pavillons und Menschen ergießt, unter dem hellblinkenden Sternenkranze dort oben, unter dem freundlich-heiteren Mondlichte am Azur des Nachthimmels.

Der Wall ist an die Stelle der alten Festungswerke getreten. Ein alter preußischer Ingenieur, Namens Schwartz, und der Kunstgärtner Altmann, aus Bremen, der den Bremer Wall anlegte, haben nicht wenig dazu beigetragen, ihn zu verschönern. Die schönste Vue bietet hier der „Stintefang", die Aussicht auf die Elbe, an deren Busen tausend stolze Kauffahrer ruhen, Kauffahrer aus der Havannah und Mexiko, aus Boston, New-York und Baltimore, aus der Peninsula und dem meerbeherrschenden England. In Frankfurt würde man diese Stelle „schöne Aussicht" nennen; in Kassel „belle vue"; aber die Hamburger sind patriotischer und halten auf Dankbarkeit. Die „Stinte" sind eine Art kleiner Fische, die besonders den niedern Klassen zur Nahrung dienen. Vermuthlich hat man sie früher an jener Stelle gefangen. Und man hat sie nicht vergessen über die herrliche Natur, die Wallanlagen, die Blumenbeete und Blüthengänge, über die königliche Elbe, über die nautische Pracht, mit welcher dieselbe geschmückt ist, über den Elb-Pavillon, über die mächtige, weite, sinn- und herzerfreuende Aussicht; man hat sie nicht vergessen diese kleinen harmlosen „Stinte", die es sich gewiß nie träumen ließen, daß der schönste Platz der stolzen Hansestadt von ihnen den Namen entlehnen würde. Ich kenne nichts Angenehmeres, als an einem schönen Sommerabend auf dem „Stintefang" zu stehen, von Blüthen und Blumen umkränzt,

mitten in dem Aroma des Walles. Rechts, zu meinen Füßen, liegt der Hamburger Berg, in Menschengewühl, in Rauch und Dampf gehüllt, anziehender sich gestaltend aus der Ferne; vor mir wogt die Elbe feierlich dem Meere zu, belebt, wie ein Jahrmarkt, von großen und kleinen Schiffen; hinter mir erhebt sich der Elb-Pavillon, der komfortableste Ort für die Behaglichkeit und den Magen.

Der Hamburger Berg — also wird der Vorstadts-Theil von Hamburg genannt, der diese Stadt von Altona scheidet. Beide Städte bieten sich hier beinahe die Hände. Schifft man über die Elbe zu Hamburg heran, so gewahrt man die Grenzscheide nicht: Hamburg und Altona scheinen eine weitausgedehnte Stadt zu bilden. Die neidische Holstein-Dänische allzunahe Nachbarin muß wider ihren Willen dazu beitragen, den Glanz und das Ansehen der stolzen Handelsstadt, die ihr den Fuß auf den Nacken gesetzt, zu erhöhen. Indeß zu Land sieht man hier die Scheidung, und es macht einen ziemlich seltsamen Eindruck, wenn man, aus dem Altonaer Thore hinauseilend, durch das große wüste Marktgewühl und den Trödel des Hamburger Berges zu der einförmigen Stille in dem nahen Altona gelangt, zu der Kirchhofs-Ruhe hinter dem sturmgepeitschten Meere des Verkehrs zwischen Juden, Matrosen, Gaunern, Seiltänzern, englischen Reitern, Riesen, Wachsfiguren, wilden Bestien, königlich privilegirten Herkulesen, den schmutzigsten Altären der Pandemos, den groben Rippenstößen der Hamburger Plebejer niedrigster Sorte, den Landdragonern mit gezogenem Säbel, die hier, in dem labyrintischen Gewirre, von der Menschenmenge, wie Lindwurms-Besieger umtoset, die Ordnung zu erhalten, sich bestreben. Der Kehricht des Lebens liegt auf dem Hamburger Berge aufgehäuft; die Menschheit starrt Einem hier mit kothbeworfenem Antlitze entgegen; die Matrosen feiern in den

engen, dumpfigen Gassen des Hamburger Berges ihre Bachanalien und attischen Nächte, mehr Vieh, als Menschen, nachdem sie Monate lang auf dem Ocean umhergeworfen und nun auf festem Boden angelangt, ihren rohen Begierden freien Lauf lassen. Indeß der Hamburger ist einmal an dieses schmutzige Getreibe gewöhnt, welches dem Fremden einen so großen Ekel und Widerwillen einflößt. Er geht ruhig und berechnend, theilnahmlos über den Hamburger Berg, und die Uhlanen erhalten die Ordnung und hauen mit flachem Säbel auf die Menschenhorde ein, wenn es einmal zu toll wird und hie und da eine Prügelei zum Sturm anschwillt. Hamburg ist zu groß und handelumfassend, als daß hier nicht das Elend der Demoralisation, welches von Merkur unzertrennlich ist, giftig um sich greifen sollte; aber Hamburg ist auch wiederum zu klein, als daß sich dieses Elend auf irgend eine Weise verbergen könnte. Man hält es übrigens in so weit mit Weisheit im Zaum, daß es die ehrlichen Leute, d. h. solche, die von ihrem Handel zur Genüge leben können, ungeschoren läßt.

Das Klima Hamburgs ist veränderlich, Regen und Sonnenschein wechseln in einem Tage oft mehre Male. Crome rechnet auf ein halbes Jahrhundert und drei bewölkte und achtzig heitere Tage. Ungeachtet dieser etwas nebligen Temperatur, ungeachtet des Wassers, welches Hamburg umgibt und der stinkigen Kanäle, die hier „Fleethe" genannt werden, kann man die Luft nicht in dem Grade ungesund nennen, als man solches anzunehmen berechtigt wäre. Ihr schädlicher Einfluß auf die Menschen wird freilich durch die vielen engen Lokalitäten vermehrt, durch die Anhäufung der Menschen in den „Gängen, „Höfen" und „Kellern", durch die Armuth und das mit dem Handel zusammenhängende Elend des Lebens. Aber man trifft mit Umsicht Vorkehrungen gegen

Epidemieen, und selbst die Cholera, von der man fürchtete, sie werde einen glänzenden Hof innerhalb Hamburgs Ringmauern aufschlagen, benahm sich bescheidener und zahmer, als man es hoffen konnte. Gewöhnliche Krankheiten sind: Brustübel, Rheumatismen und Schwindsucht.

Es wird hier am rechten Orte seyn, von dem „allgemeinen Krankenhaus“ zu sprechen, welches für tausend bis zwölfhundert Kranke eingerichtet ist. Es kann sich kühn mit dem Hôtel-Dieu in Paris, dem Josephs-Hospital in Wien und dem des heiligen Julius in Würzburg messen. Der Bau und die innere Einrichtung machen dem Architekten Wimmel, dem Erbauer, die größte Ehre. Am 28. Juni 1821 wurde der Grundstein zu diesem Gebäude gelegt, und bereits am 30. Oktober 1823 wurde dasselbe feierlich eingeweiht. Es ist in der Vorstadt St. Georg, nahe bei dem Thore No. 4 dieser Vorstadt, gelegen, in einer Bastion des Walles, unmittelbar am Wallgraben, der die Ausflüsse des Hauses aufnimmt. Die nahe Alster versorgt es mit gutem Wasser. Das Gebäude umschließt drei Seiten eines Vierecks; die vierte Seite, am Wallgraben, wird durch eine hölzerne Befriedigung eingefaßt. In der Mitte der Fronte, deren Länge über 704 Fuß beträgt, befindet sich das Administrations-Gebäude, in drei Stockwerken. Es enthält einen Betsaal und die Zimmer für das Verwaltungs-Kollegium und die Aerzte, die Wohnung des Oekonomen und der Apotheker, die Küche, Vorrathskammern, das Laboratorium für die Apotheker, die Bandagen- und reich bedachten Operations-Zimmer. Die Gebäude für die Kranken nehmen den übrigen Theil der Fronte und die beiden rückwärts liegenden 330 Fuß langen Flügel ein. Die Krankenzimmer zur rechten Seite, wenn man in die Thür tritt, sind für das männliche Geschlecht, die zur linken

für das weibliche bestimmt. Die geräumigen Krankenzimmer liegen nach der Außenseite. Sie sind mit allen Bequemlichkeiten versehen und lassen nichts zu wünschen übrig. Die ärztliche Behandlung haben, neben dem ersten Arzte, der in der Nähe des Hauses wohnt, und, Konsultationen ausgenommen, keine ärztliche Praxis treiben darf, zwei Gehülfsärzte; die wundärztliche ein promovirter Chirurgus nebst zwei Unter-Chirurgen. Durch ein an der Alster liegendes, von zwei Pferden getriebenes Druckwerk wird das Haus fortwährend mit frischem Wasser versorgt. Vier auf dem Boden an den vier Ecken stehende große Kupfer-Behälter nehmen dasselbe auf. Aus diesen vertheilt es sich in die Küche, die Bäder und in alle Zimmer des Hauses und spült alle Unreinigkeiten endlich in den Wallgraben. Somit wird denn die Luft des Hauses stets rein erhalten. Zur Winterszeit ist das Wasser gegen das Erfrieren durch heiße Dämpfe gesichert, die aus Dampfkesseln um die Behälter geleitet werden. Die an Krätze und venerischem Aussatz leidenden Kranken sind von den Uebrigen durchaus getrennt. Jedes Zimmer hat einen Krankenwärter, oder eine Krankenwärterin. Die größten sind zur Aufnahme für dreißig Kranken, die kleinsten zu der von dreizehn Kranken eingerichtet. Die Kirche ist mit einem Gemälde des Lübecker Overbeck's verziert: Jesus am Oelberge. Es steht dem Gemälde desselben Malers: Christi Einzug in Jerusalem, in der Marienkirche in Lübeck nach. Christus ist zu groß gehalten und in der Gruppe der Aposteln erinnert die Figur des heiligen Johannes ein wenig zu sehr an die Manier Perugoins.

Es würde zu weit führen, hier alle Institute aufzuzählen, die dem umsichtigen Wohlthätigkeitssinne der Hamburger ihren Ursprung verdanken. Man findet dergleichen mehr, oder weniger in jeder großen Stadt, und Ham-

burg steht darin keiner nach. Aber jener Stiftung will ich gedenken, die von dem humanen Sieveking begründet wurde, und die — soviel ich weiß — in keiner Stadt ihres Gleichen hat. Sie bezweckt, Kindern beiderlei Geschlechts, die, vermöge der Verhältnisse in ihrem elterlichen Hause, keine Hoffnung, nützliche Staatsbürger zu werden, bieten, für den Staatszweck geeignet zu machen. Das Institut schließt mit den Eltern einen förmlichen Vertrag, in welchem sich diese verpflichten, sich jeder Einmischung in die Erziehung ihrer Kinder zu enthalten, und zugleich auf alle elterlichen Rechte verzichten, jene gänzlich der Leitung des Instituts überlassend, welches dafür die physische und moralische Erziehung der Kinder übernimmt. Bis zur Konfirmationszeit bleiben sie in dieser Anstalt; dann bestrebt sich dieselbe ihnen irgend einen Weg in das Leben zu erschließen, ihnen eine Stelle zu verschaffen, von welcher aus sie ein passendes bürgerliches Ziel erreichen können. Die Anstalt hat weder in ihrer Grundlage mit einem Waisen-, noch mit einem Armenhause Aehnlichkeit; denn es wird als Bedingung zur Aufnahme in dieselbe weder der Verlust der Eltern, noch die Armuth erfordert. Eben so wenig ist sie einer Besserungs-Anstalt zu vergleichen, denn es ist nicht nothwendig, daß die aufzunehmenden Kinder auf irgend eine Weise moralisch gelitten haben, auch wird hier durchaus nicht physischer Zwang angewendet. Noch weniger ist sie ein Asyl für kleine Vagabunden, oder Bettler. Ein Haupterforderniß zur Aufnahme ist das, daß die Eltern, wegen schlechter, unmoralischer Lebensweise, keine Hoffnung zu einer guten Erziehung ihrer Kinder geben. Um aber das Band der kindlichen Liebe so fest als möglich, unter solchen Verhältnissen, zu erhalten und zu keinen Kränkungen der Kinder unter einander Veranlassung zu geben, sieht man sorgfältig darauf, daß den Kindern die Veranlassung

nicht bekannt werde, weshalb man sie der elterlichen Gewalt entzogen hat. Fürwahr! ein in jeder Hinsicht humanistisches Institut, ein Institut, welches eine ganz und gar moralische Grundlage hat und die Hochherzigkeit des Stifters bekundet. Es handelt sich hier nicht um die Sicherung materieller, sondern psychischer Interessen.

Frau A. W. Sieveking hat einen Frauen-Verein hervorgerufen, welchen Herr de la Nourais in der „Revue germanique" mit vollem Rechte den Titel: „protestantische barmherzige Schwestern" beilegt. Die Hamburgerinnen, welche den Verein bilden, besuchen mehre Male wöchentlich die auf der Liste des Vereins verzeichneten Kranken und verschämten Armen; sie verschaffen ihnen Hülfe, Arbeit und Alimente. Es versteht sich von selbst, daß den Armen und Kranken, die an den Wohlthaten der Gesellschaft Theil nehmen wollen, kein schlechter Lebenswandel zur Last gelegt werden darf. Wollen sie zu jenen zugelassen werden, so müssen sie der Gesellschaft von den Armen-Aerzten oder Gesellschafts-Mitgliedern, oder endlich von durchaus bekannten Leuten empfohlen seyn.

Die Gefängnisse Hamburgs sind verschieden. Ich führe hier die neben einander liegenden: Spinnhaus und Zuchthaus an. Das erstere ist für schwere Verbrecher, die hier zur Arbeit angehalten werden. Sie müssen Decken verfertigen, Wolle spinnen und weben. Zu bewundern ist es, daß man hier keine andere Wache findet, als die, welche der Oekonom und drei Beamte versehen. Sie genügen vollkommen zur Aufsicht über die große Anzahl schwergravirter Sträflinge. Das Zuchthaus ist für leichte Verbrecher bestimmt, die auf ähnliche Weise beschäftigt werden, wie die Gefangenen des Spinnhauses, (für welche jenes zugleich das Spital ist;) nur daß man die Züchtlinge nicht zum Spinnen anhält, für dessen Erler-

nung ihre Strafzeit zu kurz ist. Hier ist das Wergpflücken eingeführt, d. h. das Aufdrehen alter Schiffstaue, deren Hanf zum Kalfatern der Schiffe gebraucht wird. Die übrigen Gefangenen, welche hier nicht beschäftigt werden, müssen zur Tretmühle, die sich, wegen Mangel an Raum, nicht im Zucht-, sondern im Armen- und Werkhause befindet. Diese Züchtigung ist von England nach Hamburg herübergekommen. In jenem Lande ist sie unter dem Namen „Thread-Mill“ bekannt.

Ich will von dieser Abschweifung in die administrative Einrichtung Hamburgs zu der Stadt selbst zurückkehren, und zwar zur Vorstadt St. Georg. Hier verdient, neben mehren andern Vergnügungs-Orten, das nicht unberühmte Tivoli, wo die Rutschbahn befindlich und die dramatische Kunst im Freien agirt, Erwähnung. Der Unternehmer, Herr Maurice, hat hier, mitten in dem großen Garten, eine Bühne erbauen lassen, und die Zuschauer sitzen im grünen Rasenparterre, trinkend, rauchend und plaudernd. In aller Bequem- und Behaglichkeit genießt man hier die Kunst; und die Schauspieler bieten mitunter recht Gutes im Fache der Hamburger und Berliner Lokalposse. In einer großen Stadt überbieten sich die Genüsse und es giebt keine Bizarrerie, wodurch man nicht das große Publikum anzulocken versteht. In der ersten Zeit jener Entreprise hat das Tivoli-Theater sogar dem Stadt-Theater bedeutenden Abbruch gethan: man fand sich durch die Neuheit jenes zu sehr angezogen, und Herr Maurice wurde mit neidischen Angen von den beiden Schauspiel-Direktoren im Hause am Dammthore betrachtet. Tivoli ist eigentlich der Koncentrationspunkt der Hamburger Volks-Vergnügungen, die hier freilich nicht mit der so sehr ansprechenden Seele auftreten, wie in Wien, aber doch auch weit lebhafter, als in Berlin. Ein eigentliches Volksleben findet man in Hamburg nicht. Dasselbe

setzt Nationalität voraus, und wo wäre diese in der Geschiedenheit der Bundesstaaten zu finden? Der Hamburger ist, wie die übrigen Freistädter, an den Materialismus gebunden. Im Welthandel verkehrend, in einer Stadt lebend, die weniger, als Bremen und Lübeck von Deutschland geschieden ist, sondern vielmehr durch die Elbe in die Hauptstaaten desselben eingreift, tritt er großartiger auf, als die Bewohner der Schwesterstädte und bietet den schroffsten Gegensatz zu dem Philisterismus des Bremers. Wenn dieser um zehn Uhr seine Hausthür schließt, so ist der Hamburger unter allen Deutschen derjenige, der am spätesten schlafen geht. Die größere Lebhaftigkeit des Hamburgers, welche theilweise den Anschein einer Volksthümlichkeit erhält, erklärt sich aber eben auch aus dem Verkehr mit Fremden aus allen Weltgegenden. Diese Lebhaftigkeit ist jedoch nur äußerlich, nicht, wie bei dem Wiener, Humor. Die öffentlichen Vergnügungen in Hamburg sind selten ohne rohen Genuß. Wenn wir in Tivoli dieselben in ihrer zartesten Haltung erblicken, so werden wir bei Peter Ahrens, Dorgerloh u. s. w., sie auf dem Zenith des Materialismus schauen, ein Resultat, welches bei einer Welt-Seestadt so natürlich ist, welches jedoch kaum in irgend einer Seestadt der civilisirten Welt in der Vollendung heraus tritt, wie in Hamburg.

Man folge mir zu Peter Ahrens, zu dem Salon des berühmten Peter Ahrens, dessen Name in Deutschland jedem Handelsreisenden bekannt ist. Wer sind jene geputzten, in glänzendem Schmucke schimmernden Damen, jene lockenden Nymphen, die im wirbelnden Tanze das zitternde Parket des schönen, prachtvollen Salons, unter rauschendem Orchester, umkreisen? Alles ist feenhaft eingerichtet, reiche Kandelaber, funkelnde Kronleuchter, seidene Vorhänge zieren den Saal; wo befinden wir uns?

An der Stätte, wohin die Pandemos ihre Priesterinnen sendet. Jene blonde, blauäugige; jene schwarzgelockte, flammende; jene Brünette, begehrende — sie Alle, die das Auge erblickt, rufen zu Opfern an den Altären Cytherens; sie Alle zeugen von dem Leben in Hamburg, von dem Auswuchs des Handels und Gewinnes den mächtigen Polypen im Herzen eines Volks. Ihnen strömt die hamburgische Welt zu, das große Chaos, welches man, ohne sich zu versündigen, nicht Volksleben nennen darf. Und wie stolz ist der gemeine Hamburger auf seinen Peter Ahrens! Großer Gott! kein Name lebt so sehr im Volksmunde, als dieser Peter Ahrens. Nach ihm nannte man zu meiner Zeit die Freitag, die vielleicht jetzt schon todt ist, die aber früher Haus und Hof hielt für die Venus vulgivaga, der hier die schönsten, lieblichsten Priesterinnne lächelten. Soll ich noch weiter gehen? Soll ich zu Mandels, zn Dorgerloh eilen, wo dasselbe Wesen herrscht? Wollen die Leser mir sogar auf die Drehbahn folgen, wo Haus an Haus elegante Niederlagen für jene Göttin bietet? Sechstausend Phrynen leben in Hamburg im glänzenden Elende; ich will derer gar nicht gedenken, die im elenden Elende leben, die Einem Abends an Arm und Rockzipfel fassen. Um sie und was ihnen anhängt drehet sich in Hamburg das „Volksleben“ — wie man es mit so vielem Unrecht nennt. Man hat auch in Wien jenen rohen Materialismus, aber der Humor, die Gemüthlichkeit macht ihn übersehen, wenn die Grobheit und Indecenz, die Nacktheit ihn in Hamburg so ganz und gar als das hinstellen, was er ist.

Ich will die Leser zu einer Lichtseite der Hansestadt führen, und diese ist das Familienleben. Der Hamburger verkehrt zu sehr mit der Welt, als daß er sich der Socialität entäußern könnte. Der gebildete Hamburger nimmt sie mit hinüber in den Familienkreis, in die Stille

der Landhäuser, zur dampfenden Theemaschine, in die Zutraulichkeit des eigenen Heerdes. Wie auffallend kontrastirt die Gemüthlichkeit und das noble, ungenirte, sociale Savoir faire in den Häusern des gebildeten Hamburgs mit der Grobheit auf der Straße, mit der Rohheit bei Ahrens. Eine ganz andere Welt geht Einem hier bei der Theemaschine auf. Nicht eine Spur von Philisterismus findet man in diesen eleganten, hellen, mit venetianischem Spiegelglas geschmückten Kaufmannshäusern; wenn man irgend von kosmopolitischer Feinheit sprechen kann, so muß man sie dem Hamburger nachrühmen. Was bietet die Londoner City, was bietet Amsterdam, was bietet Paris, im Vergleich mit Hamburg für das sociale Leben? Hier steht Einem der Engländer mit aller seiner Bizarrerie, dort der Holländer mit allem seinen Minheer-Phlegma, dort endlich der Franzose mit aller seiner Nonchalance und Frivolität entgegen. Der Hamburger aber ist in seinem Hause deutsch, d. h. gemüthlich; er übertrifft den Engländer an Zutraulichkeit, wenn er ihm an reiner Wäsche, an Offenheit und Freiheit gleich kömmt; er übertrifft den Franzosen an Sittlichkeit, wenn er ihm an Liebenswürdigkeit nicht nachsteht; mit dem Holländer hat der Hamburger nichts gemein, als den Patriotismus. Dieser Patriotismus zieht sich in die Einsamkeit des Hauses zurück; von hieraus wirkt er auf den Staat und das Staatswohl kräftig ein; von hieraus zügelt er das anscheinend zügellose Treiben der Oeffentlichkeit; von hieraus schreitet er, unbeeinträchtigt, zum Forum und ruft die schönsten Institute ächten Bürgersinns in's Leben, ohne sich irgend auf Pietismus und Mysticismus einzulassen und, zum Schaden der Humanität, eine Frömmigkeit zu affektiren, die dem Staatszweck so wenig entspricht.

Man sieht hier wirklich, was moralische Kraft und

bürgerliche Einfachheit vermag, die in sich selbst den sichersten Schutz gegen den Pöbel erblickt, der aus allen Klassen, hohen und niederen, in Hamburg zusammenströmt. Was würde eine republikanische Regierung, und gar eine demokratisch-republikanische ausrichten, wenn sie nicht in dem Bürgersinne die kräftigste Stütze fände?

Ich muß bei dieser Gelegenheit eines Zweiges der hamburgischen Staatsgewalt Erwähnung thun, der mir alle Achtung zu verdienen scheint. Es ist die Polizei. Die Hamburger Polizei ist die gemüthlichste und harmloseste von der Welt. Sie hat Handschuhe von Sammt über den Händen und geht auf Filzsohlen. Man merkt sie nirgends und sie ist allenthalben, mischt sich jedoch nie in die politischen Gedanken, sie mögen sich noch so laut und deutlich aussprechen. Sonst thut sie als Polizei ihre Schuldigkeit. Sie kennt einen Jeden, wenn er nur vierundzwanzig Stunden in Hamburg ist, und hütet ihn, ist er verdächtig, d. h. verdächtig in Betreff eines Attentats gegen die Sicherheit des Eigenthums oder die Person. Im Uebrigen hat sie keinen Verdacht, und die Unantastbarkeit der Person wird in Hamburg streng respektirt. Die Hamburger Polizei hat wirklich, dem großen Haufen gegenüber, einen Takt, der zu bewundern ist; selbst bei einer Emeute läßt sie sich nicht aus der Behaglichkeit und Ruhe bringen. Ich war im September des Jahrs 1830 in Hamburg, in dem weltberühmten Revolutions-Jahre. Auch Hamburg hatte seine revolutionären Tage, wie Braunschweig, Kassel und das Großherzogthum Hessen. Man war übereingekommen, Abends, mit dem Glockenschlag neun, die Juden aus allen öffentlichen Häusern, den Elb- und Alster-Pavillons vorzugsweise, herauszuwerfen. Das geschah denn auch, wie verabredet. Natürlich gab es dabei großen Spektakel; denn die Juden

wichen nicht gutwillig. Aber die Christenheit siegte in dem Feldzuge, und wer Jude war, (d. h. ungetaufter, denn die getauften Juden konnten sich durch ihren Taufschein, welchen man sie herbeiholen ließ, legitimiren) mußte das Feld räumen. Die Sache hätte dabei ihr Bewenden haben können. Indeß, nachdem der noble Pöbel der Pavillons einen Sieg gefeiert hatte, wollte auch der Plebs der unteren Klassen gleichfalls sein Juliusfest begehen, und da gerade das Brod mit einer neuen Steuer belegt worden war, so hatte man den trefflichsten Grund, zu rebelliren. Der Lärm begann ziemlich ernst und man blokirte das Stadthaus, in welchem die beiden Polizei-Herren ihre Wohnung haben. Man ging auf das Herz der Polizei los. Aber diese verhielt sich ruhig und mäuschenstill, und die vor dem Stadthause aufgestellte Bürgerwache ließ — auf Befehl der Polizei — in Gottes Namen alle Fenster des Stadthauses einwerfen. Man ließ dem Volke sein Spiel, und am anderen Morgen, in aller Frühe, waren die Fenster wieder eingesetzt. Keine Zerstörung, die zu neuen Attentaten hätte führen können, wurde sichtbar. Das war der zweite Tag der Hamburger Revolution. Am dritten Tage sollte wieder Revolution seyn; aber der Senat publicirte das Tumult-Mandat, und die Leute von Haus und Hof, die Familien-Väter, die sich nie in die Oeffentlichkeit der Straße mischen, schützten und schirmten das Gesetz. Das Volk aber, dem man einen Tag lang freies Spiel gelassen und dessen Leib und Blut man höher angeschlagen hatte, als die Fensterscheiben im Stadthause, ließ sich, ohne Kanonen, durch festen Bürgersinn zurückweisen, und das will viel sagen; denn der Hamburger Pöbel sucht wirklich seines Gleichen in Deutschland und giebt dem Pariser Nichts nach. So viel jedoch wird man aus Vorstehendem ersehen, daß die Hamburger Polizei psycholo-

gische Kenntnisse besitzt. Sie steht auf sicherem, festen Fuße, und in dem großen chaotischen Gewirre der Straßen, Promenaden, öffentlichen Häuser u. s. w. sichert sie hauptsächlich die Ordnung der Dinge.

Nach Lloyds Institute in London ist die Hamburger Börsenhalle eingerichtet. Sie ist der Sammelplatz einheimischer und fremder Kaufleute und anderer Notabilitäten, die es nicht versäumen werden, kommen sie nach Hamburg, sich dort einführen zu lassen. Herr Ramée, ein französischer Architekt, hat sie erbaut, und man muß an diesem Gebäude die Art und Weise der Verbindung des griechischen Styls mit jener Bauart, die sich der byzantinischen anschließt, bewundern. Dem Auge tritt dabei kein disharmonisches Verhältniß entgegen.

Die Börsenhalle ist Privat-Entreprise; aber sie ist ein wesentliches Institut für eine große Handelsstadt und findet deßhalb in dieser die kräftigste Unterstützung. In einer engen Gasse gelegen verliert sie allerdings an imposantem Ansehen; indeß man kann es nicht läugnen, sie gehört zu den Bauzierden der Stadt. Der Peristyl unter den Arkaden trägt einen gewölbten Balkon, dessen Vertiefungen mit den Attributen des Handels verziert sind. Die Treppe von der Straße führt unmittelbar in den großen Saal, die eigentliche Halle. Er ist 84 Fuß lang und 42 breit. Hier versammelt sich Alles, was zum Handel gehört, um die Vorbörse zu halten. Alle wichtigen, politischen und Handels-Nachrichten, werden hier, nach Ankunft der Post, schriftlich, an einer Tafel, mitgetheilt. Im Hintergrunde der Halle, links, befinden sich die beiden Lesezimmer. Die vorzüglichsten Handels-Werke werden hier angetroffen, nicht weniger die bedeutendsten Journale, Tageblätter, Flugschriften und allgemeines Interesse habenden literarischen Erzeugnisse des In- und Auslandes. Die Wände und Pfeiler der Halle

sind mit kaufmännischen und Handels-Anzeigen bedeckt, die man alle auch an der Börse findet; aber manches Andere, was diese nicht aufzuweisen hat: neue Erfindungen, Dienst-Anerbieten, Anzeigen aller Art, Dienst-Empfehlungen, das trifft man hier. Im Hintergrunde rechts sind Kaffee- und Billardzimmer. Im zweiten Stocke befindet sich ein im schönsten Geschmacke erbauter, 64 Fuß langer, 42 Fuß breiter und 30 Fuß hoher Saal, welcher zu Bällen, Koncerten und anderen Festlichkeiten benutzt wird. Eine, von achtzehn Säulen getragene, Gallerie zieht sich rings um den Saal.

Die „Abendzeitung der Börsenhalle", eine zweckmäßige und dem Kaufmann großes Interesse gewährende Zeitung erscheint hier. Früher wurde sie in dem Lokale der Börsenhalle selbst gedruckt, jetzt in einem gegenüber liegenden Hause. Auch sie ist nach „Lloyds List" eingerichtet, nur daß ihr politischer Theil bei Weitem besser redigirt ist, als der jener Zeitung. Ich ergreife hier die Gelegenheit, zu der Hamburger Journalistik überzugehen.

Der Hamburger „unpartheiische Korrespondent" erscheint im Verlage der Grund'schen Erben, und wird von Runckel redigirt, der die seltensten Sprachkenntnisse vereint und mit einer Geläufigkeit sein redakteurliches Geschäft verwaltet, die zu bewundern ist. Uebersetzend aus der einen Sprache und einem Schreiber diktirend unterhält er sich mit einem Dritten in einer anderen. Die gerühmte Unpartheilichkeit, die diese Zeitung, als Motto ihres Wappens, an der Stirn führt, hat nun freilich in der letzteren Zeit einem fremden Einflusse weichen müssen. Unverhältnißmäßig werden in dieser Zeitung die Interessen Rußlands begünstigt. Nicht minder wird der Einfluß Preußens auf sie bemerkbar. Endlich waltet die hamburgische Censur über sie, wie ein schützender

Genius, mit dem Schwerdt in den Händen. Somit erhalten die beiden stolz umher blickenden Löwen, die Wappenhalter der hamburgischen „Thürme" denn ein ziemlich spießbürgerliches, hölzernes Ansehen. Ganz vortrefflich sind die fremden Artikel redigirt: man findet hier die Parlaments- und Kammerverhandlungen, in extenso, meisterhaft und zuverlässig ins Deutsche übertragen. Mit „gelehrten Sachen" befaßt sich diese Zeitung in jetziger Zeit wenig. Sie ist eine der ältesten deutschen Zeitschriften; aber die neuesten Regungen des Zeitgeistes werden, aus den obigen Gründen, nicht in ihr bemerkbar. Deshalb mag es denn auch wohl kommen, daß ihre Abonnentenzahl so sehr gesunken ist. Sie zählt deren kaum mehr, als 3000. Der Korrespondent erscheint täglich, mit Ausnahme des Sonntags, in kleinem Quartformat. Der Druck ist eng aber deutlich.

Die neuen „Adreß-Comptoir-Nachrichten" werden — so viel mir bekannt ist — von Lülmann redigirt. Auch sie muß man, wegen ihrer trefflichen Uebersetzungen, loben. Dazu kömmt noch, daß sie keinem fremden Einflusse unterliegen. Sie erscheinen jetzt in großem Folio, und, so viel ich weiß, Abends, wie die „Börsenhalle"; wodurch es ihnen möglich wird, die neuesten Nachrichten sofort dem Publikum zu bieten, was um so angenehmer, da auch die Redaktion dieser Zeitschrift sich der Ausführlichkeit befleißigt und sofort die Parlaments- und Kammer-Debatten ihren Lesern auftischt.

Die „wöchentlichen Nachrichten" beschäftigen sich theilweise mit politischen, größtentheils aber mit städtischen Angelegenheiten. Sie erscheinen wöchentlich drei, oder vier Mal. Dieses Blatt ist das einzige politische, welches das Theater bespricht.

Das Letztere ist an viele belletristische Journale verwiesen, die, nach Gefallen, damit Federball spielen.

Keines von ihnen bietet dramaturgische Unterhaltung oder Belehrung.

Ich nenne hier zuerst die „Originalien, Blätter für Witz, Laune und Phantasie." Ihr seit „30 Jahren unheilbar erblindeter" Redakteur ist Georg Lotz, der in der Herausgabe dieser Zeitschrift eine „tröstende und erheiternde Beschäftigung" findet. Vorstehendes sind die ausdrücklichen Worte des Herausgebers, mit welchen er sich halbjährig an das Publikum wendet, dasselbe zum Abonnement einladend. Lotz hat seine „Originalien" auf diese Weise — ich glaube neunzehn Jahre lang — durch die Literatur gebettelt, und seine Leser scheinen auf den pauvre honteux mehr zu geben, als auf den Witz, die Laune und Phantasie seines Blattes, die man, bei dem besten Willen, in demselben nicht auffinden mag. Früherhin benutzte Müllner die „Originalien" zur Verbreitung seiner rabulistischen Ausfälle gegen die Literatur, und der von ihm redigirte fortlaufende Artikel: „Literarischer Kriegs-Kurier" rechtfertigte wenigstens den Titel des Blattes: „Originalien" und „Witz" und „Laune." Mit seinem Hinscheiden schwand dieser Schandfleck der Zeitschrift, aber auch die letzte Spur der Originalität wurde ihr genommen. Sie beschäftigt sich jetzt auf ihrer vierten Seite mit hämischen Ausfällen gegen das Theater-Personal, oder mit übermäßigen Lobhudeleien desselben, und Frau Birch-Pfeiffer hat in der neuesten Zeit viele Lorbeerkränze aus den Händen des „unheilbar erblindeten" Lotz, als würdigen Lohn ihrer dramatischen Muse erhalten. Der übrige Theil der Zeitschrift ist mit schlechten Erzählungen und Gelegenheits-Gedichten angefüllt, die Herr Lotz gern von denjenigen, die kein Honorar verlangen, entgegennimmt. Ich kenne Lotz persönlich. Er ist wirklich blind, unheilbar blind, und von den Interessen der Literatur

und Kunst weiß er so wenig, wie vom Sonnenlicht. Außerdem ist er gelähmt, gänzlich gelähmt, so daß er sich von einem Stuhl zum anderen tragen lassen muß. Seine Lähmung ist jedoch nicht blos körperlich, sondern auch geistig. Indeß er hat Lebensmuth und Lebensfrische für zehn Gesunde, und läßt es sich angelegen seyn, Schauspieler und Andere, denen er es irgend bieten kann, zu seiner „tröstenden und erheiternden Beschäftigung" auf die frechste und unverschämteste Weise mit Persönlichkeiten und Invektiven zu quälen. Weil ihm dazu die „Originalien" noch nicht hinreichten, so ließ er in Altona eine zweite Zeitschrift, den „Kanonier" ins Leben treten, die es sich auf alle nur mögliche Weise angelegen seyn ließ, Haus und Hof der Hamburger mit Schmutz zu bewerfen und den Kehricht des Lebens auf dem Markte der Literatur aufzuhäufen. Sie mußte, da sie den Unwillen des Publikums im höchsten Grade auf sich zog, den Platz räumen, und die öffentlichen Blätter haben wirklich wunderbare Dinge von der Art und Weise, wie in ihr verfahren wurde, berichtet.

Bei dem Allen ist Lotz's Haus der Versammlungsplatz der Schauspieler, fremder und einheimischer, über welche er, nach seiner Laune, in den „Originalien" referiren läßt und dazu Anmerkungen macht, die Gottlieb Koke, Setzer der „Originalien", unterzeichnet sind. Auf dem Sopha hingestreckt ist er stets von sogenannten Künstlern umlagert; er bekundet ihnen ziemlich ohne Rückhalt seine Denkweise und amusirt sich mit ihnen über Stadtklatschereien und Theater-Intriguen, die er früher für seinen „Kanonier" zu benutzen wußte. Seiner Frau, die er in die Literatur eingeführt hat, diktirt er, während des Gesprächs mit Anderen, die Persönlichkeiten, die in seinem Geiste auftauchen. Ist er allein und ungestört, so geht es an die Uebersetzung französischer und englischer

Romane, welche ihm seine Frau im Originale vorlies't und dafür die deutschen Diktate von ihm entgegennimmt. Nie ist mir ein Mensch vorgekommen, der, von körperlichen Gebrechen aller Art heimgesucht, so lebensfroh und unermüdlich thätig war, wie Lotz; nie Jemand, der sich so wenig von Beschuldigungen aller Art, die seinem Streben gemacht wurden, beugen ließ. Aber daß er fortwährend sein Spiel treibt, das liegt wohl theilweise an der Gutmüthigkeit seiner Abonnenten, die dem „unheilbar Erblindeten" wohlwollen, theilweise an der Inkonsequenz der Schauspieler, die ihn heute verunglimpfen, um Morgen mit ihm zu Mittag zu essen. Immer aber bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in unserer Literatur, daß dergleichen Nuditäten nicht der öffentlichen Meinung unterliegen.

Die „literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle", die früher getrennt, jene unter des Raths Ludewig und Niebours, diese unter der Redaktion des Dr. Wurm, erschienen — sind jetzt vereint unter einem Titel: „literarische und kritische Blätter der Börsenhalle." Wurm urtheilte nicht ohne Sachkenntniß und zeigte in seinem Styl französische Eleganz. Aber mit dem einen Auge nach dem Hamburger Senat blickend, mit dem andern nach seinem Gehalt, konnte er seine Kritik nicht zur Unpartheilichkeit erheben. Der kritische Wurm der Börsenhalle war der erste unter den deutschen Würmern, der Börne, wegen seiner Pariser Briefe in die Ferse stach. Wurm's kritisches Räsonnement war mehr ein geistreiches Geschwätz, mit Citaten gespickt und auf das Bestehende gestützt, als eine Kritik. Ludolf Wienbarg besorgt jetzt größtentheils die Kritik der Börsenhalle. Er gehört der jüngeren Literatur an, die sich von der Anbetung und dem Götzendienste losgesagt hat und auf humanere, durch die Julius-Revolution geweckte Principien

gestützt, nicht ohne Einfluß auf das sociale Leben Deutschlands seyn wird. Wienbarg, Gutzkow, Laube u. A. sind die Wortführer dieser literarischen Parthei, die man bald „Bewegungsparthei", bald „neuere Schule" heißt. In der ersteren Bezeichnung erblicken wir in dieser jungen Literatur die Anhänger Menzel's, der bereits, vor der Julius-Revolution, jene Opposition in der literarischen Welt feststellte, die nicht an blinder Verehrung litt, sondern den Begriff der Republik vor Augen hatte, ohne die Gottheiten Schiller und Göthe; eine Opposition, die, nach dem Eintritt der Julius-Revolution, auch zu politischem Einfluß gelangte und die Augen des Volks auf sich zog. Politik und Literatur wurden verschmolzen, man verachtete den Dichter Göthe mit dem Diplomaten. In der zweiten Bezeichnung „neuere Schule" nimmt man die Scheidung Einzelner von dem republikanischen Terrorismus der Bewegungsparthei wahr, zu welcher auch Börne gehörte. Diese „neuere Schule" Deutschlands hat wohl nur in Gutzkow und Wienbarg ihre eigentlichen Repräsentanten, nur daß der Erstere mehr mit logischer Konsequenz, der zweite mehr in Streifzügen sich der Interessen der Literatur annimmt und diese zur Emancipation aus den Händen der Politik geleiten will, sie, auf der anderen Seite, gegen jeden Servilismus schützend. Wienbarg hat in dieser Beziehung gehaltvolle Urtheile über Raupach ergehen lassen, die in den „literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle" enthalten sind; nicht weniger scharfsinnig und treffend hat er in dieser Zeitschrift den Salon II Heine's beurtheilt. Seine Kritiken sind abgeschlossene literarische Charakteristiken; sein Styl ist gedrängt und umfassend, leicht und elegant. Den eigentlichen literarischen Theil der Zeitschrift versorgen die Herren Ludewig und Niebour mit Uebersetzungen. Die Auswahl ist hier zu loben.

Rath Ludewig ist ein äußerst belesener, aber etwas geschwätziger Mann, und das Publikum mag im Ganzen damit zufrieden seyn, daß es nicht die breiten politischen Räsonnements desselben zu lesen bekömmt, mit welchen er früherhin die Bremer Zeitung ausstattete, sondern, statt deren, jene pikante Auswahl der besten englischen und französischen literarischen Erscheinungen, die nur hie und da mit erläuternden Anmerkungen der Redaktion versehen sind. So erinnert z. B. Herr Ludewig in einem aus dem Französischen übertragenen anthropologischen Artikel: „Ob der Mensch vom Affen oder vom Frosche abstamme?“ (Nr. 1030 der erwähnten Zeitschrift S. 359. Jahrgang 1835) sehr gelehrt seine Leser daran, daß, wenn ernstlich von möglicher Abstammung des Menschen vom Affen die Rede seyn solle, bei solcher Untersuchung nothwendig das Geistige auch mit in Betracht gezogen werden müsse.

Der „Freischütz“ erscheint jede Woche einmal. Er hatte es in früherer Zeit zu einem kritischen Ansehen in theatralischen Angelegenheiten gebracht, und theilweise mit Grund; denn das Urtheil des musikalischen Kritikers (Kapellmeister Wahrlieb nannte er sich), war treffend. Jetzt ist dieser eigentliche Stützpunkt des Blattes geschwunden; aber der Dorfzeitungston, in welchen sich die Redaktion hineinstudirt hat, sichert dem „Freischütz“ viele Leser aus der mittleren Volksklasse. Die Redaktion greift in Welt, Staat, Kunst und Politik hinein und giebt nun Alles, was das Volk interessiren kann: Theater und Prügeleien, Bücherschau und Welt-Händel, Gedichte und fromme Wünsche pêle-mêle in jener Form, die gemüthlich-witzig seyn will, aber in der That wie Waschweiberton klingt, besonders wenn sie bei Urtheilen über Poesie und Kunst angewendet wird. Dabei verfährt

der „Freischütz“ wirklich mit einer unverschämten Arroganz, ganz in der Art, wie nur Abends in der Bierschenke ein Schulmeister, seinen wißbegierigen Bauern gegenüber, verfahren kann. Es herrscht in dem unglücklichen Kaspar, dem nun, seit Wahrliebs Hinscheiden, nur noch die siebente Kugel zu Gebote steht, in Betreff der Bühne ein wahrhaft diktatorischer Ton, der in gedrängter Redseligkeit Allem entgegen tritt, was in anderen Blättern anerkannt wird, jene unbescheidene Bescheidenheit, die da recht wohl weiß, daß ihr der wahre innere Gehalt fehlt, und daß sie daher zu jenen unschuldigen Jagdkünsten ihre Zuflucht nehmen muß, die der großen Menge zusagen. Bald legt der Theater-Referent den Schauspielern sein „Käppel zu Füßen“, bald ruft er tadelnd: „nit für ungut, Sie sind ja sonst ein braver Schauspieler!“ immer ist er gutmüthig, geräth aber übrigens sofort in Harnisch, wenn irgend Jemand seine — in Betreff des Schauspiels — oft absurden Urtheile bezweifelt. Als der erste Theil von Börne's Briefen erschien, da war auch sofort der „Freischütz“ auf dem Platze, und machte; seinem Patriotismus in Sonetten und gemüthlichen Ausfällen Luft, von welchen Börne wenig erfahren mochte; später aber, als dieser mit Kartätschen auf Eduard Meier, Wurm, Willibald I und Andere losschoß, zog sich der „Freischütz“ bescheiden zurück und mischte sich nicht im Entferntesten in weiteren Kampf. Die Scheinheiligkeit und Unverschämtheit dieses Blattes hat die Anonymität zum Deckmantel gewählt; der Drucker Gottfried ist als Redakteur desselben unterzeichnet. Erklären kann man es sich übrigens, eben wegen dieser Redaktions-Verschleierung, weshalb dem „Freischützen“ in öffentlichen Blättern gar häufig ein so übermäßiges Lob gespendet wurde. Der Redakteur selbst konnte solches Lob in alle Blätter einschwärzen, weshalb

denn auch jener Zeitschrift das Glück zu Theil wurde, aller Orten mit Anerkennung überhäuft zu werden, eine Anerkennung, die man wahrlich nie und nimmer hätte vertreten können. Träte die Redaktion mit offenem Visir auf, man würde dann wissen, was man von ihr zu halten habe. Lange Zeit hat man sich in den Wirthsstuben Hamburgs und hinter den Koulissen darüber den Kopf zerbrochen, wer der eigentliche Redakteur des „Freischützen" sey. Jetzt ist man so ziemlich darüber einverstanden, daß es der Gatte einer jetzt verstorbenen Schauspielerin ist, der im Fache des Munteren und Naiven Vorzügliches leistete. Herr D. R....... lebte geschieden von seiner Frau, jetzt aber, nachdem sie der Kunst entrissen, weint er ihr in jeder Recension Thränen der Dankbarkeit und Anerkennung nach, deren er, während ihres Lebens, so gar keine für sie hatte. „Aber es ist keine R......." so heißt es in jeder Recension.

Der „Beobachter" wird von einem Buchdrucker, Menck, redigirt. Stadtklatschereien bilden den Hauptbestandtheil dieses Blattes.

Die eigentlichen Skandalosa liefert der „Neuigkeitsträger", oder „Erzähler." Die Censur gestattet es, daß hier dem Nächsten Ehre und Kredit abgeschnitten werden. So ängstlich, wie die Hamburger Censur auch in Betreff politischer Angelegenheiten ist, in Betreff der Privaten läßt sie eine freie Presse walten. Auf eine wahrhaft entsetzliche Weise tritt die Preßfreiheit in dem letzteren Blatte auf; ungehindert wird hier aller Unflath des Lebens zusammengefahren, das Menschenrecht mit Füßen getreten. Man hat ja eine Injurienklage. Aber nicht bloß Hamburg, sondern auch die Nachbar-Orte tragen ihren Mist in jene Kloaken. Es ist das ein Beweis, wie wenig jene kleinen Republiken unseres Vaterlandes die republikanische Größe begreifen. Demüthig und unterwürfig ge-

gen das Ausland, fremden Principien unterthan, ängstlich besorgt für die Erhaltung ihrer materiellen Freiheit, sehen sie es gern, wenn ihre Bürger sich im kleinlichen Lebensgetreibe gefallen. Man gibt der Presse insonderheit die Bühne, die Person und die Familie des Nächsten frei, damit sie sich damit beschäftige, wie der Hund mit der Abnagung des Knochens. Wenn man dabei zur Bedingung macht, daß kein Name genannt werde, so ist das nur um so schlimmer; denn der Injurien Klage, der letzten schwachen Schutzwehr des Verunglimpften, wird solchergestalt meistentheils der Grund genommen. Eine Injurie per demonstrationem ist schwer zu erweisen.

Ich komme hier zu einer weiterern Folgerung. Die Humanität (man verstehe hier nicht den beschränkten Begriff darunter,) ist in Hamburg nicht zu Hause. Man stößt auf keinen Philisterismus, wie in Bremen, auf keine Dürftigkeit, wie in Lübeck, man findet geselliges Leben in den Häusern, milde, sanfte Augen bei den Hamburgerinnen der höheren Stände, Armen- und Krankenhäuser, die nichts zu wünschen übrig lassen, Kunst-Anstalten wissenschaftliche Vereine; man wird es bis zu Eisenbahnen bringen. Aber die Humanität gehört in Hamburg zu den böhmischen Dörfern. Das große Handelschaos, der Nerv des öffentlichen Lebens, die politische und örtliche Beschränkung stehen ihr entgegen. Man arbeitet von neun Uhr Morgens entweder für den täglichen Lebensbedarf, oder Luxus; die Nacht über schläft man, und die Zeit, die man nicht verschläft, weihet man dem menschlichen Theile des Menschen. In den Alster- und Elb-Pavillons, den Theatern u. s. w. werden keine Kollegia über die Humanität gelesen, und wenn man um Mitternacht nach Hause kömmt, ist man todtmüde. In den Häusern waltet ein humaner Sinn; er hat die vielen milden Stiftungen hervorgerufen, er schützt die Kunst, die

Socialität mit allen ihren Einzelnheiten, der Gastfreundschaft und Urbanität; aber dieser humane Sinn, wird sich nie über die Verhältnisse zur Humanität erheben; auf das Volk ist er nie übergegangen. Man empfindettin Hamburg den Ekel nicht, welchen der „Neuigkeitsräger“ nothwendigerweise erregen muß, man tritt nicht öffentlich gegen diesen Schmutz auf, man hält die Censur nicht an, die Sittlichkeit gegen dies Organ zu schützen und das haud imprimatur, mit welchem sie sonst gleich bei der Hand ist, gegen dasselbe in Anwendung zu bringen. — Man würde nicht recht thun, zu behaupten, dasjenige, was Hamburg als augenscheinlichen Beweis der Sicherung geistiger Interessen aufzuweisen habe, verdanke lediglich dem Ueberflusse seinen Ursprung. O nein! es ist kein Prunk, der jene trefflichen Anstalten in's Leben gerufen hat, an welchen Hamburg so reichhaltig ist. Aber man würde sehr unrecht thun, nach diesen Anstalten den Pulsschlag des geistigen Lebens der Bevölkerung zu ermessen.

Die Juden haben in Hamburg ein Asyl gefunden; man konnte sie nicht wohl ausweisen. Hamburg hatte den reichen Banquier Heine und so viele andere reiche Juden, und da ist man denn gnädig gewesen, und die Juden dürfen in Hamburg wohnen und handeln. Zur Advokatur werden sie nicht gelassen, in Zünfte und dergleichen Institute erhalten sie keinen Zutritt, und an eine Vereinigung Hamburgs mit Israel im Geiste und in der Wahrheit ist fürs Erste nicht zu denken. Ein „Jud“ ist noch bis auf den heutigen Tag ein Schimpfwort in Hamburg. 1830, als die Hamburger ihre Revolution aufführten, durfte sich im strengsten Sinne des Worts keiner derselben auf der Straße erblicken lassen; man hätte ihn in aller Behaglichkeit todtgeschlagen. Es ging so weit, daß die Juden, als der Pöbel durch die Gassen rasete,

kein Licht in ihren Wohnungen anzuzünden wagten. Sie hätten den Tod davon haben können. Und das war im September 1830 der Fall; wir aber leben im Jahre 1835. Ich zweifele, daß sich die Sache seitdem bedeutend geändert hat. Diese blutige Toleranz aber ist eine grauenhafte Schattenseite Hamburgs. Lieber gar keine Juden-Duldung, als eine solche, die an die Zeit der „Kammerknechte" des heil. röm. Reichs mahnt, an die Zeit der Feuertaufe in Frankfurt a. M., an alle jene finsteren Gräuel des Mittelalters.

Was die Kunst betrifft, der Hamburg vor allen anderen deutschen Städten huldigt, so verdient das Stadt-Theater die Aufmerksamkeit des Fremden. Die Hamburger interessirten sich von jeher für die dramatische Kunst; von Hamburg ging die Reform der deutschen Bühne aus. Die Neuber, Schönemann, Koch, Ackermann, Seiler, Klos, Zuccurini und Brandes waren nacheinander die Leiter der deutschen Bühne daselbst. Lessing schrieb hier seine Dramaturgie; Friedrich Ludwig Schröder erhob in Hamburg die Kunst der Menschendarstellung auf den Zenith der Natur und Wahrheit. Das kleine unansehnliche Haus am Gänsemarkt, das ärmlichste Schauspielhaus in Deutschland sah jene Kunst zu der höchsten Blüthe emporreifen. Die Zuschauer waren damals bescheiden und genügsam; sie beschwerten sich darüber, daß der Baumeister jenes Hauses, David Fischer, den Bau zu prächtig hingestellt habe; die Freunde der Kunst klagten, daß über die Augenweide das Wesentliche verloren gehe. Wie ganz anders ist das im Laufe der Zeit geworden. Auch Hamburg hat das Vermächtniß Schröder's längst aufgegeben; man fühlt sich in dem neuen Schauspielhause am Dammthore kaum an jene Schule erinnert, die la vérité, toute la vérité, rien que la vérité zum Motto erwählte, die das kleine, enge

Theater zur Welt ausdehnte. Die Jünger Schröder's sind längst dahin, und wo sie noch wirksam sind, da sind es ohnmächtige Kräfte, oder solche, die der Zeit haben nachgeben müssen, den Dichtern, dem Publikum, den Recensenten, dem Applaus, den Abgängen. Selbst Friedrich Ludwig Schmidt, der Nachfolger Schröder's, der Verfasser der dramaturgischen Aphorismen ist, als Direktor, allen jenen Einflüssen unterlegen. Er hat ausziehen müssen mit den Schröderschen Fragmenten aus dem kleinen, wohnlichen Hause am Gänsemarkte; unter dem 88 Fuß breiten und 71 Fuß tiefen Theater des neuen gigantischen Kunsttempels, dessen Fronte-Eingang übrigens keineswegs in Verhältniß zu dem stolzen Bau steht, liegt das Konversationsstück und mit ihm die letzten Ueberreste der Schule Schröders begraben. Die Hamburger Direktion ist genöthigt worden, dieselben Kunstgriffe in Anwendung zu bringen, wie die übrigen deutschen Bühnen. Die Porte St. Martin ist so wenig von dort abgewiesen worden, wie der Hund des Aubry vom Theater in Weimar; Pfefferrösel hat in Hamburg ihr Jubiläum gefeiert; die Stumme von Portici hat das letzte Andenken an die Einfachheit verwischt. Die Direktion der Hamburger Bühne muß Tag und Nacht, zu ihrer Selbsterhaltung, darauf sinnen, dem hundertköpfigen Ungeheuer neuen Köder vorzuhalten, die erhöheten Tageskosten und die noch höheren Gagen zu erschwingen; Lebrün aber, der Mitdirektor der Hamburger Bühne, lächelt, wenn man ihm von einer deutschen Kunst spricht. Wann wird der Tag der Bühnen-Umwälzung kommen? Ich meine nicht für Hamburg, sondern für Deutschland. Ich glaube, er kann nur mit einer Umwälzung, des socialen Zustandes eintreten. Wir fühlen uns nicht mehr geneigt, jenes bürgerliche Leben, in dessen Veranschaulichung die deutsche Bühne eigentlich allein nur Meisterhaftes bot,

zu goutiren; wir sind dieses häuslichen Jammers, dieses ungestörten Glückes zwischen vier Mauern überdrüßig, jene kleinen pikanten Ingredienzien von spitzbübischen Kammerdienern und schnippischen Zofen sagen uns nicht mehr zu; wir wollen großartigere Interessen auf der Bühne behandelt sehen. Wir befinden uns in der Uebergangs-Periode, und da man uns nicht bieten darf, wonach wir begierig sind, ein Stück mit dem Sieg der Freiheit, einen Absolutismus im entehrenden Gewande, eine Nationalität, ohne die Achtung der bestehenden Gesetze, so bietet man uns kleine gutgewürzte Surrogate, eine zahme Revolution mit Freiheitsgeschrei, einen Rossini'schen Tell, einen alten Feldherrn, satyrische Allegorien von Raimund, mit Theater-Effekt und Koulissen-Pomp, und wir lassen uns abspeisen und warten auf zukünftige Tage.

Die Hamburger Bühne verdient wegen ihres guten Ensemble Anerkennung. Es sind nicht einzelne vorzügliche Talente, sondern ein lebendiges Zusammenspiel, welches uns überrascht. Direktor Schmidt bemühet sich, wenigstens in dieser Hinsicht dem Hamburger Theater eine Auszeichnung zu verleihen. Rastlos beschäftigt er sich mit den Proben und zwar ganz mit jener Lebendigkeit des Geistes, die ihn zur Seele der Bühne macht. Was auch gegeben wird, es wird als harmonisches Ganze gegeben, und da das Repertoire nun einmal jenes buntscheckige Ansehen der Mode bewahren muß, so ist es zu loben, daß auf Pfefferrösel nicht weniger Fleiß und Mühe verwendet wird, als auf Nathan den Weisen. In der That, der Ernst, mit welchem in Hamburg die Sache betrieben wird, ist das Lobenswertheste der dortigen Bühne; diesen Ernst findet man — mit Ausnahme Stuttgarts, wo Seydelmann dirigirt, und Düsseldorff's, wo Immermann einen dramatischen Kunst-Hof hält — schwerlich bei irgend einer Bühne Deutschlands angewendet.

F. L. Schmidt und C. Lebrun, die beiden Direktoren der Hamburger Bühne, sind selbst dramatische Schriftsteller. Der Erstere hat das deutsche Theater mit manchen trefflichen Originalien beschenkt; der Zweite hat ihm größtentheils Uebersetzungen aus dem Französischen geboten. Schmidts „dramaturgische Aphorismen" sind ein Leitfaden dem angehenden Schauspieler sowohl, wie dem routinirten. Sie enthalten werthvolle praktische Bemerkungen. Bedenkt man, daß sich Schmidt aus der Trivialität des Lebens, aus niederen Verhältnissen zu seinem jetzigen höheren Standpunkte, ohne fremde Hülfe, auf sich selbst beschränkt, emporgeschwungen hat, so muß man ihm alle Achtung zollen. Als Darsteller ist er in chargirten Rollen, in allen jenen Charakteren, die eine gewisse Manier und den Ministerpli erfordern, wohl zu Hause. Schröder's Enthusiasmus für die Kunst, der denselben 30,000 Mark bei seiner ersten Direktionsführung zusetzen ließ, scheint freilich Schmidt nicht eigen zu seyn; man kann nicht sagen, er habe es sich angelegen seyn lassen, die Kunst, auf Kosten seines Geldbeutels, in Schutz zu nehmen, dafür aber hat er es auch zum Schwiegervater eines Hamburger Senators und zu nicht unbedeutender Wohlhabenheit gebracht.

Lebrun ist der erste deutsche Till der Raupachiaden. Ich habe keinen Darsteller dieser Rolle den Grundton des Charakters so fest halten sehen, diesen humoristischen Pedantismus, der sich über sich selbst lustig zu machen scheint, diese lebendige Satyre, die sich selbst über dem Gemälde hält, die causa movens des ganzen Lustspiels. Alles ist scharf und kaustisch an diesem Till; er ist der Schalk, aber nie der Schalksnarr. Nicht weniger Treffliches leistet Lebrun als Bonvivant und in jenen Rollen, die einen natürlichen treuherzigen Humor erfordern. Lebrun müßte nicht Direktor seyn, um als Schauspieler

die Stufe der Vollendung erreichen zu können. Es ist wirklich zu viel künstlerisches Blut in ihm, als daß er den ökonomischen Theil des Theaters begreifen könnte.

Ich unterlasse es hier, das Hamburger Schauspielhaus, welches in seinem Innern ein großartiges Ansehen gewährt, zu beschreiben. Es ist zur Genüge in Zimmermann's „dramaturgischen Blättern", Hamburg bei Hoffmann und Campe und in den „Ansichten von Hamburg", von Plath, Frankfurt a. M. bei Wilmans, besprochen. Das Schauspiel hat durch das große Gebäude nur zu sehr gelitten, das Konversationsstück kann sich, als solches, nicht in ihm hörbar machen. Der unverhältnißmäßige Raum treibt den Schauspieler an, einen Ton anzustimmen, der über die konversationelle Sprache hinausgeht; das leichte Savoir faire des Lustspiels muß einer gewissen Schwerfälligkeit und Monotonie weichen. Das Schlimmste bei dem Allem ist, daß die Mimik verloren geht für den Zuschauer. Wahrlich! bei diesen großen Schauspielhäusern könnte man auch die Masken wieder einführen. Eingerichtet, wie im Alterthum, würden sie dazu dienen, den Schauspieler hörbarer zu machen; was aber das Mienenspiel anbetrifft, so könnte man bei ihnen nur gewinnen, indem die beiden mimischen Grund-Elemente des Charakters auf den beiden Hälften der Maske in scharfen Zügen ausgeprägt seyn würden, so daß sich nur der Schauspieler zu wenden hätte, um das Eine, oder das Andere dem Publikum zu zeigen. Man hätte dann doch wenigstens noch etwas Gemaltes. So hat man gar nichts; denn das Anlitz geht ja doch für den entfernt sitzenden Zuschauer verloren. Es liegt nur zu sehr am Tage, daß die großen Schauspielhäuser das Leben der Darstellung sehr beeinträchtigen, wenn nicht gar vernichten.

Der Lustspieldichter Karl Töpfer lebt in Hamburg,

er, der Kotzebue und Iffland vermittelt hat und, ohne Beiden an Charakteristik und Porträtirung gleich zu kommen, bei weitem mehr Theaterwirkung aufzuweisen hat. Insonderheit sind ihm die Schauspielerinnen hoch verpflichtet, sie verdanken ihm: „Nehmt ein Exempel d'ran!", den „besten Ton", die „Einfalt auf dem Lande", „ein Stündchen Incognito." Es gibt keinen Theaterdichter, der fremde dramatische Erzeugnisse so geschickt als die seinigen umzuarbeiten weiß, wie Töpfer. „Karl XII auf Rügen" entnahm er dem Englischen des Planché, war aber doch so gefällig, sich auf das Original zu beziehen. „Die Gebrüder Foster" aber führte er dem deutschen Publikum, als Original, vor, obwohl dieses Lustspiel weiter nichts, als eine Uebersetzung aus dem Englischen jenes nämlichen Dichters war. Endlich hat er in der „Einfalt auf dem Lande" nur eine Umgestaltung eines von Schröder nach dem Englischen gearbeiteten Lustspiels: „das Landmädchen" geboten. Die letztere Quelle scheint der Kritik bis jetzt noch nicht bekannt zu seyn. Töpfer ist der augenscheinlichste Beweis, wie gern man in Deutschland heut zu Tage auf die Poesie und eigentliche Charakteristik verzichtet, wenn der Schriftsteller nur das bietet, was Effekt macht. Eine pikante Naivität in den Händen einer liebenswürdigen jungen Schauspielerin ist noch immer ein Magnet für die Menge. Uebrigens hat Töpfer im Norden und wiederum in Wien immer mehr Glück mit seiner leichten bühnenkundigen Muse gemacht, als im eigentlichen Reiche. Zu keiner Zeit ist er in Frankfurt a. M. anerkannt worden, obwohl es sich nicht läugnen läßt, daß seine Naivitäten stets in der Lindner eine treffliche Repräsentantin fanden. Theilweise mag das wohl an dem mangelnden Sinn der Frankfurter für das feinere Lustspiel liegen; aber gewiß ist auch der Umstand mit daran Schuld, daß

die Leute daselbst humanistische Bedürfnisse fühlen und auf der Bühne andere Dinge behandelt sehen wollen, als ein bischen Liebesintrigue und Spaßhaftigkeit, die nicht dem Leben, sondern dem Theatereffekt ihre Entstehung verdanken. Die Reform der deutschen Bühne wird sich machen. Es kömmt nur auf die Schriftsteller an, daß sie nicht zu engherzig sind und sich auf den Zeitgeist verstehen, der in der Nationalität in diesem Augenblick nicht blinde Vorliebe für die deutschen Eichenhaine und Haß gegen jede Extremität erblickt, sondern jene Liebe im umfassendsten Sinne des Worts, die überall den Menschen anerkennt, aber stolz darauf ist, ihm in dem Volke, welchem sie angehört, seine ursprünglichen Rechte zu sichern. Unter dieser Voraussetzung werden wir auch fremde National-Stoffe als die unsrigen betrachten, und uns an Kosciusko und Arnold von Winkelried, an die Julius-Revolution und die Helden Polens kräftigen und erheben. Ja wir werden noch weiter gehen. Wir werden die Natur über den Staat, das Menschenrecht über das historische stellen. Wir werden nicht die Nase rümpfen, wenn ein Dichter eine Jungfrau für unbefleckt erklärt, die hinter den Koulissen in die Wochen kömmt, wenn sich neue sociale Zustände auf der Bühne entfalten, von denen das römische Recht so wenig weiß, wie das kanonische, die dem longobardischen Lehn-Rechte derogiren, wenn sie etwa für ein adeliges Blut keine legitime Geburt feststellen. — Töpfer übertrifft Clauren, bei allem seinem Haschen nach Naivität und Kartoffel-Unschuld, an Wahrheit, Kotzebue muß er den Preis der Satyre zugestehen; Raupach den des Wortwitzes; Iffland ist ihm an; Charakteristik und scharfer Porträtirung überlegen. Aber dem Ersten thut er es an Sittlichkeit zuvor; dem Zweiten an komischen Situationen, an Witz der Handlung; dem Dritten übertrifft er darin, daß er es mehr

auf den Menschen, als den Hofrath und was mit ihm zusammenhängt absieht. An Bühnenkenntniß steht er Keinem von Allen nach; an Produktivität allen Dreien. Er kann nur Gerippe mit neuen Fetzen behängen; das Leben setzt er dem Theater nach; die Intensivität dem Worte. Bauernfeld übertrifft Töpfer an Geschliffenheit und Glätte des Dialogs. Was die Leichtigkeit der Handlung betrifft, den drastischen Effekt, so steht er ihm unter allen neuern Lustspieldichtern am nächsten.

Zu meiner Zeit zählte Hamburg manche literarische Notabilitäten, die sich später nach andern Orten begaben: Maltitz, der übersprudelnde, keinen zu Worte kommen lassende Verfasser der Pfefferkörner, der Vorsteher der Schweins-Knöchel-Gesellschaft, Wit von Dörring, der berüchtigte Verfasser seiner Memoiren, Karl Julius Schütz, genannt der Schütz von Halle, der Magister Lämmermeyer der Hamburger Journalistik, Lewald, der Verfasser des Münchener Panorama's, Heine, Salomon Heine's abtrünniger Neffe, von welchem sein Oheim sprach: „Hätt' er Geld, er brauchte keine Bücher zu schreiben", Professor Zimmermann, der Zimmermann des hamburgischen Theaterschiffs, alle diese brachten längere, oder kürzere Zeit in Hamburg zu, und man sah sie Abends abwechselnd bei dem poetischsten Gastwirthe Deutschlands, dem Herrn Marr, im „König von England" versammelt, vertieft in die Literatur und in Wein, oder Wasser, an welches Letztere sich Herr von Maltitz hielt, sein Haß gegen Preußen und Berlin hinunterspühlend. Man hatte ihn wirklich zu unglimpflich behandelt. Weil er den „alten Studenten" geschrieben, der sich weit besser als Vaudeville, denn als Schauspiel ausnehmen müßte, hatte man ihn aus Vaterland und Vaterstadt, aus dem märkischen Sande verbannt. Verlassen und bekümmert irrte er in Hamburg

umher, unterhielt die Gäste und ließ sich von Herrn Marr trösten, der das gefühlvollste Herz unter allen Gastwirthen hat, aus dessen jeglicher Miene die Worte sprechen: „Wär' ich nicht Marr; ich möchte wohl Schiller seyn und den „Wallenstein“ gedichtet haben.“ Marr ist größer als Gastwirth, denn als Dichter, das läßt sich nicht läugnen, und die Schellfische, welche man bei ihm ißt, sind bei weitem besser, als seine Poesieen. Ich führe das nur aus dem Grunde an, damit Reisende, die Marr's poetische Einladung zu seiner neuen Gastwirthschaft im Hamburger Correspondenten gelesen haben, sich durch dieselbe nicht abschrecken lassen. Sie haben zuversichtlich eine gute Bewirthung in den beiden Königen von England und Irland zu erwarten, und sich nur davor zu hüten, daß sie den Eigenthümer derselben nicht unter vier Augen begrüßen. Dann sind sie verloren und müssen jedenfalls das zweiaktige Stück mit anhören, dessen Verfasser er ist und das bereits auf dem Theater in der Steinstraße gegeben wurde. — Um wieder auf Maltitz zurück zu kommen. Sein „Polonia“ ist ein schönes Gedicht, in mehr als patriotischer, in lyrischer Begeisterung geschrieben. Schade nur, daß der alte grimmige Dichter es nicht unterlassen kann, Preußen zu Rede zu stellen. Nachdem das Unglück Polens und die unterliegende Freiheit mit wahrhaft tragischer Kraft besungen worden sind, so kommt nun pötzlich wieder Herr von Maltitz dazwischen und fragt das preußische Ministerium vor „ganz Europa“, (wie es in dem Gedichte heißt,) weshalb man ihn aus Berlin verwiesen habe? Ist das nicht zum Tollwerden? Berlin und was daran hängt: Weißbier, Stehely, Koliseum, die Hasenhaide und nun — Polen. Ja, Herr von Maltitz ist Einer jener Patrioten, die ihr Unglück zum Unglück der Welt machen und über das Unglück der Welt in aller Ruhe, obwohl mit vielem

Feuer und Grimm, bei Marr raisonniren können. Von Marr und Hamburg ist Herr von Maltitz nach Frankreich gewandert, hat Börne in Paris besucht und die Franzosen, weil er nicht französisch spricht und sich deshalb nie auf den Speisekarten zurecht finden konnte, songern ewig Saucen erhielt, bis er endlich ein für alle Mal Sauerkraut und Schweinefleisch aß, unleidlich gefunden. Er ist wieder nach Deutschland zurückgekehrt, hat sich darauf dem Grafen von Leiningen, dem Intendanten des Karlsruher Hoftheaters, als Theatersekretär angeboten, und, da sich dieser vor ihm fürchtete, endlich nach Dresden begeben, wo er Deutschland und Frankreich im Stillen zürnt.

Professor Schütz, der Sohn des verstorbenen Hofraths Christian Gottfried Schütz in Halle, des Stifters der „allgemeinen Literatur-Zeitung", der Gatte der Händel, lebte geraume Zeit in Hamburg von der Journalistik, von Wein und Brandtwein. Er ist mir merkwürdig als sogenanntes „verdorbenes Genie" mit vieler wissenschaftlichen Bildung aus seinem früheren Universitäts-Lehramte, mit seltenem Witz und ungeheuerer Gemeinheit, die insonderheit den Schauspielern die Pistole auf die Brust setzte, mit den Worten: „la bourse, ou la vie". Wenn ich ihn den Lämmermayer der Hamburger Journalistik nannte, so geschah das aus dem Grunde, weil die Schenke und die Literatur ihm so ziemlich Eins waren, ein Umstand, der Müllnern bewog, ihm eine Charade zur Errathung aufzugeben, die mit folgenden Worten schloß:

„Doch wenn der Geist ihm fehlet,
Kaum noch ein Reim auf Witz"

Die Gemüthlichkeit hat Schütz nicht mit dem Voß'schen Original gemein. Wer ihm zahlte, dem lieh er seine Feder zu allem Möglichen, und nachdem es mit der Journalistik nicht mehr gehen wollte, vermiethete er dem Her-

zoge von Braunschweig seine Dienste zur Habhaftwerdung eines Manuskripts, welches von Wit von Dörring geschrieben war und sich in den Händen des Buchhändlers Campe befand, der es verlegen wollte. Es handelte von dem Herzog Karl. Der berüchtigte Memorienschreiber hat den Vorgang dieser Sache in seinem „politischen Almanach" erzählt. Schütz tritt hier unter dem Namen eines Professors Eulenboek auf, und wenn nur die Hälfte dessen wahr ist, was Dörring von ihm behauptet, so mag das Ganze als ein Beweis von dem schändlichen Unfug der Literatur, wie sie, vor Müllners Tod, schaltete, seinen Werth haben. Und Müllner favorisirte diesen Schütz, weil er ihn dann und wann gebrauchte. Seine „Teufelszeitung", die übrigens nur ein kurzes Daseyn lebte, wurde sofort in der „Mitternachtszeitung", wegen einer Parodie des Schiller'schen Handschuhs, der Tiek Eins versetzte, empfohlen. Müllner erklärte, wie er in dem redigirenden Samiel den „genialen" Professor Schütz ahne. Bald darauf mit Schütz entzweit gab er ihm obige Pille zu verschlucken. Ich führe das nur aus dem Grunde an, um darzuthun, wie segenbringend für die Interessen der Literatur und die literarische Ehrlichkeit der Schlagfluß war, an welchem der Verfasser der „Schuld" verschied.

Oft sah ich diesen Schütz, der nun in Halle von dem Briefwechsel seines ehrwürdigen verstorbenen Vaters lebt, den er mit aller ihm eigenen Indiskretion, mit aller seiner spekulativen Unverschämtheit der Oeffentlichkeit übergeben hat, bei Marr und in den Alster- und Elb-Pavillons. Blind an einem Auge, hinkend und Branntweingeröthet saß er da, ebensoviel Gemeinheit, wie Witz in seiner Unterhaltung bietend und stets bereit, beide Vorzüge in der Journalistik aller Welt vorzuführen. Man werfe mir hier keine Persönlichkeit vor. Wie soll ich anders einen

Literaten schildern, der sein bürgerliches Leben so ganz und gar zur Folie seines schriftstellerischen machte und wiederum sein schriftstellerisches Leben zur Folie jenes materiellen Treibens, das in Hamburg allenthalben bekannt ist? Er hätte eine glänzende Stellung in der deutschen Literatur erlangen können, wenn er sich irgend auf literarische Rechtlichkeit verstanden hätte. Es ist mir kein Mensch vorgekommen, der, bei eminenten Geistesvorzügen, Tag und Nacht darauf hinarbeitete, sich moralisch todt zu machen. Es ist ihm auch gelungen; die Braunschweiger Geschichte hat ihm den Rest gegeben. Er mußte Hamburg verlassen; und man könnte ihn billig in Halle, wo er jetzt lebt, der Vergessenheit übergeben wenn er nicht neuerdings durch die Veröffentlichung des erwähnten Briefwechsels, mit welchem er eine Biographie seines Vaters einleiten will, die Augen der literarischen Welt auf sich gezogen hätte. Heißt das den Stifter der „hallischen allgemeinen Literatur-Zeitung" ehren, wenn man rücksichtslos das Brief-Geheimniß profanirt? Was erwächs't den Lesern Vortheilhaftes aus jenem Briefwechsel? Dient er, so zerrissen und oft ohne literarisches Interesse, wie er ist, wenigstens im Drucke, zu einer Kritik über den Hofrath Schütz? Konnte es dieser nur im entferntesten wünschen, seine Redaktions-Geheimnisse zu einer Schriftsteller-Spekulation seines Sohnes her zu geben? Die kritischen Blätter unserer Zeit haben nur zu gelind über das schmähliche Verfahren des Professors Schütz geurtheilt. Wo sie Börne mit Füßen traten, da haben sie für jenen nur eine glimpfliche Zurechtweisung. Ein Beweis, wie wenig man geneigt ist, den Uebertreter des europäischen Gleichgewichts über den Uebertreter der Humanität zu stellen.

Auch Wit von Dörring lebte zu meiner Zeit in Hamburg. Diesen talentvollen Schriftsteller hat seine Ei-

telkeit und Charakterlosigkeit in die schriftstellerische Berüchtigkeit gebracht, von der er sich noch nicht auf seinem mit der Frau erheiratheten Gute in Schlesien erholen zu wollen scheint. Bereits ist von neuem etwas von ihm im Drucke erschienen, was vermuthlich wieder auf ein Weißwaschen abzielt. Wenn er sich doch nur entschließen könnte, sein vergangenes Leben, sein Ich unter der Viehzucht und Oekonomie zu begraben und sich gänzlich abstrakten Wissenschaften, oder der Poesie zu widmen; er könnte es dann vielleicht noch zu etwas bringen. Nur die Eitelkeit, seine Person, als es mit der Politik nicht gehen wollte, in der Literatur unterzubringen, hat ihn, bei allem Mangel an Charakter-Festigkeit in jene Verlegenheiten gebracht, denen er sich nimmermehr entreißen wird. Eitel, geschwätzig, schadenfroh, ohne Seelenadel und im höchsten Grade indiskret, schloß er sich der Demagogie an und mußte Schweres ihretwegen erdulden. Seine Sucht, zu glänzen brachte ihn aus einem Gefängniße in das andere. Er wurde durch Leiden bekehrt und warf sich nun der Regierung an den Hals, verrathend, was er unter seiner früheren Umgebung erfahren hatte, entstellend, übertreibend und sich das Ansehen eines Mannes gebend, der wichtige Dinge wisse. Was ihm unter vier Augen von diesem, oder jenem mitgetheilt wurde, das hat er ehrlich aller Welt anvertraut. Am Ende hat er es solchergestalt, ohne gerade Böses zu wollen dahin gebracht, daß ihm keine Parthei traut; das Ende aller Charakter-Schwächlinge. In Kassel versagte ihm die Regierung den Aufenthalt und das Volk wollte ihn steinigen. So viel ist gewiß, daß Wit, ohne irgend dem Bestehenden drohend gegenüber zu treten, der gefährlichste Mensch im Staate ist. Er wird es nie unterlassen können, sich in die Oeffentlichkeit zu drängen und was er hie und da in den Salons mit halben Ohren gehört, je nachdem es ihm

seine Eitelkeit einbläßt, der Welt zu verkünden. Umgekehrt aber wird er eben so sehr bereit seyn, was ihm alle Welt verkündet hat anderen Ortes unterzubringen. Er ist von Fleisch und Blut zum Zwischenträger bestimmt; wo er auftritt, da sucht er die Augen des Publikums auf sich zu richten, und da er ohne System, in den Tag hinein handelt, so kann es nicht fehlen, daß er ewige Zerwürfnisse herbeiführt. — In Hamburg war er nur bei einem Theater-Partheikampf betheiligt. Professor Zimmermann reizte seine Eitelkeit durch eine Antikritik, die hie und da einen ministeriellen Charakter blicken ließ. Auf der Stelle war Wit bei der Hand und rückte mit einer Broschüre gegen jenen Professor und die hamburgische Theater-Direktion zu Felde. Ein Mordspektakel entstand, da ein dänischer Major auf Wartegeld sich der Direktion und Zimmermann's annahm, bis denn am Ende Julius Schütz die ganze Komödie durch eben jene Parodie, deren ich oben erwähnte und die alle Dramaturgen jener Zeit persiflirte, beendigte.

Außer seinen eigenen Memoiren („Aus meinem Leben") hat bekanntlich Wit die des Satans geschrieben, eine Fortsetzung des Hauff'schen gleichnamigen Buchs, nur mit dem Unterschiede, daß der Satan bei Wit charakteristischer und ernster auftritt, aber auch platter und auf eine Halbphilosophie des gemeinen Lebens gestützt, die z. B. den Teufel behaupten läßt, daß der bloße Gedanke der bösen That schon das Verdammungsurtheil nach sich ziehe. Daß wir mit den Gedanken vielfach sündigen, ist eine unläugbare Wahrheit. Aber diesen Vordersatz zu benutzen, um die Menschheit zum Abgrunde zu führen, ist mehr als Ironie, ist Unmoral. Indeß diese laxe Philosophie charakterisirt Wit vollkommen. Ich möchte nicht behaupten, daß er nicht an sie glaube. Gedanke und That sind bei ihm stets Eins gewesen, aber selten da, wo es

irgend einem edelen Werke galt. Wit von Dörring ist von der Spekulationsgier der Buchhändler benutzt worden. Seine Zeit ist jetzt vorüber. Von den meisten deutschen Staaten mit Recht ausgeschlossen mag er sein ferneres Leben getrost in Schlesien beschließen. Die Welt wird nichts an ihm verlieren. Ihm in einem Lande den Aufenthalt gestatten, welches Börne verschlossen ist, wäre ein Verbrechen gegen die Sittlichkeit, gegen die deutsche Treue.

Zimmermann, Lehrer am Johanneum, ist gestorben. Er schrieb zu meiner Zeit viel über deutsche Bühne, aber mehr breit und gelehrt, als lebendig und praktisch, jedenfalls aber, unter Berücksichtigung der Hamburger Theaterdirektion. Voreilig im Lobe, wie bei Deinhardstein's „Hans Sachs", war er mit dem Tadel zurückhaltend; über die Maßen gedehnt rücksichtlich der dargestellten Poesie, ließ er sich über die Darstellung selbst nur mit wenigen Worten aus. — Lewald ist ihm, als Dramaturg, bei geringeren Kenntnissen, dennoch vorzuziehen. Zu meiner Zeit war der Letztere, welcher sich jetzt mit so vielem Glücke als Schriftsteller bewegt, nur Inspicient der Hamburger Bühne, ein Umstand, der ihm von den kleinlichen Beurtheilern seiner schriftstellerischen Erzeugnisse so häufig vorgeworfen wird. Als ob ein Theater-Inspicient nie zum Schriftsteller taugen könnte, weil Mancher unserer heutigen Schriftsteller umgekehrt nicht einmal zum Theater-Inspicienten tauglich ist. Er hielt sich in bescheidener Zurückgezogenheit und lebte seinem Berufe, hie und da mit einer Novelle auftretend, einmal mit einer dramatischen Dichtung: „Der Gärtner von Valencia", zu der er sich nunmehr ungern als Verfasser bekennt. Seine Novelle „Der Familienschmuck", die in den „Originalien" ab- und sofort in den „Lesefrüchten" nachgedruckt wurde, zog schon damals die Augen des

Publikums auf ihn. Immerhin aber war es gut, daß Lewald seine Stellung in Hamburg aufgab, um sich im südlichen Deutschland gänzlich dem Schriftstellerfache zu widmen. Seine „Theater-Unterhaltungen“, die mit Sachkenntniß geschrieben wurden, sind ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der neuesten Bühne, ein trefflicher Leitfaden für den Schauspieler. Sein „Panorama“ Münchens ist mit eben so vieler Freimüthigkeit, wie mit Einsicht geschrieben. Es leidet weder an der Oberflächlichkeit der heutigen Genre-Malerei, noch an gemachtem Geiste, oder pedantischer Kunst-Affektation. Es ist lebendig gehalten, objektiv und ruhig, Vorzüge, die Lewald zu einem vorzüglichen Schrifsteller in jenem Fache erheben. Freilich wird er immer mit jener Berliner Clique zu kämpfen haben, die es ihm bei ihrem Wasser und Brode nicht vergeben kann, daß ihm die Literatur mehr abwirft, als den dürftigen Lebens-Unterhalt. Der alte theaterdirektorialiche Pli hat Lewald nicht verlassen; eine gewisse Bedächtigkeit und vornehme Herablassung sind ihm im höchsten Grade eigen. Aber er führt uns das Alles in nobler Verklärung vor, ohne eigentlichen Koulissen-Zusatz. Lewald ist nicht unliebenswürdig; er sieht mit seinem schwarzen Schnurrbarte und seinem glänzenden dunkeln Auge, das unter der Mütze mit freundlicher Zuvorkommenheit und Weltkenntniß eine Elle weit hervorschaut, wie ein polnischer Edelmann aus, und vor der jungen Literatur, der er, der ältere Schriftsteller, beigetreten ist, hat er das voraus, daß er sich trefflich mit Damen zu unterhalten weiß. Lewald ist Weltmann. Wenn man ihn erblickt, wird man eingestehen müssen, daß auch die Koulissenwelt in einem diplomatischen Takt unterrichten kann. Wenn er einmal renommirt, so wird er stets mit dem Savoir faire renommiren, welches sich für das Salonleben eignet. Er hat jetzt die Redaktion einer Zeitschrift,

„Europa“ in Stuttgart übernommen, die eine Uebersicht über die Literatur unseres Welttheils enthalten wird.

Neben diesen literarischen Nota-, Unnotabilitäten und Kuriositäten muß ich noch des Sängers Cornet gedenken der sich gewöhnlich der Literatur anschloß und durch seinen Stiefelputzer der Redaktion des „Freischützen“ auf die Spur kam. Ein kleiner lebhafter Tyroler, mit dem revolutionärsten Temperament, welches zu fortwährenden Theater-Debatten Veranlassung gab und endlich die Madame Kraus-Wranitzky von der Hamburger Bühne trieb, war er der trefflichste Masaniello, den ich je gesehen habe. Will man erfahren, was ein dramatischer Sänger heißt, so muß man Cornet hören. Aber nur im Gesange ist er Darsteller und Charakteristiker. Oeffnet er den Mund zum Sprechen, so hat Alles ein Ende. So meisterhaft deklamatorisch er seine Recitative vorträgt, eben so schülerhaft spricht er den einfachsten Satz.

Ein reges wissenschaftliches Leben ist in Hamburg nicht zu finden. Der Handel mit allen seinen Einflüssen ist am schärfsten im öffentlichen Leben ausgeprägt; er ist der Koncentrationspunkt des Verkehrs. Demohngeachtet muß man doch zugeben, daß Wissenschaft und Kunst in keiner der freien Städte so sehr goutirt werden, wie in Hamburg. Man könnte vielleicht glauben, solches rühre aus einem gewissen Luxus-Getreibe her, welches auch mit den Musen ein Haus zu machen suche. Allein dem ist nicht so; es herrscht in Hamburg wissenschaftlicher und Kunstsinn. Der reiche Hamburger fühlt ein gewisses Bedürfniß nach geistiger Unterhaltung, wie er das Bedürfniß nach einem Whistspiele empfindet, den Robber zu einem Dukaten gerechnet. Er ist nicht nur über Hamburg hinaus gekommen, er hat so ziemlich Deutschland, England und Frankreich gesehen, oft auch ein Stück der neuen Welt,

und da er social ist, so hat er sich dort, wenigstens zum Desert, wenn die Geschäfte beendet waren, um die Literatur bekümmert. In dem gesellschaftlichen Leben Hamburgs ist geistige Bildung vorherrschend. Man kann den soliden Kunstsinn der Hamburger schon daraus entnehmen, daß sie lange Zeit an die Einfachheit der Schröder'schen Schule im Schauspielhause hielten. Schröder entzückte, bezauberte sie; sie waren stolz auf ihn. Aber nicht blos Schröder fand in Hamburg wahrhafte Anerkennung; jeder Künstler — es sei in welchem Fache es wolle — wird sich daselbst heimisch fühlen. Mit warmer, weltbürgerlicher Hingebung feiert ihn der Hamburger, mit eben so vielem Enthusiasmus, wie mit Einsicht. Beispiele würden hier überflüssig seyn; die Sache ist notorisch. Seitdem die Hamburger Bühne von ihrem hohen Standpunkte herabgestiegen ist und sich der Mode akkommodirt hat, findet man nun freilich keine Auswahl im Repertoire mehr, aber der gebildete Hamburger wird sich nie von Frau Birch-Pfeiffer angezogen fühlen. Indeß, als Göthe's „Faust" in die Scene gesetzt wurde, konnte man zur Genüge den Sinn der Hamburger für höhere Poesie und die Würde der Bühne erkennen. In welcher der freien Städte würde ein Schauspieldirektor, ein Mann ohne Familie, Schwiegervater eines Senators geworden seyn? Schmidt hat es, wie schon früher bemerkt wurde, in Hamburg dahin gebracht. Ein Beweis, wie sehr man hier dem Künstler auch die Achtung im bürgerlichen Leben zollt. Das Alles gilt aber nur von dem civilisirten Hamburger, der in jeder Hinsicht von dem großen Publikum zu trennen ist, von dem oft feinen Pöbel der Pavillons, der nicht weniger, wie der Bremer, auf sein Bürgerrecht stolz ist und mit dem Worte „Borger" dasselbe Gewicht verbindet, was jener. In dieser Hinsicht widerspreche ich mir nicht, wenn ich in der „Einleitung"

behauptete, dem eigentlichen Hamburger gehe sein materielles Hamburg über Alles. Er zeigt Einem jene Rohheit, die dem in viele Theile zersplitterten Deutschen so eigenthümlich ist, der sich selten über sein Territorium zu Deutschland erhebt. Eine geistige Richtung des Volks, wie in Paris und London, wo wenigstens die Masse sich der Journalistik hingibt, wird man in Hamburg vergebens suchen. Hier existirt nur jene todte, ganz materielle Menge, die, im Schweiße ihres Angesichts, ihr tägliches Brod verdient. Ein Umstand, der unangenehm auf den ruhigen Beobachter einwirkt, der aber nicht in Deutschland zu heben seyn wird, so lange dem Volke nicht geistige Interessen an die Hand gegeben werden, sondern dasselbe lediglich für den Lebenserwerb abgerichtet wird.

Uebrigens herrscht in Hamburg ein reger Buchhändler-Verkehr. Perthes und Besser; Hoffmann und Campe stehen hier an der Spitze, als bedeutende Verlagshandlungen. Die Leser mögen mir in Campe's Comptoir folgen. Sie sollen dort einige literarische Portrait kennen lernen und den Buchhändler Campe, den Verleger von Börne's und Heine's Schriften.

Mittags, wenn das holländische Glockenspiel der Kirchthürme über die ganze Stadt ertönt, wenn die Börsenhalle das wechselnde Bild der Fluth und Ebbe bildet, wenn sich Alles regt und drängt in der winkeligen Straße, die jenes weltberühmte Hoßtrup'sche Institut umschließt und man gewissermaßen auf dem Zenith des Hamburger Volksverkehrs steht, im hellen blanken Sonnenschein, und wie ich das voraussetze, müßig, höchstens beobachtend, so wird man, die bunte Häuserreihe musternd, gar bald jenes Haus gewahren, das weder von dorischen, noch korynthischen Säulen getragen wird, auch nicht mit Basreliefs geschmückt ist, sondern mit Büchern vor den Fenstern, mit schönen glänzenden Büchern, die, mit ihren

goldenen Namen, in Reihe und Glied gestellt, den Beschauer anziehen. Es ist die Buchhandlung von Hoffmann und Campe. Heine und Börne, die nur in dieser Form sich Deutschland präsentiren dürfen, bilden unter den mancherlei englischen, spanischen, französischen und deutschen Romanciers und Klassikern die beiden Tragiker, die ihr eigenes Leid dichteten, in dem sie den großartigsten Stoff, das Leid der Welt, besangen, der Erstere spielend, auf dem Sopha liegend, unter Lyrik und Langweile, Politik und Pantheismus, der Zweite auf dem schwarzen, nachtumflossenen Todtenrosse Verzweiflung nach Paris reitend, und dort ohne Ruhe umherschweifend durch die Gassen und Boulevards, die Gerichtshöfe und Deputirten-Kammern, die deutschen Zeitungen u. s. w.; bis er sich am Ende am Schreibtische einigermaßen sammelt und jene Briefe schreibt, die außer dem Hamburger „Freischützen" halb Deutschland in die Schranken riefen. Heine und Börne stehen zur Zeit noch vor den Fenstern des Herrn Campe ruhig und einträchtig neben einander, friedlich schauen sie auf die Gasse hernieder, auf das Leben, das sie wenig zu kümmern scheint, wenn Börne in Paris bereits einen scharfen Schuß gegen Heine gethan hat, den Schuß eines ergrimmten Feindes, und wenn Herr Professor O. L. B. Wolf, der Heine in Paris sprach, bereits erklärte, Heine habe ihm aufgetragen, Deutschland zu benachrichtigen, daß er, (Heine,) Börne desavouire. In der That hat sich denn auch Herr O. L. B. Wolf rücksichtlich dieses Auftrags in dem „Phönix" bereits Luft gemacht, und Herr Wolf bemerkt noch dazu, daß es eine Ehre sey, von Börne getadelt zu werden. Dergleichen Exklamationen, wie sie etwa ein Schauspieler, dem der Theater-Referent in irgend einem Blatte für Geist und Magen übel mitgespielt hat, die Welt hören lassen würde, werden nun freilich wenig dazu dienen,

die gute Meinung, die man hie und da von Börne gefaßt hat, zu vernichten. Aber das Mißverhältniß zwischen den beiden poetisch-publicistischen Elementen der heutigen Literatur, welches Börne selbst in dem „Reformateur“ offenkundig gemacht hat, gibt der Gegenparthie Stoff zu Deutungen — Meinungen — Hoffnungen. Sie sieht es gern, daß Heine und Börne die Lanzen gegeneinander gekehrt haben, daß der erste Ritt bereits gewagt ist; sie kann nun von der Hauptsache zu Nebendingen übergehen und sich der Schadenfreude, beim Kampfe dieser feindlichen Brüder, überlassen, der nur zu sehr auf Vernichtung zielen wird. Börne hat Alles an Heine angegriffen, seine politische Gesinnung nicht nur, sondern auch seine moralische, sein positives Wissen und sein Urtheil. Er will ihn verderben. Heine aber ist eitel und übermüthig; er sagt, ich will nichts von Börne wissen. Die Gegner aber meinen, Börne habe nicht Unrecht gegen Heine; und wiederum, sie haben Recht, wenn sie Börne für den unverträglichsten Menschen erklärt haben, für lauter Leidenschaft und Gereiztheit, die des eigenen Fleisches und Blutes nicht schone. Der Unbefangene aber wird eingestehen müssen, daß Börne's Einseitigkeit das Kind mit dem Bade ausschütte.

Ich kann es nicht glauben, daß Heine's Anstreben gegen die socialen Zustände und die sogenannten guten Sitten eine bloße frivole Spielerei ist. Wer kann das auch darin wahrnehmen? Wer mag das nach dem Allem glauben, was Heine dem Publikum geboten hat? Ein frommes, stilles, reines Gemüth, das bei dem Gedanken an eine deutsche Nachtigall, jenseits des Rheins, in die traurigste Stimmung geräth, das sich so gern in alte Erinnerungen vertieft, das sich oft nicht einmal Vorurtheilen entringen kann, weil es einen kindlichen Glauben bewahrt, wie sollte das nur dazu kommen, sich auf einmal

aller dieser Wesentlichkeiten zu entäußern und aus bloßer Affektation gegen Dinge zu Feld zu ziehen, über die es nicht im Klaren ist?

In Heine ist nicht so viel Widerspruch, als man hie und da glaubt. Es wäre ungerecht, ihn der moralischen Gleichgültigkeit zu zeihen. Er fürchtet nur die Folge einer Kugel, die, einmal abgeschossen, nicht mehr zu lenken ist; er meint, die Frage der Freiheit sey, ohne Berücksichtigung der socialen und moralischen Verhältnisse unserer Zeit, unmöglich zu erörtern, man dürfe nicht stets auf ein Ziel schießen, man habe nicht einen Feind, sondern mehre zu bekämpfen. Die Berichtigung von nur einer aus dem Zusammenhange gerißenen Idee sey unheilbringend. Kam nicht Semele in den Flammen um, weil sie ihren Liebhaber, den Jupiter tonans in seiner ganzen Herrlichkeit sehen wollte? Was würde aus der Civilisation werden, wenn die Politik und der Fürstenhaß allein die Völker beschäftigten? Was würde aus dem deutschen Volke werden, wenn es der einen unerheblichen Frage Kunst, Literatur, Poesie, das Jahrhundert aufopferte? Was hätte es von einer Republik, ohne geistige Organisation? Würde dieselbe nicht der Donnergott des deutschen Volks werden, in dessen Flammen es umkäme, wie jene Jovisvermählte, als ihr Geliebter, wie ein deus ex machina, zu ihr kam. Uns der Gottheit näher bringen, ohne uns in den Stand zu setzen, ihren Glanz zu ertragen, heißt, uns der Vernichtung Preis geben. Man diskutire über die socialen Zustände; sie liegen uns zunächst; aus ihnen werden weitere Resultate hervorgehen. Ich will nicht mit Gutzkow behaupten, Heine sey ein Prometheus, denn es ist heut zu Tage leichter, den Göttern zu fluchen als den Menschen. Wegen seines Pantheismus ist Heine nicht an Paris geschmiedet worden. Ich glaube nicht einmal, daß ihm jener von Jupiter gesandte Geyer an der

Leber frißt. Heine hat zu jugendliches leichtes Blut dazu. Aber Heine ist auch kein Epimetheus, wie ihm Börne vorwirft. Pandorens Büchse hat er nicht geöffnet, Vernunft und Thorheit kämpfen nicht in seinen Schriften. Er behandelt Dinge, die man ernster nehmen sollte, zu leicht. Das ist seine eigentliche Schwäche. Er ennuyirt sich in dieser langweiligen Welt nicht weniger, als er an ihr leidet. Er will sich amusiren, sich und die Welt heilen. Deshalb jene überweiche Zartheit und wilde Kraft, jene Tiefe und jener Leichtsinn, jene Lyrik und jene Handlung in seinen Schriften; deshalb jene Satyre gegen einen eingebildeten Gott und die Philister.

Mangel an Treue hat man Heine vorgeworfen, und Börne unterstützt diesen Vorwurf. Ich meine, dieser Vorwurf rührt daher, weil Heine eine ewige Beweglichkeit, eine Rapidität bekundet, die den Anschein erhält, als interessire ihn nichts absonderlich, als benutze er Alles nur als Folie seines Genius, als liege ihm kein eigentliches Ziel vor, weder ein ideelles, noch ein reelles. Aber wer möchte dieses Alles für mehr als Schein nehmen? Heine hat sich nicht aus der Welt exilirt, wie Börne, er lebt in ihren Genüssen, in den Pariser Salons, in der Mode, den Ereignissen des Tages, über welche Dinge Börne längst hinweg ist. Dieser benutzt die Welt nur zu Reflexionen, die sein Thema unterstützen; er durchirrt sie mit dem düsteren Blick eines Verzweifelten, er sieht mehr Gespenster, als Menschen; er liebt die Menschheit und haßt die Menschen. Das Leben übt keinen Einfluß aus auf ihn; eine deutsche Nachtigall würde ihn mit Grimm erfüllen, obwohl sein Herz sonst ganz Liebe ist. Heine hat eine Thräne für sie. Vielleicht würde er von blondem Haar und blauen Augen gerührt werden und die Welt und die Menschheit über solchen Anblick vergessen. Vielleicht würde Sauerkraut und Schweinefleisch

ihn mit wehmüthigen Erinnerungen an Deutschland erfüllen. Vielleicht ißt er eben jetzt in Paris nur Sauerkraut aus dem Grunde, weil es ein deutsches National-Gerücht ist. Behauptet er doch, es nie in Deutschland zuvor gegessen zu haben. Ich glaube, seine Sehnsucht nach dem Vaterlande wird es noch dahin bringen, daß sie ihn rauchen und Bier trinken lehrt. Heine kann selten Jemanden von sich stoßen, wenn er ihn auch bekämpfen muß. Er ist zu kindlich, zu lebensfroh, um mit der Gegenparthei nie ein Glas Wein zu trinken; er ist zu sehr Enthusiast, um die Größe des Feindes nicht anzuerkennen. Dem ärgsten Despoten würde er eine Lobrede weihen, fände er in ihm edle, großartige Elemente vereint. Napoleon hat ihn begeistert; Casimir Perier hätte er eingeführt in das Pantheon. Das ist aber eine Sache, die ihm Börne nicht verzeihen kann. „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich", heißt's bei ihm. Börne ist auch Parthei im socialen Leben, Heine nur in seinen Schriften. Wenn Heine der Welt anhängt, aus welcher Börne geschieden ist, der nun einmal nur zwei Pole: Haß und Liebe anerkennt; beweiset es denn auch, daß Heine treulos sey? Woran ist er treulos? An der guten Sache? Es ist nur eine Idee in seinen Schriften, die der politischen und socialen Reformation, also ein reelles und ideelles Ziel. Ist diese Idee bloße Affektation? Dann hätte er ihr nicht Alles das geopfert, was ihm so sehr am Herzen liegt, nicht Deutschland, nicht die deutschen Nachtigallen, die er seit vier Jahren nicht gehört hat. Er muß seinen Brief an Chasles schließen, wie er an diese deutsche Nachtigall denkt; er wird traurig. Ist das Affektation? Heine kann Gott aufgeben, aber nicht die Welt, nicht die Menschheit, nicht Deutschland. Das ist vielleicht Mangel an Treue und Pietät? Ja wohl, so werden es diejenigen taufen, die an das Wort glauben.

Heine glaubt an die sittliche Natur des Menschen und meint, Gott werde sich schon finden, wenn jene nur feststehe und der Staat nicht ewig mit ihr in Widerspruch gerathe und sie bekämpfe. Was soll der Gott im Staate, wenn in der Menschheit kein Gott ist? Ist die Kirche, als Dienerin des Staats, auch Dienerin Gottes? Dieser Zweifel ist nur zu sehr begründet. Der Gott — wie man ihn uns zeigt, von den Publicisten und den Kirchenvätern, statt von der Natur im Menschen verherrlicht — ist nicht der Gott Heine's. Aber er glaubt an den Gott über uns, nie hat er seine pantheistischen Sympathieen verläugnet. Wo ist hier Treulosigkeit?

Daß Heine Börne verläugnet ist eine Ungerechtigkeit. Daß Börne Heine mit schwerer Anklage belastet ist eine Einseitigkeit. Börne wird, ist er zum Ziele gelangt, die socialen Verhältnisse nicht unberührt lassen; denn er sagt in der Vorrede der Gesammt-Ausgabe seiner Werke: „Wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei." Wird er denn in den socialen Verhältnissen eine göttliche Natur finden, wenn er dem Staat einen äußeren göttlichen Anstrich gegeben hat? Es muß uns betrüben, diese beiden großartigen Elemente unserer Literatur im Kampfe mit einander zu sehen, in einem Kampfe, welcher der guten Sache so wenig fördersam ist, wie er die Finsterlinge in ihrem Streben begünstigt.

Von Heine und Börne, vor den Fenstern des Campeschen Hauses, treten wir in den ringsum mit Büchern besetzten Saal. Hier findet eine seltene Industrie Statt. Alles funkelt und glänzt von schönen Einbänden, wie in einem Galanterie-Laden. Der Bücherhandel, das Sortiments-Geschäft, wird hier en gros getrieben; Engländer kaufen ganze Bibliotheken, Klassiker und Romantiker, Tragiker und Lyriker auf Treu und Glauben, in Bausch und Bogen, nach der Elle.

Campe ist unermüdlich in Spekulationen, die das Volk interessiren. Nicht nur Heine und Börne gingen aus seinem Verlage hervor; er ließ auch, zur Zeit des südamerikanischen Befreiungskrieges, die spanische Konstitution in seiner Officin drucken und versandte sie an die deutschen Konsuln nach Mexiko und anderen Städten. Da erkennt man den umsichtigen Buchhändler einer Seestadt. Nicht Leipzig ist sein Koncentrationspunkt; nicht Deutschland, nicht Frankreich, nicht die Julius-Revolution lenken seine Interessen. Sein Geist führt ihn hinaus über den atlantischen Ocean; er unterstützt die Sache der Freiheit durch die Presse in einem Lande, wo man nichts von Buchhändlern und ihren Procenten weiß. Aber Campe weiß Alles zu benutzen.

Der jetzt verwittweten Gemahlin Don Pedro's mußte Campe deutsche Lektüre verschaffen. Ganze Ballen literarischer Notabilitäten wurden ihr zugesandt. Sie aber verlangte nur Sachen von Fürst in Nordhausen und von Basse in Quedlinburg; Schiller, Göthe, Uhland, die schwäbischen Lyriker, sie Alle seyen nichts für Brasilien. Herr Campe staunte, und ein ganzes Heer von Räubern und Banditen, Vehmrichtern und Pilgern zog ein in Rio-Janeiro, sorgfältig veraſsecurirt und von den heißesten Segenswünschen Campe's begleitet.

Es ist also zwölf Uhr Mittags, und wir befinden uns in der Campe'schen Buchhandlung. Nicht Heine, der blonde, blauäugige, schüchterne Verfasser der Reisebilder, nicht Lewald, nicht Maltitz, der ewig Demonstrirende und den Anschein eines die Pariser Ouvriers haranguirenden Revolutionärs Bietende treten uns hier mehr entgegen. Aber wir bemerken daselbst eine lang aufgeschossene Figur, mit dünnem, blonden Haar, gläsernen Augen, einem nonchalanten, aber doch literarischen Pli, eine Mischung von Student und Professor mit

holsteinischem Anstrich. Er reckt die Arme, als stehe er auf der Mensur und sey im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpt den Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel, mit Hülfe der Kreide, dociren. Seine Rede ist kurz und aphoristisch, aber an geistigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer geräth, so erhebt er sich zu hinreißender Suada, in ciceronischer Eleganz. Es ist Ludolf Wienbarg. Er unterhält sich mit Alexander Simon junior, dem eingefleischten Allopathen, einem kleinen Mann mit hoher Stirn und starker Nase, der kaustisch und mit vielem Witz die Interessen seiner Schule vertheidigt und stets mit klassischen Citaten bei der Hand ist, die seine Rede spicken. Als die Unterhaltung lebhafter wird, schleicht eine kurze stämmige Person, in schwarzen Ueberrock, schwarze Weste, schwarze Beinkleider gekleidet, hinter dem Schreibpulte zu den Streitenden heran. Die bedächtig über einander gelegten Hände, das gescheitelte Haar, der Jesuitismus, der auf dem Angesichte thront, lassen uns in ihr nicht einen ehemaligen Husaren aus Lützow's wilder, verwegener Jagd erkennen. Wir erblicken Herrn Campe, einen abgesagten Feind aller Homöopathie — wie man sich leicht denken kann — denn er ist der Verleger der Börne'schen Werke, derselbe, welcher, als er der Briefe wegen, vor Gericht stand, so geschickt die Merkzeichen, welche der Richter zwischen die gravirenden Blätter gelegt hatte, auf den Boden zu fallen lassen wußte. Hahnemann, der von Wienbarg vertheidigt wird, zieht ihn in's Gespräch. Er schlägt sich auf Simons Seite und spricht kalt, freundlich und abgemessen, anscheinend ohne große Theilnahme. Aber ein Vulkan glühet unter dieser glatten Miene, dieser gescheitelten Freundlichkeit. Denn wir sehen ein brandtweingedunsenes Gesicht in den Saal treten und sich nach Herrn Campe erkundigen. Herr Campe mißt die sich ihm vor-

stellende Gestalt mit der Miene eines Kenners. Sie bittet um privatives Gehör; und Beide begeben sich in einen entfernten Winkel des Zimmers.

Campe. Was ist Ihr Verlangen?

Das Brandtweingesicht. Ich habe ein arithmetisches Werk vollendet.

Campe, (in die Tasche greifend). Wollen Sie eine Mark?

Das Brandtweingesicht. Ich wünschte —

Campe, (schon unruhig und mit Gereiztheit). Eine Mark steht zu Diensten.

Das Brandtweingesicht. Ich wünschte, Sie verlegten —

Campe. Herr! Eine Mark. (Sein Gesicht glüht, er ergreift den Fremden beim Arm, läßt ihn aber wieder fahren).

Das Brandtweingesicht. Ich bitte — ich wollte nur — meine Logarithmen — (Sich zurückziehend und die Hand hinhaltend).

Campe. Da! Eine Mark (Er führt den Schriftsteller eilig an die Thür. Dieser verläßt demüthig, stets den Rücken sichernd, das Zimmer).

Dieses kleine Intermezzo belustigt die Anwesenden. Herr Campe beschwert sich mit hochrothem Gesicht über die Lumpe, die ihm keine Ruhe lassen. Nach und nach zieht sich der Grimm von seinem Antlitz zurück und er begiebt sich wieder an die Arbeit.

Ein Mann von mittlerer Größe tritt in den Saal. Er ist nicht ohne Embonpoint; sein Haar ist blond und gelockt; sein Auge ist sanft und mild, wie der italienische Himmel. Will man die Humanität personifiziren, so muß man ihr dieses Antlitz geben. Gabriel Riesser, der Verfechter des greisen Knechts Israel, konnte von der Natur nicht besser zu dem Kampfe ausgestattet werden,

den er so rühmlich fortkämpft. Dieses so ganz und gar germanische Aussehen straft alle diejenigen Lügen, die im Juden den Juden sogleich erkennen wollen, die nie geneigt sind, an den Deutschen im Juden zu glauben. Gott hat ihn zum Vertreter der Freiheit seines Volks erkoren. Er kömmt aus der Börsenhalle; denn er ist Redakteur des englischen und französischen Theils der politischen Abendzeitung jenes Instituts. Welch' ein Mann! Ausgezeichnet als Jurist, eine Wissenschaft, die er, als Israelit, in Hamburg nicht ausüben darf, ist ihm nichts auf dem Felde der Literatur fremd. Er spricht mit Wienbarg über Aesthetik, Philosophie und Raupach, über Heine und Börne mit aller der Gründlichkeit, die man nur von einem Eingeweihten verlangen kann, und mit einer Ruhe, die von seinem Selbstbewußtseyn zeugt. Nicht eine Spur von Anmaßung, lauter Sanftmuth und Bescheidenheit, selbst da, wo sich die Unterhaltung auf seine Lieblings-Idee hinzieht, die Leidenschaft seines Lebens, auf die Emancipation Israels. Ohne Parthei-Eifer widerlegt er Wienbarg, der hin und wieder die Nationalität geltend zu machen sucht. Hört man in seinen Schriften eine andere Sprache? Scheinbar, ja! Hier redet er mit Donnerworten gegen Paulus, jene gelehrte Ungerechtigkeit in Heidelberg; er schleudert der Dummheit Blitze in's Antlitz; wir sehen ihn im Harnisch, mit dem Schwerdt in der Hand, ihr gegenüber. Partheigänger ist er nirgends; denn die Sache der Humanität ist Gottes Sache, bei welcher er nicht einmal das Volk zur Seite hat; die Idee der Juden-Emancipation ist nie in unsere hochgerühmte Liberalität übergegangen. Die badische Stände-Versammlung hat davon nicht nur den Beweis geliefert; auch Sachsen, Darmstadt, Würtemberg können sich nicht zu jener Idee erheben. Kurhessen aber gab ihr aus Prunksucht und deshalb nach, weil in Kassel

viele Juden wohnen, die die Stände gewannen, und weil Rothschild einige Ansprüche auf Erkenntlichkeit an das hessische Fürstenhaus zu machen hatte. Die Emancipation der Juden ist hier nur anscheinend von dem Volke ausgegangen. In der That war sie das Werk Einzelner. — Aber Riesser hat auch nicht einmal Israel zur Seite. Man ist stolz auf ihn und ehrt ihn dann und wann durch besondere Auszeichnungen; aber man tritt ihm nicht thätig bei. Die Reichen in Israel sind zu lässig in Betreff der Emancipation. Sie unterstützen den Juden, aber sie unterstützen nicht die Sache der Freiheit. Hier könnte nur ein Schutz- und Trutzbündniß zu dem einen Zwecke Etwas fördern. Die Interessen des Papierhandels müßten ihm nachgesetzt werden, denn dieser Papierhandel ist das fressende Gift am Herzen Israels.

Bei Campe sah ich auch Dr. Wurm, den früheren Redakteur der „kritischen Blätter der Börsenhalle" einen unterrichteten, aber gereizten Mann, der, der alten Publicistik von Pütter und Schlözer zugethan, wegen seines Urtheils über Börne viel erdulden mußte, und am Ende auch von seinen Landsleuten, den Würtembergern, desavouirt wurde. Er ist Anglomane im ganzen Sinne des Worts. Hume und Locke sind seine Evangelisten. Als Professor am Gymnasium mochte es ihm, selbst bei dem besten Willen, nicht möglich seyn, sein kritisches Urtheil mit der Zeit in ein Gleichgewicht zu bringen, ein Umstand, der ihn wohl bewog, von der Veröffentlichung desselben abzustehen.

Amalia Schoppe, Henriette Frese, diese fingerfertigen Schriftstellerinnen, von denen die Erstere sogar in früherer Zeit sich in eine Polemik mit der Hamburger Journalistik einließ, sind gleichfalls in dem Campe'schen Geschäftszimmer zu finden. Wundern wird man sich aber, wenn man daselbst eine Dame, in Begleitung zweier

kaum dreizehnjähriger Töchter, eintreten sieht, und diese beiden kleinen Geschöpfe mit seltener Geschwätzigkeit über die Journalistik und den neuesten Meß-Katalog reden hört. Die Dame verlangt nach dem Buche der Rahel, und Herr Campe tritt ihr mit höflicher Verbeugung entgegen, das Verlangte überreichend. Es ist die Frau Doktor Assing, unter dem Namen Rosa Maria als Schriftstellerin bekannt, die Schwester Varnhagens von Ense.

Wer ist denn jener Jude, der sich so angelegentlich nach Heine erkundigt und den ersten Theil seiner „Reisebilder" verlangt?

Jude. Haben Sie die Reisebilder von dem Musjö Heine?

Campe. Zu dienen.

Jude. Ein schlechtes Buch, ein grundschlechtes Buch!

Campe. Wollen Sie das Buch kaufen?

Jude. Ja! ein schlechtes Buch, ein abscheuliches Buch! Der schändliche Kerl, der Heine! Ich möchte die ganze Auflage von dem Buche kaufen. Was kostet das schlechte Buch?

Campe, (es ihm reichend). Drei Mark.

Jude, (das Buch nehmend und es verächtlich auf den Tisch werfend). Ein gemeines Buch! Ein schmutziges Buch!

Campe. Wollen Sie es kaufen?

Jude. Ja! (Er zieht den Beutel und zahlt). Drei Mark für die Schmiere. (Er nimmt das Buch). Pfui! hat keine Ehre von dem Buche, der Musjö Heine, wahrhaftig! keine Ehre! (Er entfernt sich rasch mit dem Buche).

Wer ist der Jude? fragte ich Herrn Campe. Es ist der schwarze Ungehängte, antwortete dieser. Jetzt wurde mir Alles klar. Wer kennt den schwarzen Ungehäng-

ten nicht aus Heine's Harzreise, in dem ersten Theil der „Reisebilder"?

Ich will mich von diesem kleinen Zwischenspiel zu der inneren Organisation des Freistaats wenden.

Die Verfassung Hamburgs ist die bestorganisirte der Hansestädte. Die Hoheit des Staats ist in den Händen des Raths und der Bürgerschaft, wie in den übrigen freien Städten; aber der Bürgerschaft ist eine weit festere Stellung, ein weit ausgedehnterer Wirkungskreis eingeräumt, als solches die Verfassungen Bremen's und Lübeck's gestatten. Schon die Kollegien der Oberalten, der Sechsziger und Hundertachtziger, die uns, als Repräsentanten der Bürgerschaft, entgegentreten und derselben ein festes kollegialisches Fundament verleihen, einen Anhaltspunkt, auf den sie sich verlassen kann, bestätigen diese Behauptung. Auf den Bürger-Konventen kann jeder „erbgesessene" Bürger, d. h. ein solcher, der mit einem Grundstück angesessen ist, erscheinen; aber jene bürgerlichen Kollegien müssen gegenwärtig seyn. Sie wachen über die Interessen der Bürgerschaft, verhandeln mit dem Rathe über minderwichtige Angelegenheiten, Namens der Bürgerschaft, und bereiten diejenigen Sachen vor, welche der Rath derselben zur Annahme proponiren will. Repräsentanten der Bürgerschaft sind sie jedoch nur in Betreff der vorstehenden Dinge. Diese wird durch sie nicht von den Staats-Geschäften ausgeschlossen. Jeder erbgesessene Bürger kann an der Gesetzgebung Theil nehmen. Die bürgerlichen Kollegien bevormunden ihn, in Betreff derselben, durchaus nicht. Ohne Anwesenheit von wenigstens 195 „erbgesessenen" Bürgern auf dem Konvente kann nie ein Rath- und Bürgerschluß zu Stande kommen. Die erwähnten bürgerlichen Kollegien dienen daher hauptsächlich zur Organisirung des Bürger-Konvents, der nun nicht, wie eine

rohe Masse, sturmbewegt, ein leckes Schiff dem Senate gegenübertritt. Diesen Kollegien steht es auch zu, dem Rathe Vorschläge zu machen, obwohl der Letztere sonst die Initiative hat. Der Receß von 1612 nennt sie das „Auge des Staats.“ Wenn das Bestimmungen der Hamburger Verfassung sind, die Lübeck und Bremen mehr oder weniger entbehren, die man aber gerade nicht als rühmlich bezeichnen kann, weil sie eigentlich nothwendige Erfordernisse einer republikanischen Staats-Einrichtung sind, will diese nicht in verderblichen Aristokratismus ausarten, so kann man auf der anderen Seite einen höchstwesentlichen Vorzug der Hamburger Verfassung darin erblicken, daß die Verwaltung des Staatsvermögens ausschließlich in den Händen der Bürgerschaft ist. Zehn Bürger, je zwei aus den fünf Kirchspielen, „Kämmerei-Bürger“ genannt, haben die Stadtkasse in den Händen. Jährlich tritt Einer von ihnen aus. Die Kämmerei-Bürger präsentiren sodann — was auch bei dem Tode eines Mitglieds geschieht — der Bürgerschaft vier Personen, die aus dem Kirchspiele, in welchem die Vakanz Statt findet, genommen und erbgesessen seyn müssen. Von diesen erwählt die Bürgerschaft zwei Kompetenten, unter denen der Rath, vermittelst des Looses, entscheidet. So ist also dem Rathe jeder Einfluß auf das gedachte Kollegium benommen. Das Staatsvermögen ist in den sichersten Händen und alle möglichen Irrungen, oder Willkürlichkeiten schwinden. Der zehnte April des Jahres 1563 war der merkwürdige Tag für Hamburg, der dem Senate die Verwaltung des Fiskus nahm, mit welchem er bis dahin nach Belieben geschaltet hatte.

Ein gutes Zeichen des Regiments ist es immer, wenn man das freundliche Verhältniß betrachtet, in welchem Rath und Bürgerschaft in Hamburg zu einander stehen.

Seit 1710 ist nur einmal der Fall vorgekommen, daß die Bürgerschaft von dem ihr zustehenden Rechte Gebrauch machte, dem Rathe eine sogenannte Neben-Proposition vorzulegen. Man versteht darunter den Fall, wenn die Bürgerschaft ausnahmsweise von der eigentlich dem Rath zustehenden Initiative Gebrauch macht. Die Beobachtung des regelmäßigen Geschäftsganges in den Konventen ist das sicherste Zeichen einer innigen Harmonie zwischen Rath und Bürgerschaft. Das Oppositions-Verhältniß beider Korporationen, welches ja nur durch Zufälligkeiten entstehen kann und durchaus nicht Absicht, oder Wesentlichkeit der Verfassung ist, wird solchergestalt aufgehoben. Auch die Mitglieder des Senats sind ja Bürger; und in der Anrede, die der erste präsidirende Bürgermeister an die versammelte Bürgerschaft hält, dürfen die Worte: „Mitbürger, vielgeliebte Mitbürger" nicht fehlen. Im Jahre 1658 sah es die Bürgerschaft sehr ungern, daß diese Worte nicht gebraucht wurden, und man bat den Senat, es bei der alten Form zu lassen. Es war das ein ehrenwerthes Begehren der Bürgerschaft, denn die Form wird nicht selten Grundsatz. Sie aufgeben, hieße, einen Grundsatz in Gefahr bringen, an den sie wenigstens stets erinnert.

Um die Bürgerschaft nicht in die Lage der Abhängigkeit von den bürgerlichen Kollegien zu bringen, stimmt sie nach den Kirchspielen. Auch das ist gut; denn der absichtliche Oppositions-Geist, der sich so leicht bei kollegialischen Verhältnissen herausstellt, wird dadurch vermieden. Aus den fünf Kirchspielen wird dann, nach der Majorität, der Bürgerschluß gebildet. Sollte sich Rath und Bürgerschaft nicht einigen können, so werden in gleicher Zahl sechszehn bis zwanzig Männer erwählt, deren Entscheidung, (nach der Majorität), als vollständiger Rath- und Bürgerschluß angenommen wird. Soll-

ten auch diese durch Stimmen-Gleichheit nicht zu einem Beschluß gelangen können, so werden aus ihrer Mitte fünf Personen durch das Loos gewählt, die, gleichviel ob Senatoren oder Bürger, einen Beschluß fassen, der Gesetz wird.

Die Verfassung Hamburgs ist vollständig, und zwar wie man aus dem Obigen ersehen kann, rein demokratisch. Der Senat steht nur als aufsehende und vollziehende Behörde da. Daß er sich selbst ergänzt, ist der einzige Punkt, der einer Umgestaltung bedürfen könnte. Allein dieser Umstand ist ohne wesentlichen Einfluß, da die hamburgische Konstitution nicht der Art ist, daß sie dem Senate eine die der Bürgerschaft überwiegende Stellung einräumt. Der Senat wird stets dahin Sorge tragen, daß seine Mitglieder tüchtig für die ihnen übertragenen Funktionen sind, da er von der Unfähigkeit derselben am meisten zu leiden hat.

Was die Justiz-Verfassung Hamburgs angeht, so ist sie, ohne vollkommen zu sein, doch der Art, daß sie diejenige Lübecks theilweise, aber die Bremens bei weitem übertrifft.

Das Nieder-Gericht besteht nicht aus Senats-Mitgliedern. Sein Personal, aus einem Präsidenten und sechs Richtern zusammengesetzt, von denen zwei Rechtsgelehrte sind, die übrigen Kaufleute, ist der Bürgerschaft entnommen. Die rechtsgelehrten Mitglieder verwalten ihr Amt lebenslänglich; die Kaufleute werden jedesmal nach zwei Jahren durch andere ersetzt. Dieses Gericht ist erste Instanz für alle Sachen, die nicht der Prätur anheim fallen, oder dem Handels-Gericht. Die Prätur (erste und zweite) wird von zwei Mitgliedern des Raths verwaltet. Sie ist kompetent für Mieth- und Zinssachen, sowie für alle Civilstreitigkeiten, die den Werth von 400 Mark Banko nicht übersteigen, in welchem Falle sie vor

das Nieder-Gericht gebracht werden müssen. Das Handels-Gericht endlich, welches aus einem Präses und Vice-Präses, die Rechtsgelehrte sind und ihr Amt lebenslänglich verwalten, und aus neun kaufmännischen Richtern besteht, von denen alljährlich drei austreten und durch Andere ersetzt werden, entscheidet in allen Handelssachen, im weitesten Umfange des Worts, so wie in allen Processen, die aus Handels-, Fracht- und Schiffbausachen entstehen. Das Personal dieses Gerichts ist gleichfalls der Bürgerschaft entnommen. Für Streitangelegenheiten, die den Werth von 500 Mk. Banko nicht übersteigen, ist es erste und letzte Instanz; jedoch hat der gravirte Theil das Recht, von einer Kammer des Handels-Gerichts an die andere zn appelliren, und, im Falle der Reformation, an beide vereint. Bei dem Handels-Gericht findet nur eine mündliche Verhandlung Statt. Das Ober-Gericht, welches nur aus Mitgliedern des Raths besteht, ist zweite Instanz aller Sachen, die vor dem Nieder- und Handels-Gerichte in erster Instanz verhandelt sind und die erforderliche Appellations-Summe aufzuweisen haben.

Das vorstehende Verhältniß beweiset zur Genüge, daß man in Hamburg darauf Bedacht genommen hat, die Administration von der Justiz zu sondern. Der Senat kann überall in erster Instanz keinen Einfluß auf die Entscheidung ausüben, zumal da die Unter-Gerichte sich in gänzlich unabhängiger Stellung von ihm befinden. Eine Berufung an den Senat steht nun in dem Willen der Partheien. Sie kann nur da Statt finden, wo man sich nicht in die Entscheidung der der Bürgerschaft entnommenen Richter fügen will.

Außerdem muß man den Vorzug der hamburgischen Justiz anerkennen, der in der Errichtung eines eigenen Handels-Tribunals besteht. Er ist in zwiefacher Hinsicht

lobenswerth: einmal, weil er die Kommerzsachen einem besonderen Gerichte überweiset, welches nicht von anderen Rechtsgeschäften in Anspruch genommen wird; dann aber, weil hier ein mündliches Verfahren eingeführt ist, das eine rasche Entscheidung involvirt. Bei Handelssachen ist stets periculum in mora und der gewöhnliche Gerichts-Schlendrian hält Manchen ab, sein Recht an die Langsamkeit des Proceß-Ganges zu hängen, die oft einem Geschäfte durchaus störend entgegen tritt und den Handel, der vom Augenblicke abhängig ist, an jahrlange Erörterungen bindet.

Will man die dem Senate ausschließlich zustehenden Befugnisse detaillirt angeben, so kann man sie in folgendem feststellen. Man wird daraus ersehen, wie wenig diesem Kollegium der Staat ausschließlich in die Hände gegeben ist. Der Senat hat das Recht, Gesandte zu akkreditiren und die Akkreditive derselben entgegen zu nehmen; Privilegien zu ertheilen; das Staatssiegel ist seinen Händen anvertraut; er hat die Aufsicht über das Staats-Archiv, das Begnadigungsrecht und das Recht der Dispensation bei vorkommenden Ehehindernissen. Daß diese aus der Administration und der vollziehenden Gewalt herfließenden Befugnisse ihm kein Uebergewicht über die Bürgerschaft, bei den bestehenden Bestimmungen der Verfassung, wie ich sie oben angegeben habe, verleihen können, liegt am Tage.

Diese verständige Sicherung der republikanischen Verfassung hat nicht wenig dazu beigetragen, Hamburg auf die Stufe der Wohlfahrt zu geleiten, die es in diesem Augenblick unbezweifelt eingenommen hat. Man hat es sich angelegen sein lassen, die Bürgerschaft unabhängig und frei hinzustellen; man hat in dieser Hinsicht nichts dem Zufalle überlassen, sondern Alles verbrieft und versiegelt, wohleinsehend, daß Diskussionen über Observan-

zen nicht genügen, die Willkür abzuweisen, die in einer Stadt, wie Hamburg, so leicht zu Excessen führen kann. Hamburg ist in der Beziehung zu sich wenigstens Freistaat; in der Beziehung zum Auslande verdient es freilich diesen Namen nur, nach den Bestimmungen der Wiener Kongreß-Akte, die, des europäischen Gleichgewichts wegen, die republikanische Anomalie in Deutschland dulden mußte. Geistige und politische Freiheit kann man deshalb in Hamburg so wenig suchen, wie in den anderen freien Städten. Man darf sich nicht wundern, wenn der Senat der freien Hansestadt in dieser Hinsicht ängstlich lauscht, um den Bestand der Republik zu sichern; nicht wundern, wenn ein Bürgermeister sofort dem Ansinnen eines Gesandten genügt, der diesen oder jenen Orden einer europäischen Groß-Macht nicht an der Brust eines Schauspielers auf der Bühne sehen will; nicht wundern, wenn die Censur nach allen Weltgegenden blickt, und überhaupt auf das Ausland allzuviel Rücksicht nimmt. Es sind das Alles Ergebnisse der Nothwendigkeit, Bedingungen, an welche die Freiheit geknüpft ist. Diese kleinen eingesargten Republiken können einmal weiter nichts thun, als an ihre Erhaltung denken, und man kann mit ihnen zufrieden sein, wenn ihre innere Organisation ihren Namen nicht Lügen straft.

Die hamburgische Geistlichkeit tritt nicht mit dem pietistischen oder mystischen Gepränge auf, wie in Bremen. Auch ist jener alle Bigotterie fremd. Ein einfacher christlicher Sinn, der sich nirgends zur Schwärmerei hinneigt, sondern vielmehr an den Rationalismus hält, ist das Fundament der dortigen Kirche, die freilich formell geschieden ist, die aber nirgends eine geistige Spaltung bietet. Im eigentlichen Volksleben findet man freilich weniger Hinneigung zu der Kirche, als erfreulich ist. Der Materialismus tritt auch hier hindernd auf. Aber im

Familienleben, welches — wie schon früher auseinandergesetzt ist — die Stütze des Staats bildet, zeigt sich die Religiosität nicht geringer, als in irgend einer deutschen Stadt.

Kirche und Geistlichkeit blühen in Hamburg, weil man ihnen thätig zu Hülfe kömmt, ohne beiden einen Einfluß einzuräumen, der dem praktischen Leben nicht zuträglich sein möchte. Daß aber der Mysticismus nicht unheildrohend aufwuchert, liegt wohl hauptsächlich daran, daß in Hamburg Weltverkehr herrscht, welcher der in sich Gekehrtheit, dem patriarchalischen Leben der Familien und der Abgeschlossenheit keine Einwirkungen auf den Staat gestattet. Mag auch hie und da sich eine mystische Gemeinde zeigen, sie wird sich an dem großen Tagesgewirre brechen, an der Oeffentlichkeit, an den Interessen des Handels, der hier mit allem Gepränge auftritt, an dem Zufluß von Ideen aus Deutschland, Europa und der neuen Welt, die durch die Fremden und die Journalistik eingeführt werden. Eine Welt-Stadt kann sich nie und nimmer einer Gefühls-Schwärmerei hingeben, die Praxis und die gesunde Vernunft müssen hier die Oberhand behalten. Hamburg hat auch in kirchlicher Hinsicht ein heiteres, unbefangenes Angesicht. Die dortige Geistlichkeit vergräbt sich nicht in das Wort. Sie hält es mit dem Staate und dem Leben. Im Ganzen kann man die hamburgischen Prediger mit Fug und Recht Welt-Geistliche heißen; auch sie haben den kosmopolitischen Einfluß ihrer Umgebung empfunden und treten mit jener Unbefangenheit auf, die sich eben so sehr zur Toleranz hinneigt, wie zum Lichte, ohne das Christenthum zu beeinträchtigen.

Wie in Lübeck, so ist auch in Hamburg die lutherische Kirche die herrschende und zugleich die größere Gemeinde umschließende. Ich meine, die reformirte Gemeinde werde

hier nicht über 2000 Köpfe zählen. Die Senats-Mitglieder können aus beiden Konfessionen genommen werden.

Es läßt sich zwar nicht beweisen, aber ich glaube es immer, die reformirte Kirche giebt Bremen das rigoristische Ansehen. Man verkriecht sich mit ihr in die Häuser und Familien, und sie steht so schroff und abgeschlossen von aller Poesie da, so unkünstlerisch, daß die, welche in ihr erzogen werden, nothwendig ein kaltes, formelles, herzloses Etwas anziehen müssen. Der Bremer sieht starr aus, wenn der Lübecker und Hamburger menschliche Variationen aufzuweisen haben, sanfte Blicke, poetische Gedanken und lebendige Augen. Bei dem Hamburger mag das mehr aus der Socialität fließen, als aus der Kirche; aber bei dem Lübecker ist eine kleine Mischung des Lutherthums dabei, das sich dem Katholicismus entwand, ohne ihn in seinen ersprießlichen Aeußerlichkeiten zu vernichten. So viel ist auch gewiß, ein Lutheraner neigt sich, nach den Worten seines Meisters:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang
Der bleibt ein Thor sein Lebelang,"

mehr zur Socialität hin, als der Reformirte, bei dem einmal Alles steif, bestimmt und zugeschnitten ist, sogar das Leben, durch die Prädestination. Könnte auch der Lutheraner es je vergessen, daß die liebenswürdige Nonne, Katharina von Bora den größten Antheil an seiner Kirche hat. Weil die Geistlichkeit anderer socialer Zustände bedurfte, so verlangte sie nach einer andern kirchlichen Einrichtung. Der Glaube war es, um den sich der dreißigjährige Krieg bewegte, und dem Staate galt es. Wie sollte nicht eine Kirche, die aus dem Bedürfnisse der Socialität entstanden ist, auf die Letztere zurückwirken. Die reformirte Kirche aber war ganz Glaubenssache, sie übte keinen staatsbürgerlichen Einfluß aus, wie die lutherische, an ihr arbeiteten allein die

Dogmatik und die Exegese, wenn an dieser die Natur und die Humanität mitgearbeitet hatten. Daher der Rigorismus jener, und die Milde dieser, daher die Wichtigkeit der Satzungen und Lehrsätze bei jener, und die Unerheblichkeit der Satzungen und Lehrsätze bei dieser. Es glaubt kein Lutheraner an die Verkörperung Christi im Abendmahl, aber dieser Begriff ist eine poetische Gemeinschaft, wie die Ehe eine fleischliche Gemeinschaft ist. Die Socialität, das Leben liegt überall dem Lutherthume zum Grunde, und seine, es von der reformirten Kirche scheidenden, Dogmen sind Nebendinge, um die sich kein vernünftiger Mensch kümmert. (Dieses Alles mag auch ein Grund mit seyn, daß der Mysticismus nicht leicht in der lutherischen Kirche um sich greifen kann. —) Daß aber die Dogmen bei der reformirten Kirche Hauptsache sind, ist gewiß. Ohne jene würde sie nicht existiren. Die Kirche Luthers aber existirt, abgesehen von allen ihren Lehrbegriffen, schon in den staatsbürgerlichen Einrichtungen, die durch sie herbeigeführt wurden; und die vielen ehelichen Nachkommen der Geistlichen zeugen nicht minder für sie, als die Uebersetzung der heiligen Schrift, von Dr. Martin Luther. Die lutherische Kirche ist lebendig, praktisch und nicht ohne alle Poesie; die reformirte Kirche ist todt und prosaisch. Auf das Leben hat sie nie einen Einfluß ausgeübt. Daher erkläre ich mir den Rigorismus und die Ungemüthlichkeit, die verständigen und unsocialen Gesinnungen der in ihr Erzogenen. Wenn ich in meinen „Bremischen Skizzen" eine andere Ansicht über die Hinneigung der reformirten Kirche zum Mysticismus aufstellte, so mache ich hier noch nachstehende geltend. Ich glaube, eben weil die reformirte Kirche dem Gemüthe jede Richtung nach Außen nimmt, weil sie alle Sinnlichkeit verwirft, so veranlaßt sie jenes, sich nach Innen zu wenden. Da findet es nun meistens mehr Zweifel,

Angst und Besorgniß, als Glaube, Liebe und Hoffnung. Es greift nach Rettung, es versenkt sich in Andacht und krankhafte Anbetung, in Buße und Reue. Der Verstand unterliegt dem Gefühle, das hier zum Glauben gemacht wird, zum Besieger des Zweifels. Wir haben nun jene Pietisten und Mystiker, wie sie gerade in Bremen hausen. Will ich einmal eine Kirche des Gefühls, so lobe ich mir den Katholicismus. Ach! „die römische Hure" — wie Ihr sie nennt, Ihr, Mallet und Ihr, lieben Brüder, die ihr zwischen dem gesunden Menschenverstande und dem lieben Gott umhertaumelt, ist wahrlich so übel nicht. Sie mag von den Päbsten nach der Reihe beschlafen seyn; aber sie bleibt doch eine Madonna. Tausende trieb sie in den Tod; ihr Thron war von Blut umflossen; ihr Fuß trat auf Leichen; aber die ihr fielen, die fielen aus Liebe zu ihr, wie die Freier jener Braut vom Kynast. Sie war wirklich eine seligmachende Kirche. Mich hat sie noch im Tode angelächelt und zur Liebe hingerissen, als ich sie sah in der Marienkirche in Lübeck, in dem Heiligenschein der Bilder, in den vielen frommen Patricier-Augen, die gen Golgatha sehnsüchtig schauen, freudetrunkenen Blickes. Sie ist auch eine Kirche des Gefühls; aber sie zieht mit diesem Gefühl in die Welt hinaus und macht Tausende glücklich. Und Ihr macht sie zur Hure, weil Ihr ihre Poesie über die Unzucht vergeßt, die man mit ihr trieb. Schon gut! Aber meint Ihr, daß die Welt jemals an die dunklen Ahnungen und mystischen Offenbarungen Eurer Jungfrau, mit dem Gebetbuche in der Hand, an jene Offenbarungen und Deutungen, die in geistiger Sentimentalität schwelgen, glauben werde. Im Leben nicht; sie will, wo vom Gefühle die Rede ist, sinnliche Aeußerungen desselben. Wo der Mysticismus Wurzel faßt, da wird er — und solches liegt in der menschlichen Natur — sich am Ende mit seinem kränkelnden Gefühls-

wesen nach Außen wenden; er wird alle jene unseligen Schwärmereien erzeugen, die sich der Staats-Maschine störend entgegen stellen. Also geschah es mit Proli und seiner Sekte. Auch der Mysticismus, oder, wie Ihr es nennt, die Liebe wurde hier zur Hure gemacht. Die Scheinheiligkeit diente ihr nicht weniger zum Deckmantel, als sie einst der katholischen Kirche zum Deckmantel diente. Ein Beweis, daß jede Religion, die nicht der Vernunft huldigt, stets verderbliche Einflüsse, verborgenes Gift in sich trägt.

Wenn ich den staatsbürgerlichen und kirchlichen Zustand Hamburgs besprochen habe, so sey es mir vergönnt, noch der Zuckersieder-Knechte und Dienstmädchen zu gedenken. Auch sie verdienen genannt zu werden. Wenn ein Franzose — ich glaube, es war Balzac — behauptete, die Bremer Kellnerinnen hätten große Aehnlichkeit mit den Münchener Kellnerinnen, so war das ein grober Irrthum. In Bremen trägt die dienende Klasse „Regentücher", die über den Kopf gelegt, zu beiden Seiten des Körpers herabhängen und häufig wohl ein Antlitz mit einladenden Augen durchblicken lassen, aber doch sonst allen Reiz der Person dem Beschauer entziehen und, statt Lasciviät und Frivolität, Solidität und Keuschheit bieten; die Bremer Dienstmädchen sind schöne Beguinen; die Hamburger Dienstmädchen aber sind luftig, üppig, leicht und fein gekleidet, mit herabhängenden, flatternden Hauben versehen, mit bebänderten Schuhen geschmückt, und kurzen, modigen Kleidern, die, bei'm raschen Gange, anziehend um die Wade spielen. Alles ist nett und reinlich an diesen Mädchen, und daß sie der dienenden Klasse angehören, ersieht man nicht gleich auf den ersten Blick; denn der Korb, welchen sie hoch unterm Arme tragen, ist stets von einem schneeweißen Tuche verhüllt, das, wie ein Segel, schon von Ferne ihren Lauf

bezeichnet. Ich meine, die Hamburger Dienstmädchen haben am meisten Aehnlichkeit mit denen in Wien, bis auf den neckischen Humor der Letzteren, der freilich in Hamburg durch den plattdeutschen Charakter, welcher nun einmal nichts von angeborener Grazie weiß, verdrängt wird. Diese Hamburger Amouretten sprechen, wie überhaupt die untere Volksklasse in den Hansestädten, plattdeutsch, einen Jargon, der durch die Vermischung des Hochdeutschen mit der alten sassischen Sprache entstanden ist, der aber gerade in Hamburg rauher und derber klingt, als in Lübeck und Bremen, wo er allerdings einen naiven, kindlich-herzlichen Charakter durch die Weichheit des Dialekts annimmt. Dieses Plattdeutsch macht sie Einem nicht angenehmer bei'm Sprechen; im Gegentheil gewähren sie, im schnellen schweigsamen Fluge an Einem auf der Straße vorübereilend, durch das Gedränge am Jungfernstieg sich gewandt hinwindend, wie im Tanze, ein bei weitem anmuthigeres Bild, welches zur Anschauung des öffentlichen Treibens durchaus nothwendig ist. Die Hamburger Dienstmädchen stehen als eine besondere Klasse da, die sich durch die Tracht mehr, als die Sitten, von andern Klassen der Einwohner unterscheidet.

In dieser letzteren Hinsicht muß ich auch noch der Zuckersieder-Knechte erwähnen, schmucker Leute, mit weißen, bezipfelten Mützen, die beinahe wie Nachtmützen aussehen, und weiß leinenen Schürzen. Sie sind die Arbeiter in jenen großen Zuckersiedereien, die das übrige Deutschland mit diesem Fabrikat versorgen; und der Fremde wird sich häufig wundern, wenn er Abends, nach der Feierglocke, ganze Reihen dieser Menschen an sich vorüberziehen sieht, die durch die Reinlichkeit ihrer Kleidung zur Genüge darthun, daß sie nicht den gewöhnlichen Handwerken angehören.

Ich weiß nicht, ob die „schöne Marianne“ noch lebt, oder ob sie noch schön ist, wenn sie noch lebt. Sie hielt in früherer Zeit in Eimsbüttel Haus und Hof, d. h. eine Gastwirthschaft, die von Einheimischen und Fremden besucht wurde. Die schöne Marianne galt für eine Merkwürdigkeit Hamburgs. Sie war eine holsteinische Schönheit: groß, fest und körnig, und mit ein Paar Augen versehen, die, wie der Plöner See, schmachtend da lagen, von edlen, langen Seiden-Wimpern beschattet, wie jener von duftigem Grün. Aber ihre Schönheit, die eben nur durch die Augen einen poetischen Anstrich erhielt, im Uebrigen zu sehr nach Fleisch und Blut aussah, war nicht die größte Merkwürdigkeit an dieser Marianne. Sie war sittig, gebildet, und — sittlich. Man huldigte ihr, man drängte sich zu dem Büffet, wo sie in eigener Person das Amt eines weiblichen Ganymed verwaltete, man überhäufte sie mit Zuvorkommenheit und Auszeichnung; ja selbst der Herzog Karl von Braunschweig zog ihretwegen Eimsbüttel Hamburg vor, und verweilte ganze Tage in ihrem Gasthause, hier dejeunirend, dinirend, soupirend. Marianne war liebenswürdig, aufmerksam, wie es einer schmucken Wirthin gegen ihre Gäste zustand, indeß mit jener Zurückhaltung und Bestimmtheit, die Achtung einflößt und jede Zudringlichkeit abhält. Sie schien sogar, ohne indifferent zu seyn, kein Auge für Männer zu haben; und doch, wenn man ihr in das Antlitz sah, das sich stets mehr zu Thränen, als zum Lächeln neigte und zur Genüge bewies, wie wenigen Antheil sie eigentlich an dem Geschäfte nahm, sondern dasselbe vielmehr in mechanischer Einförmigkeit betrieb, man konnte nicht umhin, auf den Gedanken zu kommen, die Liebe sey nicht spurlos an diesem Mädchen vorübergegangen, es sey Resignation, und Selbstbeherrschung, daß sie sich mit aller Grazie, mit allem

Savoir faire einer Gastwirthin, so zuvorkommend, wie gleichgültig, hinter dem Büffettisch bewege. In der That, man mochte Recht haben zu jener Vermuthung. Marianne litt nicht an unglücklicher Liebe, die so häufig in den Novellen vorkömmt und nirgends im Leben; denn die Liebe ist nie unglücklich. Ja es ist nichts unsinniger, als unglückliche Liebe. Das hat uns Kleist in seinem „Käthchen von Heilbronn" veranschaulicht. Wetter von Strahl greift nach der Peitsche, allein die Liebe des Mädchens von Heilbronn wird über diese Peitsche nicht unglücklich, sie legt sich auf dem steinigen Boden, vor der Burgthür, unter dem Hollunder-Busche, schlafen und träumt von sich selbst.

Marianne war eine glücklich Liebende, wie jenes Käthchen, aber sie liebte — ein Bild, die Phantasie irgend eines beredten Malers, der ihr lange Zeit, ohne Hoffnung der Erhörung, gehuldigt hatte, ja ohne daß sie seine Huldigungen bemerkt hatte. Er war von Hamburg geschieden, hatte ihr geschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, hatte ihr jenes Gemälde übersandt, welches das Brustbild eines Jünglings vorstellte, dessen Angesicht sie im Leben nicht gesehen. Er schrieb ihr, es solle ein Zeichen seiner Verehrung sein, ein Beweis seiner Kunst, die er, neben ihr, einzig und allein auf dieser Welt liebe. Das Bild war ein veni, vidi vici für Mariannen. Es hing im goldnen Rahmen in ihrem Schlafzimmer. Sie lebte mit unendlicher Liebe in diesem Bilde, welches die Götter nie und nimmer beleben zu wollen schienen, in diesem Bilde, ohne welches sie kein Glück auf Erden kannte. Ob jener Maler sich mit diesem Bilde an Mariannen hatte rächen wollen? Ich weiß es nicht. Aber seinen Zweck hatte er bis dahin in solchem Falle nicht erreicht; denn die Liebende kannte keinen Wunsch, den jenes nicht erfüllt hätte. Sehnsüchtig lächelnd blickte es sie von Mor-

gen bis zum Abend an; sie fand sich im Anschauen des Bildes beglückt, wie sich jene Jungfrau Jules Janin's im Anschauen der Sonne beglückt fand, jene Jungfrau, die erst von einer Sonnenfinsterniß den Tod hatte. Nachts zündete Marianne zwei Wachskerzen auf dem Tische an, über welchem das Gemälde hing. Sie wollte zu keiner Zeit den Anblick des Geliebten entbehren. Alles das war seltsam, aber wahr. Es giebt eine rein ideelle Liebe, ein buntes Reich der Imagination und Phantasie. Marianne war klüger, als Pygmalion, sie bat nie um Fleisch und Blut jenes Bildes, das ihr so ganz unterthan war, das ihr Keiner streitig machte, das sie nie zur Eifersucht reizte; ihr bangte vor dem Leben des Bildes; nie konnte sie ohne Grauen daran denken, dasselbe sey mehr, als Phantasie.

Plötzlich, an einem lauen Sommerabend, nachdem alle Gäste heimgekehrt, verlangten mehre Stimmen Einlaß in das Gartenthor. Es wurde geöffnet. Ein Wagen hielt vor der Pforte, und Diener waren beschäftigt, eine im Mantel gehüllte männliche Gestalt aus demselben zu heben, die — wie es schien — auf den Tod verwundet war. Eine Dame, die in einem von einem Diener geleiteten Kabriolet dem Wagen gefolgt war, bat um ein Asyl für den tödtlich Verwundeten. In ängstlicher Hast räumte die gefällige Wirthin demselben ihr Schlafzimmer ein. Er wurde auf das Bett Mariannens gelegt, dem Bilde gegenüber. Marianne trat hinzu, hülfreiche Hand zu leisten, da die unbekannte Dame, (wie es schien die Gemahlin des Unglücklichen), im Nebenzimmer in Ohnmacht lag.

Er schlug die Augen auf, Marianne bebte mit einem Schrei des Entsetzens, elektrisch von seinem starren Blick berührt, zurück. Sie erkannte in jenem Verwundeten das Original ihres Bildes. Ihr Verstand erklärte ihr das

Uebrige; sie mußte sich eilends zurückziehen und die weitere Verpflegung ihren Dienern und denen des, allem Anscheine nach, Sterbenden überlassen, welchen ein zu gleicher Zeit mitgekommener Wundarzt assistirte.

Am Morgen darauf erfuhr sie, die sich bis dahin, in ihrem Zimmer eingeschlossen, von allen weiteren Vergnügen fern gehalten hatte, folgendes: Der Verwundete, ein neapolitanischer Edelmann, war gegen Morgen verschieden. Ein junger Maler hatte ihm, ohnweit Eimsbüttel, im Pistolen-Duell die tödtliche Wunde beigebracht, die seinem Leben ein Ende machte. Die Sekundanten, bekannt mit der Orts-Gelegenheit, hatten den Verwundeten in Mariannens Behausung geleiten lassen; seine Gattin war hierher aus der Stadt geeilt, nachdem sie inzwischen von dem Duelle Kunde erhalten hatte. Er war in ihren Armen verschieden.

Marianne eilte athemlos in ihr Schlafzimmer. Die Leiche war von der trostlosen Gattin bereits in die Stadt geschafft; alle Fremden hatten sich entfernt. „Ein Traum! ein Traum!“ Das waren die einzigen Worte, die die schöne Wirthin hervorbringen konnte. Sie suchte das Bild. Es war verschwunden, und die Kerzen standen ganz herabgebrannt, erloschen auf dem Tische.

Keine Nachforschungen nach dem Bilde führten zu einem weiteren Resultat. Die Dame, die in jener Nacht mit dem Unglücklichen zu Mariannens Wohnung gekommen war, hatte ihren Weg sofort an dem Morgen nach dem Ereignisse nach Italien fortgesetzt. Die Leiche wurde auf dem Begräbnißplatz vor dem Dammthore in Hamburg der Erde übergeben. Die Wittwe des Getödteten hatte dazu die nöthigen Gelder hinterlassen. Von dieser, wie von dem Mörder wurde nie etwas Weiteres lautbar. Nur so viel vernahm man, daß der Letztere der Bruder jener Dame, der Schwager des Getödteten und derselbe

Maler gewesen sey, der Mariannen das Gemälde übersandt hatte, welches sie zu so mächtiger Liebe entflammte.

Ob Marianne noch glücklich liebte? O gewiß. Sie hatte ein Bild geliebt, und dieses Bild lebte in ihrer Phantasie fort. Das Leben dieses Bildes hatte ihre Liebe, die, wie jede Liebe, eine Egoistin war, nie gewünscht. Ihr Wunsch war erfüllt worden. Sie hatte nichts eingebüßt durch dieses blutige Ereigniß, als Leinwand, Farben und einen goldnen Rahmen. Ich sah die schöne Wirthin häufig in dem Büffet ihres Gasthauses; sie hatte nicht einmal an Schönheit verloren und stand der Wirthschaft, nach wie vor, mit demselben Eifer vor. Es mochte süß für sie sein, zu wissen, daß der Gegenstand ihrer Liebe nie und nimmer einer Anderen mehr zufallen könne. Diese Gewißheit mochte sie für die entzogene Wirklichkeit entschädigen. Das Ideelle blieb ihr und stellte sie gegen jede Versuchung sicher. Marianne soll den Herzog Karl von Braunschweig nicht erhört haben, so wenig wie irgend einen Anderen.

Ein Sonntag in Hamburg. In London herrscht Todtenstille an einem solchen Tage. Politik und Vergnügungen weichen der anglikanischen Kirche, diesem reichen Tyrannen, dem Einzigen in Alt-England. Eine Million Einwohner: Herzöge, Pairs, Kaufleute, Matrosen, Gauner und Bettler, ziehet sich an diesem Tage in die Stille des Hauses zurück. Das Gesetz verlangt es, das Gesetz will Andacht, und der Engländer folgt dem Gesetze. Die Gottesverehrung ruht schwer, wie der Steinkohlendampf und Nebel, auf der sonst so rührigen Insel; man giebt ihr das Recht, welches sie in Anspruch zu nehmen, befugt ist. Die Strenge der Form, das Ansehen des Buchstabens, welche dem Engländer stets im öffentlichen Leben vorleuchten, dehnen sich auch auf seine Religiosität aus. Der Sonntag verwandelt, wie auf einen

Zauberschlag, diesen unaufhörlichen Geschäftssturm, der über London, während der Wochentage, ertönt, in jene ängstliche Stille, wo sich kein Lüftchen regt und selbst die rohe Natur der Matrosen dem Prediger lauscht, der sie auf der Themse, in schwimmender Kirche, Gottes Wort lehrt.

Anders ist es in Hamburg. Das Geschäftsleben schweigt; aber es tritt ein anderes, eben so geräuschvolles Leben an die Stelle des Handels. Hunderte von Wägen halten an den verschiedenen Thoren, und ganz Hamburg strömt, nach dem Morgen-Gottesdienst hinaus nach Harvestehude, Hamm, Horn, Billwärder, Wandsbeck, Eimsbüttel, Rainville, Ottensen, den Vierlanden, Reinbeck, Friedrichsruhe, Wohldorf und Poppenbüttel. Der Wall ist mit Spaziergängern bedeckt; die Droschken haben vollauf zu thun; der Jungfernstieg bietet ein Gedränge von Feierkleidern. Eine Lustbarkeit sucht es der andern vorzuthun: Feuerwerker, Aerostaten und Seiltänzer wetteifern, sich die Menge zuzuwenden. Das Treiben wächst von Stunde zu Stunde bis zur Mittagszeit, wo es in der Stadt seinen Gipfel erreicht. Was der Morgen nicht hinausgezogen hat ins Freie, das wendet sich, Nachmittags, der Umgebung zu. Hamburg wird jetzt stiller, wenig bewegter, bis zum Abend, wo Alles wiederum von den Landhäusern und den vielen Vergnügungs-Orten zurückkehrt. Jetzt öffnen Peter Ahrens, Dorgerloh, Mandels ihre Pforten, und mit ihnen erschließt sich jenes Bild, welches ich oben beschrieben habe, und welches Einen auf den Zenith thierischen Genusses geleitet. So ist denn Hamburg in unaufhörlicher Regsamkeit, ein stets bewegtes Meer, eine ewige Brandung der Menschheit, die sich an tausend Klippen bricht, um wieder in den großen Ocean des nie rastenden Verkehrs zurückzuströmen. Das

öffentliche Leben hat keinen Ruhepunkt aufzuweisen; nicht einmal die Kirche bringt hier den Menschen zum Stehen. Es wird Alles unter steter Bewegung vollbracht. Man geht in die Kirche, und aus der Kirche sofort zu anderen Dingen über. Hamburg ist das Perpetuum mobile Deutschlands, ein ewiges chaotisches Gewirre von Menschen, Kaufleuten, Lastträgern, Maklern, Christen, Juden, Seiltänzern, Bestien, Phrynen, Matrosen, Gaunern, Fremden. Man sollte es nicht für möglich halten, daß diese stete Bewegung zu zügeln sey. Daß sie gezügelt wird, solches verdankt Hamburg der Weisheit seiner Regierung.

Seltsam sticht gegen den Vergnügungs-Verkehr in jenen Stadttheilen, die ich oben bezeichnet habe, die Ruhe im Hafen ab, der sonst ganz Hamburg übertönt. Die Schiffe liegen in ihrem Feierkleid, mit aufgezogener Flagge dicht neben einander gereihet, ruhig und harmlos. Kein Geräusch der Segel, kein Aus- und Einladen von Waaren; keine Schiffsart, kein Matrosengeschrei, keine Ruderschläge stören diese Stille. Hie und da durchschneidet ein leichtes Boot, oder eine Jölle in taktmäßiger Bewegung die Fluth. Sie will den Kapitain an's Land tragen, dem die Einförmigkeit des Hafens nicht behagt. Wahrlich! nur die Schiffe scheinen an einem Sonntage in Hamburg andächtig Gott zu feiern; die Menschen kommen vor lauter Beweglichkeit und Genuß selten zu mehr, als zum Besuch der Kirche.

Ich habe oben den Charakter der Kirche in Hamburg bezeichnet. Was ich davon sagte bezog sich nur auf sie, als Ausfluß des Staats, nur auf die Geistlichkeit. Dem wirklichen Leben mag man im Ganzen mehr Indifferentismus, als Religiosität nachrühmen; und was für die Kirche in so reichem Maße gethan wird, das geht theilweise vom Staat aus, theilweise von dem Fa-

milienleben, das übrigens vom Volke geschieden ist. Hamburg selbst, die große Menge, empfindet eben kein religiöses Bedürfniß, das ja überhaupt mehr Moral voraussetzen würde, als man hier im öffentlichen Leben antrifft.

Die Umgebungen Hamburg's übertreffen die der beiden anderen Hansestädte nicht nur an Reiz und pittoresker Gestaltung; sie können auch mit zu den schönsten Partheieen des nördlichen Deutschlands gezählt werden. Nicht Erhabenheit spiegelt sich in ihnen, aber unendliche lyrische Anmuth. Sie sind keine Oden der Schöpfung, sondern Kanzonen, Kinder der Elbe, die diese mit dem Flachlande erzeugt hat, wie sie im Süden von dem Hochlande jene riesigen Felsen empfing, jene kräftigen Titanen-Gestalten, die die sächsische Schweiz bilden. Hier Amouretten, die ihrem Brautzug zum Meere voranschweben; dort eine Leibwache geharnischter Kolosse, en haye aufgestellt, die böhmische Königin auf ihrer Wallfahrt zum Norden zu begrüßen.

Altona kontrastirt mit Hamburg auffallend durch die Ruhe seiner Straßen und durch die regelmäßigere Bauart. Die Palmaille, ein schöner Spaziergang, von vier Reihen großer Bäume eingefaßt, und von stolzen Gebäuden zu beiden Seiten begrenzt, bietet schöne Aussichten auf die Elbe, die hier an zwei Punkten, wo die Häuser sich theilen, mit ihren südlichen Ufern, grünbekränzt und von Hügeln umsäumt, das Auge entzückt. Ottensen mit dem Rainvilleschen Garten, der, terrassenförmig angelegt, eine Fernsicht auf die Elbe gestattet, schließen sich der Palmaille an.

Ottensen ist ein historisches Dorf geworden. Zwei Namen: Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, und Klopstock, haben es in die Geschichte eingetragen. Beide strebten nach einem Ziele, der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands.

Klopstock lebte und sang ihr in seinem „Hermann"; Karl Wilhelm Ferdinand lebte und starb ihr, und die kleine Kirche in Ottensen, in deren Nähe der Sänger der Messiade ruht, mußte lange Zeit die Ueberreste eines deutschen Fürsten beherbergen, der Leben, Krone und Vaterland der Realisirung jener Idee der Freiheit und Unabhängigkeit geopfert hatte, und dem daher nicht einmal ein Platz in der Gruft seiner Ahnen, neben dem Löwen, gestattet wurde. Nur ein schmerzvoller Tod ließ ihn jenes Dekret nicht erleben, welches seinen Namen aus der Reihe europäischer Dynasten strich. Des Augenlichts in der Schlacht bei Auerstädt beraubt, starb der greise Fürst in Ottensen, wie Augenzeugen behaupten, ohne irgend ein Zeichen von Schwäche, ohne sich einen Augenblick ungleich zu werden. Ein schöner Tod; man setzt dem Leben stets den Schlußstein auf, wenn man so stirbt, wie man gelebt hat. So starb der Herzog von Braunschweig; so starb Klopstock; nur daß der Letztere allen trüben Verhängnissen seines Vaterlandes entzogen wurde, denen jener erlag.

In Betreff der durch die französische Revolution festgestellten Ideen von republikanischer Freiheit und Gleichheit mochten beide Männer vielleicht entgegengesetzte Pole seyn. Indes Bestimmtes läßt sich auch hierüber nicht behaupten. Klopstock vermied es, von den Ereignissen des letzten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts zu sprechen; er sah wohl ein, daß das Urtheil darüber außer dem Bereiche der Zeitgenossen läge. Schwer würde es seyn, ihn einer Parthei unterzuordnen, der er auch gewiß im Leben nicht angehörte; denn er liebte die Freiheit nur, als das himmlische Erbe der Menschheit. Aber eben so wenig machte der republikanische Terrorismus ihm jene Freiheit verleiden. Sein Schweigen beweiset nur zur Genüge, weß Sinnes der Sänger der Messiade war.

Der Herzog von Braunschweig zog gegen die Republik zu Felde. Ob gern, oder ungern, ob mit Ueberzeugung, oder mit Rücksicht auf das Princip, dem er seinen Thron verdankte, darüber ist nichts Näheres bekannt geworden. So viel ist aber gewiß, daß er nicht der Verfasser jenes Manifestes war, welches Preußen gegen die junge Republik schleuderte. Er soll häufig seine Unterthanen, auf Kosten der Fürstenwürde, begünstigt haben. Er starb — wie gesagt — für die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands, und die Nachwelt mag es immer interessant finden, wenn sie erfährt, der Herzog von Braunschweig, der Verfechter jener Idee Klopstocks, sey durch das Geschick zum Grabe des Sängers geführt und habe dort gleichsam von einer höheren Hand festgebannt, seinen Tod gefunden, der ihm in keiner bessern Umgebung werden konnte, als an der Ruhestätte des deutschen Pindars, dessen Tod eines Gerechten, wie er im zwölften Gesange der Messiade vorkömmt, nicht ohne Trost für den drei und siebenzig jährigen Herzog sagen mochte, der allerdings für einen der wissenschaftlich gebildetsten Fürsten seines Jahrhunderts galt.

„Saat, gesäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen",

diese Grabschrift ließ Klopstock seiner Meta setzen. Man hat sie nicht verändert, als man seine Gebeine zu den ihren legte, unter die große Linde.

An der Nordseite des Dorfes tritt uns der Tod in weniger tröstender Anschauung entgegen. Hier ruhen 1138 Hamburger, die, von Davoust aus Hamburg vertrieben, in dem neuen Altona dem Ungemach erlagen.

Von Ottensen aus zieht sich der Weg, längs des hohen Ufers der Elbe, die, bald hinter Gebüschen verstecket, bald frei hervortretend, mit uns zu spielen scheint, nach Klein-Flottbeck und weiter nach Nienstädten.

Lauter Elb-Ansichten enthüllen sich dem Auge, stets in malerischer Färbung, unter grünen Rasen, Kornfeldern, Baumgruppen und kleinen Gehölzen. Es ist eine sinnige Natur, die Einen hier anlächelt, das Land tritt hier bescheiden vor der Elbe zurück, die in ruhiger Majestät vorüber wallt und mit der reichen Handelspracht geschmückt ist, die Hamburg in entfernte Welttheile aus seinem Hafen sendet. Ueberall aber ist Fülle, Reichthum und Mannigfaltigkeit. Die Ober-Elbe ist subjektiv und romantisch, die Nieder-Elbe ist objektiv und klassisch in der Anschauung.

Man gelangt endlich, von dem Ufer ablenkend, auf der Landstraße, die sich einwärts zieht, zu dem Dorfe Blankenese. Dieser von Fischern und Lootsen bewohnte Ort ist in ewige Trauer gehüllt. Allenthalben treten Einem Wittwen und Waisen entgegen, deren Ehemänner und Väter Neptun ein Opfer fielen. Ich genoß hier das schaurige Vergnügen einer sturmbewegten Luft, hier, dicht am Strande der Elbe, von jener kahlen Höhe, die man den Sühlberg heißt. Der Fluß dehnte sich auf seinem weichen Bette, als sey es ihm zu eng, und die Ufer schienen sich zu weiten und seinen Anstrengungen nachzugeben. Das einförmige Getöse des Wassers, das immer höher strebte und endlich zu dem ordentlichen Wellenschlage überging, der die kleineren Schiffe nach Willkür bewegte, wenn er die größeren ohnmächtig umspielte, nahm mit jeder Minute zu, und vermischte sich endlich mit dem Brausen des Sturmes, der nun über Wasser und Schiffe die Oberhand behielt und ein Vorspiel der großen Tragödie eines orkanbewegten Meeres bot, die so Mancher der vorübersegelnden Kauffahrer harrt und in welcher auch die Blankeneser häufig mitzuwirken gezwungen werden.

Wenn man in der Umgegend Hamburgs Landleute trifft, die sich durch ihre geschmackvolle Kleidung aus-

zeichnen, die Männer durch ihre weiten kurzen Pluderhosen, ihre braunen, oder grünen Jacken, die oft mit silbernen Knöpfen verziert sind; die Weiber durch ihr grünes, oder rothes, mit farbigem Bande besetztes und am Halse, um den ein rothes Tuch geschlungen ist, zugehäkeltes Mieder, durch die weiten faltigen, kaum bis zur Wade reichenden Röcke, den platten runden Strohhut, unter welchem, bei den Unverheiratheten, das Haar in zwei langen Flechten herabfällt, in deren jede am Ende ein Band eingeknüpft ist — so mag man sie für Vierländer halten, für die Nachkommen jener Flamänder, Friesen und Holländer, die Graf Adolph I von Schaumburg, als Kolonisten, hieher versetzte. Sie haben, wie jene Sachsen bei Frankfurt, sich von jeder Vermischung mit ihren Nachbaren frei gehalten; seit Jahrhunderten bewahren sie dieselbe Kleidung, der man es sofort ansieht, daß sie nicht dem deutschen Norden angehört. Die Vierlande gehören Lübeck und Hamburg gemeinschaftlich. Beide Städte eroberten sie im Jahre 1420, um einem in Bergedorf lagernden Raubritter das Handwerk zu legen. Sie sind im ungestörten Besitz dieser Eroberung geblieben, und regieren und verwalten sie gemeinschaftlich. Die Vierlande sind der Blumengarten Hamburgs. Die Rosenkultur ist hier zu Hause. Mir sind die Vierlande merkwürdig wegen ihrer Bewohner, die nun, über 700 Jahre auf fremdem Boden, sich ihrer Nationalität nicht entäußert haben, noch weniger als die Sachsenhäuser, obwohl sie in der Nähe einer der größten deutschen Städte wohnen, einer Stadt, deren Einwohner, aller Nationalität entkleidet, nur den materiellen Interessen huldigen. Die Vierländer haben es nicht versäumt, von Hamburg den Nutzen zu ziehen, auf welche sie die Sorge für ihre Existenz hinweiset. Sie sind ein industriöses Völkchen, das mit seinem Gemüse, seinen Erdbeeren und seinen Blumen Hamburg

versorgt; aber, trotz dieses fortwährenden Verkehrs, ist ihnen die alte Sitte und sogar jene Kleidung geblieben, die sie von ihren Vorfahren ererbten und nur hie und da mit der Mode, mit silbernen Knöpfen und Schuhschnallen schmückten. Es ist gewiß; die gemachte Vermischung zweier Völker wird stets eine sorgfältige Sonderung zur Folge haben, eine Sonderung, die auf die spätesten Jahrhunderte vererbt wird. Nur bei freiwilligen, sich von selbst machenden Vereinigungen verschiedener Völker wird sich die nationale Individualität weniger erhalten.

Der Vierländer versorgt Hamburg mit allen vegetabilischen Bedürfnissen. Aber seine Industrie beschränkt sich darauf nicht, sie ist ächt flamändischer Natur und geht nach Leipzig mit Lachs, nach Polen um von dort Blutigel zu holen. Ein Blutigel-Spekulant aus Billwärder soll einmal auf diese Weise 1200 Mark reinen Gewinn gemacht haben. Ein Anderer, ein Bauer von Neuengamme, wollte es noch weiter versuchen und ging aus Polen direkt nach Paris, um dort seine Waare abzusetzen. Aber die Sache verlohnte sich der Mühe nicht.

Das Dammthor breitet einen Fächer von Alleen vor uns aus. Die eine westliche, führt über Lookstedt und Collau nach Groß-Borstel und Niendorf; die beiden andern Alleen geleiten uns nach Eppendorf. Wir können hier die Ufer der Alster durchwandeln. Der Fluß ist von Wiesengrund eingefaßt und fließt, wie eine Idylle, sanft und ruhig dahin. Jäger, Hirten und Fischer bilden das handelnde Personal; Alles ist einfach, aber poetisch gehalten, und die Fahrzeuge, die Sonntags den Fluß beleben, erinnern an jene gemüthliche Gastfreundlichkeit, die Voß so entzückend schildert, und die hier, statt der Menschen, die Natur aufzuweisen hat. Harvestehude aber, mit seinen Eichen, hat einen patriarchalischen Charakter; es scheint in einer alten ehrwürdigen Postille zu

lesen, die aus fernen Jahrhunderten, von Vater auf Sohn vererbt worden ist. Die alten Eichen begeistern mich nicht, wie den enthusiastischen Arendt, den sie sofort nach Teutonia führen; aber sie sind mir die große Frakturschrift deutscher Natur, die so kräftige und erhabene Gedanken enthält.

Von Harvestehude nach Eppendorf macht der Sand seine Macht geltend. Das letztere Dorf jedoch ist ein Lieblingsaufenthalt der Hamburger. Es wird von Winterhude durch die Alster getrennt, die hier eine romantische Richtung nimmt.

Ich muß auch Wohldorf Gerechtigkeit widerfahren lassen. Hier ist ein Theil des hamburgischen Forsts: Buchen, Eichen und Tannenzuschläge, dem die Alster einen lichten Hintergrund leiht.

Wandsbeck hat durch Claudius und den „Wandsbecker Boten“ einen deutschen Ruf erlangt. Die Voß und Stollberg hielten sich hier auf. Es ist ein lieblicher, milder Flecken, mit einem dänischen Kammergute, das der gräflich Schimmelmannischen Familie gehört. Der siebenjährige Krieg hat diesem Flecken beigesteuert; Graf Schimmelmann, der im Dienste des preußischen Hofes in jener Zeit stand, erwarb sich in diesem Dienst ein bedeutendes Vermögen, mit welchem er den Flecken Wandsbeck an sich kaufte und ihn verschönerte. Die Hamburger begeben sich häufig hieher, wo zahlreiche Gasthäuser sind und die einfache Ländlichkeit das Gemüth anspricht.

Die Bille, jener zweite Nebenfluß Hamburgs, lernen wir bei Schiffbeck kennen, das, hochgelegen, über den Fluß emporragt und eine schöne Aussicht nach Hamburg gestattet. Am Morgen, bei reiner Luft, stellt sich hier die Stadt scharf ausgeprägt vor unsere Blicke, eine überraschende Anschauung, die beinahe der gleich kömmt, die dem Fremden geboten wird, der von Harburg über die Elbe nach Hamburg hinüber schifft.

Die Letztere ist majestätischer, imponirender. Ich möchte behaupten, keine deutsche Stadt biete eine ähnliche Anschauung. Ich will ihre Eindrücke auf mich beschreiben. Kommen doch die meisten Fremden, die Hamburg besuchen, jene Straße. Harburg ist ein freundliches hannöversches Städtchen, am südlichen Ufer der Elbe, vis à vis Hamburg, dessen Anblick Einem jedoch durch die Inseln der Elbe entzogen wird, nachdem man vielleicht schon früher von der Höhe der Chaussee, die nach Harburg bergabwärts führt, die Thürme der alten Hansestadt erblickt hat, die hier schöne Ruhepunkte für das Auge bietet, das unaufhaltsam über Flur, Wald und Fluß umherstreift, nach dem Ziel der Reise spähend, das dem Fremden so viel verspricht. In Harburg angelangt, kann man mit dem eben nicht sehr raschen Dampfboot, oder dem „Post-Ever" die Fahrt nach Hamburg beginnen. Jenes legt außerhalb der Stadt, an dem Hamburger Berg an; dieser innerhalb derselben, am Baumhause. Ich befinde mich auf dem „Post-Ever", der dieses Mal in rascher Fahrt, mit aufgezogenem Segel die Fluthen durchfurcht, jene Engpässe der Elbe, die durch die Inseln gebildet werden. Der Kondukteur geleitet die Post weiter zu ihrer Bestimmung. Die Fahrt durch die Inseln bietet im Ganzen wenig Anziehendes, aber hehr und in kaum geahnter Grandiosität entfaltet sich Hamburg, wenn das Schiff in die große Elbe, das eigentliche Fahrwasser, gelangt. In langer, unendlicher Ausdehnung liegt die Stadt vor Einem; Altona hat ihr die Hand gereicht und stellt das Ganze um so großartiger da. Der reiche Mastenwald des Hafens, das ewige Geräusch der Schiffe, der Spektakel der Matrosen, das Gewimmel auf dem Wasser, die dicht an den Fluß gedrängte Häuserreihe, mit ihren gothischen Thurm-Häuptern, die weite majestätische Elbe, diese ruhige Miene der gigantischen Seestadt, diese ewige

Beweglichkeit auf dem Strome, in dem Hafen, an den Ufern, es ist entzückend. Die reichste Objektivität bietet sich von allen Seiten dar. Was man in der Romantik des Südens vermißt, was man in den Thälern der Schweiz, auf den Alpen und den grünen Bergmatten vergebens sucht, das findet man hier im Ueberfluß, ich meine ein lebendiges Leben. Zu Träumen, zu Poesieen und Phantasieen haben wir keine Zeit. Dieser Sturm zieht unsere Gedanken mit sich hinfort; wir können nur Auge und Ohr gebrauchen, wir können keinen Ruhepunkt finden für Betrachtungen; wir müssen die Kraft des menschlichen Geistes bewundern, die Alles so trefflich zu benutzen verstand, die im Norden unseres deutschen Vaterlandes, wo die Natur immer stiefmütterlich gewaltet hat, jenes künstliche Surrogat hervorrief, das uns die Natur über die Menschen und ihre Werke vergessen läßt. Ob die Dardanellen, ob Skutari und Konstantinopel größere Reize enthüllen, ob Genua imposanter aussieht, ob Neapel pittoresker, der Hamburger widerspricht solcher Behauptung, und ich kann nicht in dieser Sache entscheiden; aber wenn ich meine hamburgischen Skizzen mit der Erklärung: Hamburg ist Weltstadt begann, so habe ich damit nicht zu viel behauptet. Dieser glückliche Freistaat sieht sich von dem Aus- und Inlande gehuldigt; das materielle Treiben hat hier nichts Kleinliches; die Achse, um welche sich die Menschheit wendet, das eigentliche Perpetuum mobile aller Staaten, der Handel, tritt hier mit aller der Pracht auf, die uns seine Schattenseite vergessen läßt. Er ist eine reiche Quelle für Deutschland; man empfindet hier nichts von jener Unbehaglichkeit, die sich Einem auf der Frankfurter Börse aufdrängt; nichts vom Trödel, nichts vom Papierhandel, nichts von allen jenen Ausartungen des Verkehrs. Diese lebendige Charakteristik der stolzen Kaufstadt genießen

wir aber hauptsächlich nur, wenn wir über die Elbe zu ihr heranschiffen, durch das üppige Gewühl des Handels hindurch, durch die arbeitstrotzende Menschenmenge, die ihm huldigt.

Am Baumhause, wo die Schiffs-Kapitains verkehren, legt der „Ever" an, aber wir finden noch immer keinen Ruhepunkt. Diese stete Bewegung, die uns auf der Elbe und im Hafen begrüßt hat, dauert fort am Ufer, in den engen Straßen, die von Wägen, Droschken und Fußgängern angefüllt sind, in denen man sich aber vergebens nach Müssigen umsieht. Jede Miene glänzt von Beschäftigung, von Arbeit, von Hast und Eile. Hier Makler, dort Lastträger; hier Ausrufer, dort Ver- und Einkäufer; nirgends Gleichgültigkeit, die gemüthlich durch die Straßen schlendert. Alles ist hier praktisch; man sieht es, die Leute haben keine Zeit zu weitläuftigen Theorieen. Plan und Ausführung; Gedanke und That müssen hier Eins seyn. Der Augenblick ist hier der Herrscher, dem alles unterthan ist. — Erst im Gasthof mag man sich sammeln, wenn nicht das stete Geräusch der Straßen bis in die entferntesten Zimmer dringt.

An der Mündung der Elbe besitzt Hamburg das Amt Ritzebüttel, mit dem Nordseebade Kurhafen. Es ist nicht unbedeutend und umfaßt vier Gemeinden, deren jede ihren Prediger hat. Der Amtmann ist ein hamburgischer Senator, der — der Wichtigkeit seines Postens halber — das Gebiet des Amtes nicht ohne Erlaubniß des hamburgischen Senats verlassen darf. Er hat ausgedehnte obrigkeitliche Gewalt, selbst in Betreff der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Wenn er — wie in Plath's „Ansichten von Hamburg" behauptet wird — sogar Ehescheidungen ohne Appellation an das Obergericht in Hamburg verfügen darf, so ist das in der That ein gefährliches Recht. Man sollte diesen Actus der Staatsgewalt nie

in eines Mannes Hände legen, er mag noch so unbescholten und tüchtig seyn. Die ganze Staatsmaschine beruhet mehr, oder minder — obwohl mit so vielem Unrecht — auf der Ehe und deren ununterbrochenen Fortdauer bis zur natürlichen Trennung. Wo man Ausnahmen statuirt, da soll man alle Vorsicht dabei anwenden. Mag immerhin ein Richter genügen, um eine Ehescheidung festzustellen, sobald diese durch gegenseitigen Consens veranlaßt wird; aber wo deshalb ein Streit statt findet, da sollte wenigstens dem unterliegenden Theile der Weg zur Apellation erschlossen seyn.

Das Amt Ritzebüttel kostet dem hamburgischen Staat mehr, als es einbringt. Aber es ist nothwendig, daß ein Handelsstaat, wie Hamburg, der der unbeschränkten Schifffahrt bedarf, und der doch nicht hart am Meere liegt, durch keinen Zwischenstaat von der Kommunikation mit diesem ausgeschlossen wird. Ein Hafen an der Mündung der Elbe, unter fremder Landeshoheit, könnte Hamburg manchen Plakkereien aussetzen. So aber — wie das Territorium jetzt geordnet ist — hat Hamburg einen freien Verkehr bis zur See, der ihm durchaus Noth thut. Welche Nachtheile würden nicht entstehen, wenn die Quarantaine-Anstalt in den Händen einer fremden Macht wäre. Würden nicht die Schiffe häufig von dieser über die Zeit, vielleicht ohne irgend einen Grund, aufgehalten werden? Hamburg würde hier stets abhängig seyn von der Laune einer fremden Regierung, die nicht die Interessen des Handels leiteten. Fälle der Art sind häufig zwischen Bremen und Oldenburg vorgekommen, welches, bis zum Ankauf von Bremerhafen, die Landeshoheit und die Quarantaine-Beaufsichtigung an der untern Weser hatte. Natürlich hat Hamburg durch jene Besitzung und die damit verbundene Quarantaine eine Fürsorge für den ganzen Kontinent übernommen, die den Posten eines Ritze-

bütteler Amtmanns, welcher der Quarantaine-Kommission präsidirt, zu einer großen Wichtigkeit erhebt. Es sind in dieser Hinsicht treffliche Vorkehrungen getroffen, die, ohne den Handel zu beeinträchtigen und unnütze Zögerungen hervorzurufen, eine gänzliche Sicherstellung bewirken. Jedes Schiff, welches aus Ost- und Westindien, den nordamerikanischen Staaten, den Ländern jenseits der Azoren und dem mittelländischen Meere, mit Einschluß von Kadix kömmt, muß sogleich die Quarantaine-Flagge aufziehen und vor Anker gehen. Alsdann werden seine Papiere untersucht und nach Befinden der Umstände gestattet man die sofortige Weiterfahrt, oder verfügt die Abhaltung der Quarantaine.

Kuxhafen ist als Nordseebad weniger berühmt, als Norderney, aber doch ziemlich besucht. Es verdankt seine Entstehung dem jetzigen Bürgermeister Abendroth, der früher Amtmann in Ritzebüttel war und sich um die Anlegung und Verschönerung des Seebades sehr verdient machte, das freilich nicht die Freundlichkeit des Travemünder Seebades aufzuweisen hat, das aber immer, in der Nähe von Hamburg, mit welchem die Kommunikation durch die Dampfschiffahrt leicht zu bewerkstelligen ist, und an der Mündung einer der reichsten deutschen Flüsse gelegen, mancherlei Annehmlichkeiten bietet.

Das Leben in den Seebädern gestaltet sich anders als das in den Bädern des südlichen Deutschlands, unter welchen ich vorzüglich die des Taunus verstehe. Es ist erquicklicher und socialer, weil es beschränkter ist; es ist zutraulicher, weil sich mit der See kein Luxus treiben läßt, und so manche Vergnügungen hier durch die Verhältnisse ausgeschlossen werden, die in den Landbädern, trotz aller schönen Natur, ungern vermißt werden. Doberan hat es einzig und allein den Landbädern nachzuthun versucht; aber es wird über kurz oder lang an dem

Prunk erliegen. Helgoland, Norderney, Travemünde, Kurhafen dagegen verharren bei ihrer Einfachheit, und wahrlich! sie ist die größte Annehmlichkeit eines Bades, in welches man sich — sey es nun aus Bedürfniß oder aus Erholung — begiebt, in welchem man aber ungern an das erinnert wird, was in den Salons eine Hauptrolle spielt, an den eigentlichen Luxus. Natürlich müssen sich hier die gesellschaftlichen Verhältnisse anders gestalten, als da, wo das Geld und König Pharao prädominiren. Die psychische Ruhe, die auf den Körper so vortheilhaft einwirkt, wird in den Seebädern durch keine störenden Einflüsse beeinträchtigt. Man findet hier das, was der Engländer Comfort nennt, ohne fremdartigen Zusatz. Schon der Anblick des Meeres übt einen heilsamen Einfluß aus; es führt in seiner Ruhe zu süßen, milden Träumen, orkanbewegt vielleicht zur Begeisterung; denn dieser Majestät der Empörung kömmt nichts gleich. Aber welche Einflüsse auch auf uns durch das Meer hervorgerufen werden, sie sind nie widerwärtig, nie vernichtend, sondern erhebend. Die Bank wird hier stets Nebensache bleiben; Spieler von Profession werden hier nie eine reiche Ausbeute finden; denn wer sich in diese Stille begiebt, der will dem Luxus und seinen verderblichen Resultaten entfliehen. Wie ganz anders ist das in den Landbädern. Der Taunus glänzt von Poesie und Romantik; aber wir erblicken dort allenthalben konfiscirte Gesichter, wir hören Geldgeklimper aller Orten, und die eigentliche Erholung wird uns durch Ueberladung von Eleganz, durch Uebertheurung, oft durch Verzweiflung mitten unter den Heilquellen getrübt. Wo dem sinnlichen Menschen so viele Verlockungen enthüllt werden, von da wird er meistentheils nicht nur kränker am Körper, sondern auch kränker an der Seele scheiden. Schon der bloße Anblick des glänzenden Elends am Pharaotisch zerstört den Ge-

nuß, zerreißt die heitere Stimmung. — Wie häufig langweilt man sich in Wießbaden, in Ems, in Langenschwalbach. In den Seebädern habe ich nie über einen solchen Uebelstand klagen hören. Alles ist frisch und lebendig, ein Einfluß der Seeluft; Alles bemühet sich, zur gemeinschaftlichen Unterhaltung beizutragen. Schon die Seefahrten, auf welchen die Badegäste zusammenkommen, begünstigen das. Die Zersplitterung fehlt hier; es ist lediglich für die Vereinigung gesorgt. Nur in den Seebädern herrscht ein sociales Leben, und Jeder, der bloß zur Erholung eine Badereise unternimmt, thut wohl, seine Schritte entweder nach dem fabelhaften Rügen, oder nach Foseta's Eiland, nach dem ostseekräftigen Travemünde, oder nach dem nordseeumrauschten Norderney, oder endlich nach dem schmucklosen Kuxhafen zu lenken. Hier walten Ruhe, Milde, Frohsinn und Herzlichkeit. Diese Erholung ist herzerhebend. Großer Gott! was muß man nicht von der schwülen Stickluft der Taunusbäder dulden, die ich nun einmal nur denen anempfehlen kann, die an jenen Gebrechen leiden, für welche die fontes Mattiaci nur Heilung bieten. Ich habe ihnen, trotz aller Pracht, mit welcher sie die Natur und die Kunst heraus geputzt haben, keine angenehme Seite abgewinnen können.

Das gesellschaftliche Leben der Hamburger hat jenen feinen Anstrich aufzuweisen, den ich früher angedeutet habe. Es ist großartig und nobel, ohne an übermäßigem Luxus zu leiden, es zieht sich gern in Haus und Hof zurück, ohne patriarchalisch, oder wohl gar philisterös zu werden. Natürlich ist der Handelsstand der bevorzugte Stand. Aber es möchte wohl nicht leicht einen Stand geben, der sich, bei gehöriger Ausbildung, so zur Socialität hinneigen könnte, wie dieser. Der Kaufmann, der mit aller Welt in Berührung kömmt, kann sich sehr leicht die Lichtseite seines Umgangs zu Nutze machen, ohne

einen vielfarbigen Anstrich zu erhalten. Man trifft in dem Hamburger eine Politur und Feinheit, wie vielleicht bei keinem Deutschen, eine Noblesse, die nichts zu wünschen übrig läßt. Natürlich spreche ich hier von den höheren Ständen. Das Leben ist hier nicht nur großartig, es ist auch comfortable. Morgens um acht Uhr beginnen die Geschäfte; ihnen widmet man sich bis zum Frühstück, welches zwischen zwölf und ein Uhr eingenommen wird; nach der Börse, gegen fünf Uhr, wird zu Mittag gegessen; nach dem Mittagessen wird wieder gearbeitet, wenn nicht eine Abendgesellschaft eine Ausnahme hervorruft, oder das Theater besucht wird; Abends nach neun Uhr tritt erst die Erholungsstunde des Hamburgers ein, die sich häufig bis zur Mitternacht ausspinnt. Der Hamburger ist, der Lage der Sache nach, praktisch, die Theorie ist seine Schattenseite. Aber die Gelehrten werden von ihm geachtet; er betrachtet diesen Stand nicht, als die partie honteuse des Lebens. Das gibt dem socialen Leben auch geistige Farbe. In Frankfurt a. M., springt das entgegengesetzte Verhältniß in die Augen; man ist daselbst wenig geneigt, geistige Vorzüge im gesellschaftlichen Leben überhaupt anzuerkennen. Nur einzelne Familien kennen eine Ausnahme davon. „O Gott, wenn die Leute nur wüßten, wie sauer es Einem wird, eine Million zu erwerben!" — hörte ich einmal eine Frankfurterin sagen, und dieses Motto mag für alle gelten. Der Frankfurter kann sich nicht wohl dem Geldstolze emancipiren, nicht einmal in Gesellschaft. Der Hamburger dagegen spricht selten von seinem Gelde; ein armer Literat kann sehr wohl mit ihm auskommen; er gibt sich ihm hin, hört ihn an, er hat vor ihm die Erfahrung voraus, denn er hat die Welt gesehen, aber die Belehrung und geistige Richtung dessen, was er sich in seiner rein praktischen Laufbahn erworben hat, überläßt er denen, welchen sie zu-

kömmt; die Selbstgefälligkeit und das Bewußtseyn halten ihn nicht von geistigen Interessen entfernt. Mit einem Worte, der Kaufmann macht sich im socialen Leben nicht geltend.

Die Hamburgerinnen sind rothbäckige runde Frauenzimmer, voll Gesundheit und Leben, mit großen Füßen und von geringer Schönheit. Aber sie sind äußerst liebenswürdig und gewähren, von ihren Kindern umgeben, einen lieblichen Anblick. Sie vernachlässigen den Haushalt nicht, aber ihr Gesichtskreis ist nicht so eng gezogen, daß er sich nicht über den Hausheerd erstreckt. Sie sind ein Justemilieu zwischen den materiellen Pflichten und höheren; sie vergessen Haus und Hof über die geistige Kultur nicht, aber sie versteigen sich nie so in die Wäsche und die Kochkunst, daß sie über diese eine geistigere Richtung versäumen sollten. Ich will nicht behaupten, daß sie mit der Literatur sehr bekannt sind, daß sie den Jean Paul verstehen, daß sie positive Kenntnisse besitzen. Indeß haben sie einen feinen Takt der Konvenienz, Gefühl für Schönheit und Kunst; sie geben sich gern einer geistreichen Unterhaltung hin; sie haben Urtheil. Welchen plebejischen Anstrich trifft man nicht häufig bei den Frauen der Kaufleute an, die Hamburgerinnen aber haben Grazie. Sie sind die Seele des gesellschaftlichen Lebens. Selbst am Spieltisch entfalten sie ein Savoir faire, das so angenehm berührt; sie spielen selten mit Leidenschaft, wie denn diese Spiel-Leidenschaft alle Weiblichkeit verwischt.

Uebrigens wird in Hamburg hoch gespielt, und zwar im gesellschaftlichen Leben. Das ist nun Etwas, was dem Deutschen eigenthümlich ist; unsere Vorfahren haben von jeher dem Spiele gehuldigt, schon zur Zeit des hercynischen und teutoburger Waldes. Ein Fremder, der zu einer Abendgesellschaft eingeladen war, wurde, ohne daß er irgend

Interesse für das Spiel hatte, zur Theilnahme desselben gezogen; der vierte Mann fehlte; man setzte sich. „Wir spielen wie gewöhnlich?" war die Frage eines der Mitspielenden; „„allerdings"" die Antwort. Nach der ersten Parthie mußte jener Unglückliche seine zwanzig Dukaten zahlen; er spielte natürlich nicht weiter. Man wird mir hier einwenden, das spreche nicht für den socialen Takt der Hamburger. Hohes Spiel, die gewissermaßen gewaltsame Hinzuziehung eines Dritten, der nie an dem Spiele Ergötzung gefunden, von Seiten des Wirths, endlich die Behandlung dieses Dritten von Seiten der Mitspielenden, die es sich angelegen seyn ließen, von seiner Gefälligkeit und Unwissenheit zwanzig Dukaten zu profitiren, das sind Dinge die nach Rohheit schmecken. Aber ist nicht das Spiel bei uns eine stehende Rohheit, der wir uns, bei aller Bildung, allem Geist und aller Zartheit nicht entwehren können? die Spieltische sind einmal die Schattenseite des Deutschen; auch der Hamburger kann sie nicht entbehren. Jene Behandlung aber gehört wohl zu den Ausnahmen der Regel. Man würde lügen, behauptete man, es werde irgend Jemand in einer hamburgischen Soirée zum Spiele genöthigt, und man kenne keine andere Unterhaltung, als diese in Gesellschaft. Nein! es scheidet sich hier die Unterhaltung nicht in Strickstrümpfe und Whist; man weiß sich andere Beschäftigung zu verschaffen: man musicirt, deklamirt, konversirt und — ißt bei weitem nicht soviel, wie in Frankfurt a. M., das mir noch immer als Eßstadt von keiner andern erreicht scheint. — Thee- und Kaffeeklatschen sind hier seltener als irgendwo; die Frauenzimmer isoliren sich hier nicht, sie erfüllen ihren Beruf und bieten sich als die Blumen des gesellschaftlichen Lebens dar. Die Männer aber — so gern sie sich auch nach englischer Sitte einrichten — gehen nie so weit, nach dem Desert die

Frauen zu entlassen, um sich besser mit Bachus beschäftigen zu können.

Wer als Fremder nach Hamburg kömmt, der wird durch Empfehlungen leichtlich Zutritt in Familienkreise erhalten. Einmal eingeführt, wird er sich hier leicht einbürgern. Ohne Empfehlungen freilich hält es schwer, die inneren socialen Verhältnisse der Hamburger kennen zu lernen. Es ist dies eine Schattenseite des Norddeutschen, daß er stets eine Bürgschaft für einen Fremden verlangt. In Wien ist der einheimische Gast berechtigt, einen Fremden ohne Weiteres in die Gesellschaft seines Freundes einzuführen. — Man kümmert sich hier nicht um Namen und Stand; „es ist der Herr von N. N.“ heißt es, und damit begnügt sich der Wirth. Die Gastfreiheit ist hier nicht mißtrauisch und ohne Cermoniell. Diesen beinahe öffentlichen Charakter hat sie im Norden nie angenommen.

Daß Essen und Trinken auch in Hamburg, wie in allen freien Städten, eine Hauptrolle spielt, ist nicht zu läugnen. Aber — wie schon oben bemerkt — die causa movens des gesellschaftlichen Lebens ist es nicht. Es findet hier aller Luxus statt, aber er scheint kein Bedürfniß zu seyn. Die schweren französischen Weine und der Port- und Maderawein werden mäßig getrunken; die Frauenzimmer nippen sie aus kleinen Fingerhut-ähnlichen Gläsern; nie stört der physische Genuß den psychischen.

Die Frankfurterinnen kleiden sich geschmackvoll; die Hamburgerinnen nicht weniger; jene mehr à la française, diese mehr à l'anglaise. Beide möchte ich die Repräsentantinnen der Mode in Deutschland nennen. Sie verstehen es vortrefflich, sich anziehend zu machen, ohne daß sie im Geringsten auf Schönheit Anspruch zu machen, berechtigt sind. Will man die Damen der freien Städte klassificiren, nach ihrem äußeren und innern Werth, so muß man die Frankfurterinnen, was das Geld-Gewicht

betrifft, obenanstellen. Sie wiegen mit ihrem Putz, den Diamanten und dem Eingebrachten häufig ihre halbe Million; und man sieht ihnen diese halbe Million nicht weniger an, als man sie ihnen anhört. Ihre Augen funkeln häufig wie Gold und ihre Unterhaltung ist nicht selten schwer wie Silberbarren. Die Hamburgerinnen können — in Betreff des äußeren, des reellen Werthes — gleich den Platz hinter jenen einnehmen; aber sie sind milder und sanfter, und haben häufig eben so beredte Augen, wie klingende Talente. Ich liebe diese durchaus in ihrem Aeußeren nicht zarten Wesen, weil sie geistigen Air haben und geistige Rücksichten beachten. Die Bremerinnen haben auch Geld, und der Mund steht ihnen sicher in den Theegesellschaften keinen Augenblick still. Mit den Augen verstehen sie nicht zu sprechen, mit dem Herzen noch weniger. Aber sie sprechen häufig mit dem Worte Gottes, und halten das Geld ihrer Eheherren, bis auf die Kosten ihres Putzes, beisammen. Ich würde sie unten anstellen, wenn sie nicht so gar sehr moralisch wären. Die Lübeckerinnen konkurriren einestheils in socialer Hinsicht mit den Hamburgerinnen, oder sie übertreffen dieselben sogar; anderntheils haben sie das wenigste Geld, und erscheinen mir schon aus dem Grunde am liebenswürdigsten. Wenn ich sie nicht oben anstelle, so würde ich sie doch in die zweite Ordnung rangiren müssen.

Ich halte es für nöthig, hier noch auf einige öffentliche Institute zurückzukommen, die den Beweis bieten, wie sehr man in Hamburg, bei allem Handel, auf die Wissenschaften Rücksicht genommen hat.

Die Stadt hat zwei Hauptschulen: das Gymnasium und das Johanneum. Das Erstere wurde am zwölften August 1613 eröffnet; das Letztere 1529 von dem berühmten Buggenhagen errichtet. Gurlitt wirkte an dieser Anstalt lange Zeit mit großem Eifer und treffli-

chem Erfolg. Jetzt steht ihr Kraft, früher in Nordhausen, vor. Eine von Repsold gegründete Navigations-Schule bildet Schiffs-Kapitains und Steuerleute.

Die Stadt-Bibliothek in Hamburg ist nicht unbeträchtlich. Der, nach dem Tode des früheren Bibliothekars Ebeling angefertigte Katalog weiset 150,000 Bände aus. Aber sie wird auf eine unverzeihliche Weise administrirt. Schon das Lokal ist äußerst unbequem und gestattet Arbeitenden nur einen sehr beschränkten Raum für ihre wissenschaftlichen Arbeiten. Indeß wollte man sich auch allen jenen lokalen Mißständen unterwerfen, wie dem Staub, der jedes Buch fausthoch bedeckt, so bietet sich doch noch eine andere Inkonvenienz dar, als die erwähnten. Statt dem Publikum täglich, und auf längere Zeit erschlossen zu seyn, ist sie solches nur Sonnabend und Mittwochen, während zwei Stunden; während der Oster- und Michaelis-Ferien ist sie sogar gänzlich geschlossen. Bibliothekar ist Dr. Lehmann, ein ausgezeichneter Botaniker; er ist sogar mehr Botaniker, als Bibliothekar. Bewilligt die Stadt Geld zu Ankäufen, so kann man ziemlich sicher seyn, es wird zu botanischen Werken verwendet. In der That, man könnte dieser trefflichen Bibliothek bei weitem mehr Aufmerksamkeit von Staatswegen schenken. Was kann mehr dazu dienen, wissenschaftlichen Eifer in dem Volke zu erregen und zu unterstützen, als ein solches Institut? Aber man muß ihm Leben zu geben suchen; die todte Büchermasse, vorsichtig gehütet, von dem Publikum abgeschnitten, nützt Keinem. Mit der Bibliothek ist ein naturhistorisches Kabinet und eine Sammlung physikalischer Instrumente verbunden.

Eine andere treffliche, 35,000 Bände starke Bibliothek ist das Commercium. Sie enthält, außer einer sehr vollständigen Sammlung Reisebeschreibungen, die vorzüglichsten, in fast allen Sprachen geschriebenen Werke

über den Handel und seine Geschichte, über neue Erfindungen, die Tarifs, die Geographie, das Seerecht, die Statistik, politische Oekonomie u. s. w. Auch findet man daselbst eine treffliche Auswahl von Seekarten.

Wenn ich früher die Handels-Bewegung in Hamburg mehr von der malerischen Seite aufgefaßt habe, so werde ich sie jetzt von statistischer Seite betrachten. Hamburg verdient, als eine der ersten Seestädte des Kontinents, in dieser Hinsicht eine Zergliederung. Crome giebt in seiner Statistik des hamburgischen Staats die Zahl der eingelaufenen Schiffe für das Jahr 1824 auf 1832 an; 1836 seyen ausgelaufen nach den verschiedensten Häfen von Ost- und Westindien, Nord-Amerika, Brasilien, den kanarischen Inseln, Spanien, Portugal, Frankreich, Groß-Brittanien, Holland u. s. w. Eine andere Statistik, die sich weitläuftiger über die eingelaufenen Schiffe erklärt und die vom Jahre 1815 — 1826 in einer Uebersicht mittheilt, stimmt mit der Crome'schen Angabe nicht ganz überein. Auffallend ist es, daß man über diesen Punkt keine officiellen Mittheilungen hat und zu Vergleichungen mehrer Quellen genöthigt wird. Jedenfalls ist der Verkehr mit Groß-Brittanien der ausgedehnteste. Für das Jahr 1824 führt Crome hier 645 aus- und 757 eingelaufene Schiffe an. 280 Schiffe haben in einem Jahre die Verbindung mit Brasilien unterhalten. Eine bedeutende Summe. Die Verbindungen Hamburgs mit diesem Lande sind durch den zwischen dem Kaiserreich Brasilien und den hanseatischen Städten abgeschlossenen Traktat begünstigt worden. Hamburg hat sich übrigens des Haupthandels mit jenem Staat bemächtigt. Der erwähnte Traktat soll so vortheilhafter Art seyn, daß mehre andere deutsche Staaten, vorzüglich Preußen, die Theilnahme an den durch ihn den Hanse-Städten gesicherten Vortheilen nachsuchten. Aehnliche Traktate hat Hamburg

1823 mit den vereinigten Staaten von Nord-Amerika und 1825 mit England abgeschlossen.

Es hält schwer, eine genaue Uebersicht über die nach Hamburg beförderten Waaren zu geben. De la Nourais sagt hierüber im Märzhefte der „Revue germanique" Folgendes. Im Jahre 1820 expedirte Frankreich allein 45,460 Orhoft Bordeaux-Wein dahin, nebst 1050 Tonnen anderen Weins und 12,150 Stück und 8167 „Gebinden" Brandtwein. Hiezu rechne man 26,551 Kisten 21 „Colis" Champagner, Burgunder und Liqueur. In demselben Jahre empfing Hamburg 45,000,000 Kilogramm rohen Zucker, 16,000 Ballen Wolle und 4341 Kisten Indigo. Nicht allein das westliche Deutschland, sondern das ganze nördliche Europa versorgt sich in Hamburg mit französischen Weinen, Kolonial-Waaren und Droguerie-Artikeln *). Der Kommissions- und Transithandel setzt daselbst große Summen im Umlauf; von der anderen Seite nimmt die Einfuhr der Kolonial-Waaren von Tage zu Tage zu. Im Jahre 1820 wurden 23 Mill. Pfund Kaffee eingefahren; vier Jahre später belief sich die Zahl auf 34 Mill. Welch' ein steigendes Verhältniß.

Desgleichen werden über Hamburg hauptsächlich die Produkte Deutschlands nach dem Auslande befördert **). Aus Schlesien, der Lausitz und Westphalen zieht man die nach Amerika zu spedirende Leinwand. Nach den Republiken des südlichen Amerikas sendet man Eisen, Quincallerie-Waaren und mehre andere Luxus-Artikel, die in Hamburg verfertigt worden; nach England Wolle,

---

*) Diese letztere Behauptung des Herrn de la Nourais verdient in sofern eine Berichtigung, als auch Bremen hierin mit Hamburg rivalisirt.

**) Nicht hauptsächlich Hamburg, sondern auch in eben so großem Verhältnisse besorgt Bremen diese Spedition.

Felle, Lumpen, Butter, Knochen, zum Dünger, Wachs u. s. w. Diese große Beweglichkeit wird noch durch die auf hamburgischen Territorium gelegenen Fabriken vermehrt, deren Industrie sich mit der Verfertigung von Taback und Zucker beschäftigt.

Im Jahre 1806 belief sich die Anzahl der Zuckersiedereien auf 428; im Jahre 1821 auf 321. Ihre jetzige Zahl übersteigt nicht 200, seitdem Rußland die Einfuhr hamburgischer Zucker verboten hat. Sie wird durch den großen Mauthverband noch weiter heruntergebracht werden. Die Fabrikation des Tabaks kann mit der von Bremen rivalisiren. *) Man verkauft jährlich 50 Mill. Kilogramm an Blättern. Der Justus-Tabak hat einen bedeutenden Ruf unter den Tabaken erlangt; man kennt ihn nicht nur in ganz Deutschland als vorzüglich, sondern auch in Frankreich.

In Hamburg werden jährlich an 60 Mill. Cigarren verraucht. Der Hansestädter verschmähet es, sich mit der Pfeife an einem öffentlichen Orte sehen zu lassen; die Cigarre ist hier sein steter Begleiter. Unter der Firma Havanah-Cigarren verkauft man die in Hamburg aus Havanah-Blättern, wie die in Havanah selbst fabricirten Cigarren. Den Ersteren versteht man durch eine kleine List den Anstrich ächter Havanah-Cigarren zu geben. Dieselbe besteht in folgendem. Man sendet nach Kurhafen Cigarren-Kisten, welche daselbst die Ankunft eines Schiffes aus Havanah erwarten. Der Kapitain des Schiffes, mit dem Betrug einverstanden, schifft die Kisten ein und bringt sie mit nach Hamburg, wo dann die Cigarren verkauft werden, als kommen sie direkt von

*) Ich möchte behaupten, diese sey bedeutender. Ganz Bremen ist ja eine große Tabaks-Fabrik.

Kuba. Der Vortheil der aus dem Betrug entspringt, wird unter dem Kaufmann und Schiffkapitain getheilt.

Einer Schattenseite Hamburgs muß ich noch erwähnen. Keine Handelsstadt hat so viele Bankerotte aufzuweisen, als jene. Die wöchentlich zweimal erscheinenden Fallimentslisten liefern den Beweis davon. Woher mag das wohl kommen? Hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil hier ein Jeder zum Handel — wenn auch nicht zum Großhandel — zugelassen wird, ohne daß deshalb irgend eine staatsrechtliche Bürgschaft nöthig ist. Unzählige Leute handeln und wirthschaften auf den Kredit, welchen ihnen der Kaufmann bewilligt, in den Tag hinein und täglich kommen Insolvenzen vor. Hauptsächlich bringt hier der Kleinhandel der Juden Nachtheil. Diese Leute können nicht Bürger werden und folglich auch keine Grundstücke besitzen; aber handeln dürfen sie; sie dürfen sogar ein Folio in der Bank haben. Wie sollen sie Sicherheit gewähren? Läßt man sich mit ihnen ein — und man thut es häufig — so muß man lediglich ihrer Ehrlichkeit vertrauen; diese aber hält nicht immer Stich, und daher kömmt es denn, daß die Christen in ewigem Hader und ewiger Zwietracht mit ihnen leben, daß sie nur in ihnen Betrüger und Schurken erblicken. Die Aufnahme der Juden in Hamburg, ohne ihnen bürgerliche Recht einzuräumen, ist offenbar vom größten Nachtheil für den Staat; sie zwingt dieselben häufig, zu Dingen ihre Zuflucht zu nehmen, die sie sonst vermeiden würden; zu bedeutenden Geschäften können sie nicht greifen, sie sind also auf den Trödelhandel, oder doch den Kleinhandel beschränkt. Da kaufen sie nun oftmals, ohne zahlen zu können, oftmals ohne zahlen zu wollen. Selten aber findet man bei ihnen Etwas, um sich daran von dem zugefügten Schaden erholen zu können. Der Leichtsinn, mit dem man leider! den Nerv Hamburgs, den Handel, im gewöhnlichen Leben be-

handelt er ist es allein, welcher jene häufigen Fallissements hervorruft. Die Solidität des Handels-Verkehrs steht in Bremen weit fester, ohne daß man hier die formelle Vorkehrungen zu treffen braucht, wie in Hamburg. Jene Solidität ist in Bremen Ergebniß einer bürgerlichen Rechtlichkeit, die in einer größeren Stadt weniger anzutreffen ist, weil hier Einer selten von dem Andern Notiz nehmen kann. In einer solchen müßten die Interessen des Handels durch das Gesetz sicherer gestellt werden, da die öffentliche Meinung hier nicht ein so festes Ganzes bildet. Was hilft die Falliten-Tafel an dem mittleren Pfeiler der Hamburger Börse, die nicht nur den Namen des Bankerotteurs, sondern auch die Ursache des Bankerots: Leichtsinn, Muthwillen, Unglück, Bosheit der Oeffentlichkeit Preis giebt? Der Fallissements werden deshalb nicht weniger. Häufig tritt der Fall ein, daß der Fallit die Börse schon wieder besucht und neuen Kredit genießt, wenn die vierwöchentliche Frist der Ausstellung noch nicht abgelaufen ist und die Tafel die Worte: Kreditores haben nichts erhalten, sehen läßt. Also die Sache wird hier ein Puppenspiel, das dem unglücklichen Bankerotteur das Herz verwundet und den Leichtsinnigen vielleicht unbekümmert die Börse besuchen läßt. Kreditores haben nichts erhalten; und die Ehrlichkeit und der Kredit ist schon wieder in bester Ordnung. Wirklich man muß sich ganz behaglich fühlen, wenn man so mit einem Schritt von der Falliten-Tafel wieder in die alten Verhältnisse zurükkehren kann. Hier ist das Fallissement eine reinigende Taufe, die die Schulden abwäscht und zu neuem Kredit verhilft. Freilich gehört ein ziemlich ledernes Fell dazu, an der Börse zu verkehren, an welcher man öffentlich für insolvent erklärt ist. Aber — wie gesagt — die Fälle sollen doch eintreten. Man sieht es, die formellen Vorkehrungen schützen nicht dagegen; es müßte hier

wirklich dem Unfug, den man sich mit dem Handel zu Schulden kommen läßt, gesteuert werden.

Der Kredit ist die Achse des Handels, das Leben, die Seele des Verkehrs. Indeß, Gott sey es geklagt! dieser Kredit wird meistentheils mehr als ein nothwendiges Uebel, denn als eine moralische Ueberzeugung betrachtet. Jeder Handels-Vertrag, jedes Geschäft wird meistens mündlich oder durch einen einfachen Brief abgeschlossen; die Kopie- und Handelsbücher genügen zu einem halben juristischen Beweis; man kontrahirt auf Treu und Glauben, wie es scheint. Die Sache wäre trefflich, wenn dem wirklich so wäre; aber der Kaufmann spricht achselzuckend: „ja ich muß Kredit geben, ich kann Keinem in's Herz sehen." Es ist eben ein großes Unglück, daß der Kaufmann am Ende Jeden so lange für schlecht hält, als bis das Gegentheil erwiesen wird, daß er ihm aber dennoch — die Verhältnisse verlangen das — theilweise Habe und Gut anvertraut. Hier ist denn Handels-Gebrauch und keine Liebe, etwas Hoffnung, daß der Andere kein Schelm ist und kein Glaube, daß er ein ehrlicher Mann ist. Mich dünkt, auf Widerrechtlichkeiten, auf Verletzungen in Handels-Angelegenheiten, besonders wenn dieselben fraudulöser Art sind, sollten die härtesten Strafen stehen. Aber auch der Leichtsinn verdient hier, wo Alles so vage ist, kaum eine Entschuldigung. Der Handel, dieses große Tauschgeschäft, ist von dem Augenblicke abhängig; hier ist Eile im Vorzuge, hier gilt die Person Alles und von Kaution ist nie die Rede. Wenn nun hier nicht die Moral dem Geschäfte adsistirt und die Menschen nicht ehrlich genug sind, so sollte doch wenigstens das Gesetz adsistiren und strenge genug seyn. Ein Kaufmann ist ja wirklich ohnedieß schon ein unglücklicher Mensch; er muß von Amts- und Geschäftswegen meistens lügen, übervortheilen, verläumden, weil er seine

Waaren empfehlen, so viel Geld nehmen, als er nur irgend erhalten kann, und andere Artikel, seinen gegenüber, heruntersetzen muß; nur spricht er, wenn er lügt: „meine Waare ist vortrefflich, die Häringe sind frisch von der Post gekommen", wenn sie vielleicht in Milch abgeweicht sind; wenn er übervortheilt, spricht er: „die Waare kostet mich selbst so viel, ich verdiene nichts daran"; wenn er verläumdet, ruft er aus: „dieser Thran (oder was es sonst ist) übertrifft allen andern Thran", oder — wie die Buchhändler es machen — „man verwechsele unsere Uebersetzung ja nicht mit der in N. N. erscheinenden." Wenn der unglückliche Mensch weiter nichts thut, oder, wie jener Kollekteur, den Heine schildert, den Gewinn eines Looses an den Käufer dieses Looses giebt, während er selbst die Gewinn-Nummer in Händen hat, so ist er schon ein außerordentlich ehrlicher Mann und hat Ansprüche auf das Himmelreich. Also weil der Kaufmann ohnedieß tragischen Gehalt hat, weil er, selbst ehrlich, unehrlich seyn muß, so sollte man wenigstens dafür sorgen, daß er nicht noch von der unehrlichen Unehrlichkeit verfolgt würde, daß er nicht Gefahr liefe, zu betrügen, oder betrogen zu werden, wo es der Gebrauch nicht gestattet. Man sollte einen Bankerott wirklich als etwas Anderes ansehen, denn als ein kleines Fegefeuer der Kreditlosigkeit, die, aus ihm erlöset, sofort in den Himmel des Kredits Eintritt erhält. Es ist billig, den unglücklichen Falliten gnädig zu seyn; aber wenn man gegen den Böslichen mit dem Zuchthaus einschreitet, so soll man den Leichtsinnigen wenigstens nicht leichtsinnig behandeln, und ihm nach vier Wochen, wenn Creditores nichts erhalten haben, das alte Leben wieder gestatten. Wenn Creditores nichts erhalten, so ist immer ein leichtsinniger Bankerott vorhanden; denn wie wäre es sonst möglich, die Sache so weit zu treiben. Aber da kömmt

der Ehrgeiz in's Spiel; man läßt es bis auf's Aeußerste ankommen; Einer nach dem Andern wird hineingezogen; endlich erklärt man, es sey nichts vorhanden, wie denn das immer seyn kann, ohne daß man den Falliten, selbst denjenigen, welcher ohne seine Schuld in die mißliche Lage der Insolvenz gekommen ist, deshalb stets vorwurfsfrei nennen kann. Bei boshaften Fallissements helfen sich die Falliten häufig in Hamburg dadurch, daß sie sich ertränken. Das ist allerdings das sicherste Mittel, alle Schwierigkeiten zu lösen. Immer aber bleibt es gewiß, daß man — wenn die Sache nicht gar zu arg ist — Alles von der leichten Seite betrachtet.

Ich muß hier eines Institutes erwähnen, das einer großen Handelsstadt so sehr Noth thut, das aber in der Art nur in Hamburg vorgefunden wird; es ist die Bank. 1619 am 1. März wurde sie eröffnet. Ihre Einrichtung litt an manchen Mängeln; bis endlich am 18. December 1780 ihr die Organisation gegeben wurde, die allen Uebelständen abhalf. Es wurde nämlich beschlossen, ungeprägtes Silber, sogenannte Silber-Barren als Bank-Depositum anzunehmen, um die Veränderung des Courses nicht zu spüren. Gemünztes Silber wird nun in der Bank nicht mehr angenommen, sondern nur jene Silber-Barren, die, nach der Prüfung des Hamburger Münzwardeins, wenigstens 15 Loth 12 Gran fein sind, d. h. wo das reine Silber auf 16 Loth einen Zusatz von höchstens 6 Gran an unedlen Metallen hat, also $^1/_{48}$ Zusatz. Gold wird ebenfalls nicht angenommen, weder in Barren, noch gemünzt, weil sich der Goldwerth, dem des Silbers gegenüber, nicht festbestimmen läßt und weil natürlich die Bank eine feste Basis haben muß. Die Vortheile der Hamburger Bank für den Handelsstand sind folgende: Erleichterung der gegenseitigen Zahlungen, Ueberhebung der Unbequemlichkeit und Gefahr der Auf-

bewahrung des Goldes, also Sicherung der Capitalien, Feststellung des Werthes der Hamburger Handelsvaluta, der sogenannten Bankomark, die allerdings nur eine eingebildete Münze ist. Die Zahlung geschiehet zwischen zwei Bank-Interessenten, d. h. solchen, die ein Folio in der Bank haben, durch Abschreibung der zu zahlenden Summe von dem Bankfolio des Einen auf den des Andern; von einem Folio-Besitzer an einen, der kein Folio in der Bank hat, aber dadurch, daß jener die zu zahlende Summe auf das Folio eines Geldwechslers schreiben läßt und von diesem gemünztes Geld dafür entgegen nimmt. Dasselbe geschiehet, wenn der Inhaber des Bankfolio Geld zu sonstigen Ausgaben bedarf. Natürlich kann keiner mehr abschreiben lassen, als der Werth seines Depositums beträgt. Um sich ein Conto in der Bank zu verschaffen, muß man entweder jenes baare Depositum übermachen, oder sich von einem Andern, der bereits ein Conto hat, die Summe übertragen lassen. Was auf diese Weise als Guthaben notirt ist, steht zur völligen Disposition des Betreffenden; nur darf keine Summe an demselben Tage ab- und zugeschrieben werden, ein Umstand, der von der Nothwendigkeit geboten wird, um Verwirrungen zu verhüten, der aber den Uebelstand involvirt, daß man während 24 Stunden den zugeschriebenen Posten nicht benutzen kann.

Die Hamburger Bank ist weder eine Zettelbank, wie die Londoner, noch diskontirt sie auf Wechseln, noch läßt sie sich endlich auf Vorschüsse an den Staat ein. — Letzteres erst in Folge späterer Feststellungen. Freilich haben aus diesem Grunde die Bank-Interessenten nicht die Vortheile, die aus jenen Geschäften den Aktionairs anderer Banken erwachsen; aber ihre Sicherheit läßt diese Vortheile leicht vermissen. Die Hamburger Bank behauptet ja nur eben die letztere so ersprießliche Tendenz und

jedes Wagniß würde der Heilsamkeit dieses Instituts entgegentreten. Der Kredit der Hamburger Bank ist demnach feststehend; es kann hier auf keine Weise den Interessenten Schaden erwachsen, vorausgesetzt, daß nicht die Gewalt einschreitet. Solches war bekanntlich in den Jahren 1813 u. 1814 der Fall, als der Marschall Davoust alle vorhandenen Baarschaften, 7,506,956 Mark Banko im Werth, zur Verpflegung seiner Truppen wegnehmen ließ; ein Verlust, der den Interessenten der Bank nur mit 50 pr. von Frankreich späterhin ersetzt wurde.

Die Aufsicht über die Bank hat ein Senator, dem dabei fünf Bürger zur Seite stehen. Natürlich können nur Bürger ein Bankfolio haben.

Die Kommerz-Deputation ist beständige Vertreterin der Interessen der Kaufmannschaft. Sie hat alles, was jene betrifft, zu berücksichtigen und, wo möglich, in's Werk zu setzen; den Wünschen der Kaufmannschaft dient sie als vermittelndes Organ beim Rath. Dieser pflegt in vorkommenden Fällen zuerst mit ihr Rücksprache zu nehmen.

Die Makler-Deputation besorgt Alles, was zur Ausführung der Makler-Ordnung gehört. Sie ernennt die Makler und verfügt in vorkommenden Fällen deren Suspension und sogar Kassation. Die sechs Deputirten der Kommerz-Deputation bilden in Verein mit vier Senatoren diese Deputation. Makler aber sind diejenigen Männer, die den Abschluß der Geschäfte vermitteln und sich zu dem Ende auf den Comptoiren, der Börse, oder der Börsenhalle einfinden. Die Kaufleute schenken ihnen unbedingtes Vertrauen; sie müssen eine Kaution erlegen und den Makler-Eid schwören.

Die vorstehenden trockenen statistischen und merkantilischen Abschweifungen von einer sonst mehr den Geist und den allgemeinen Charakter berücksichtigenden Schreibart mag durch die Wesentlichkeit der Institute und Ver-

hältnisse entschuldigt werden. Hamburg verdient es, daß man seinen einzelnen Trefflichkeiten einige Aufmerksamkeit schenkt; die Solidität seiner Organisation ist ein zu sehr in's Auge springendes Merkmal dieser Stadt, daß man sie nicht übergehen darf, auch wenn sie kaum zu einer pittoresken Färbung paßt. Ich halte es für billig, den Regierungen, welche sich mit Weisheit schmücken, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und so klein auch der hamburgische Staat ist, er ist, bis auf die oben erwähnten Mängel, ein Muster eines Handelsstaats. Es hat etwas unendlich Beruhigendes, wenn man sich in diesem großen Gewühle, in diesem wilden Chaos an eine Ordnung der Dinge erinnert fühlt, die Alles leitet und den schädlichen Einflüssen der Demoralisation auf Staat und sociale Verhältnisse kräftig wehrt.

Vielfach ist behauptet worden, jene Demoralisation habe die untere Volksklasse ganz und gar ergriffen; man hat der Regierung den Vorwurf gemacht, daß sie in dieser Hinsicht zu wenig Vorkehrungen getroffen. In der That, es wird in der untern Volksklasse eine große sittliche Entartung angetroffen, eine Frivolität, die an das Palais royal und die Winkelstraßen Londons erinnert. Hauptsächlich tragen dazu die vielen Priesterinnen Cytherens bei, denen man in Hamburg eine gastfreiere Behandlung angedeihen läßt, als irgendwo. Sie amalgamiren sich mit dem unteren Volke, das von ihnen zu leiden hat und durch sie an Grundsätze gewöhnt wird, die jeder sittlichen Richtung widerstreben. Indeß ich glaube nicht, daß man diesem Unfug hätte wehren können; man muß sich damit begnügen, ihn, soviel als möglich, unschädlich zu machen. Hamburg, als Seestadt, ist eine Herberge für die ganze Welt, und meistentheils für eben soviel menschlichen Auswurf, als für Menschen. Diese große Matrosen-Menge, die täglich Hamburg über-

schwemmt, ist leider von zu viehischer Natur, als daß man ihr die Befriedigung ihrer Bedürfnisse versagen könnte; man hat hier Cytheren emancipiren müssen. Häufig mag man darin zu weit gegangen seyn; insonderheit ist es zu tadeln, daß man ihr den anziehenden Luxus, mit welchem sie bei Ahrens u. s. w. auftritt, gestattet hat; die Verführung ist hier zu leicht. Aber man hat Vorkehrungen getroffen, die Moral zu sichern; jenes Institut von Sieveking, dessen ich oben erwähnte, ist es nicht ein treffliches? Auch für Volksschulen ist Sorge getragen. Immerhin aber bleibt es zu wünschen, der Staat wende von der äußeren Organisation, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt, sein Augenmerk auf die innere. Die sittliche Bildung ist die Grundlage wahrer Freiheit; sie wird auch dem Handel mehr nützen, als äußerliche Einrichtungen. Mit wahrem Entsetzen denk' ich noch immer an nachstehenden Vorfall, der mir in Hamburg begegnet ist.

Der Jungfernstieg wogte von Menschen, wie stets, wenn ein Sommerabend, der einem schwülen Tage folgt, die Menge dorthin zieht, um sich an der kühlenden Luft, die von der Alster weht, zu laben; die Pavillons waren überfüllt; die angrenzenden Straßen strömten unaufhörlich neue Spaziergänger nach jenem Boulevard aus, die den Abend genießen wollten, der in magischer Helle über diesem Theil der Stadt ruhete und mit hundert Laternen und Lichtern aufgeputzt war, ein Schmuck, der sich so lieblich und mild in der Alster spiegelte. Keine große deutsche Stadt mag einen solchen Abend aufzuweisen haben, wie Hamburg mit seinem Jungfernstieg.

Aber inmitten dieses heiteren Bildes, dieses lebendigen, lebensfrohen Treibens schleicht das Elend, oft glänzend aufgeputzt, oft ohne Hemd, mit einem für diesen Abend geborgten Kleide. Es stößt Einem an den Arm,

ergreift Einem am Rockzipfel und verleidet die lieblichen Phantasieen, die sich hier unwillkürlich aufdrängen.

Ich ging, ruhigen Schrittes, die Promenade auf und nieder; die Sterne glitzerten wie Weihnachtskerzen, die Alster lag, ein Bild der Ruhe, beinahe schlafend, am Ufer hingestreckt, nur dann und wann von einem Ruderschlag ertönend und von einer heiteren Gesellschaft umjubelt; das Menschen-Gewirre um mich herum gewährte einen angenehmen Kontrast mit der Stille des Flusses.

Plötzlich streifte mir Etwas sanft den Arm. Ich blickte auf. Es war ein junges Mädchen, in Begleitung einer älteren Frau. Man weiß es, was man in Hamburg von Frauenzimmern, die nach zehn Uhr, ohne männliche Begleitung, den Jungfernstieg besuchen, zu halten hat. Ich half mir in solchen Fällen früher häufig mit den Worten: „Mensch, laß mich gehen!" Aber das „mein Herr!" welches das junge Mädchen mehr verschämt lispelte, als laut aussprach, und ein Rippenstoß der Aelteren, der dasselbe — wie es schien — zu einem nachdrücklicheren Tone aufmuntern sollte, machten mich aufmerksam. „Was wollen Sie?" (Ich konnte mich nicht des Du bedienen.) „„Ich wollte"" — Hier stockten ihre Worte. „„„dummes Ding;""" — rief die Alte — „„„gefällt Ihnen das Mädchen?""" sprach sie weiter, zu mir gewendet. Ich war um eine Antwort verlegen; in diesem Mädchen waren Elemente vorhanden, die mit denen der Alten im grellen Widerspruch standen. Die Schaam läßt sich leicht erkennen; an die Unschuld des Mädchens mochte ich nicht glauben — die Alte aber schien mir eine Gefällige, die sie das Handwerk lehren wollte. Als ich keine Antwort fand, oder anstand, mit einer hervorzutreten, da hier nur eine grobe Abfertigung, oder eine Erhörung das Gewöhnliche ist; so ergriff die Alte zornig den Arm der Jüngeren, und zog sie mit hinfort in das Menschengedränge.

Ich setzte meinen Weg fort.

Einige Tag darauf erzählte ein lustiger Hagestolz, ein Geheimer-Rath — sein Name ist mir entfallen — Abends im **Hôtel de Pétersbourg** folgende Geschichte:

„Meine Herren, ich muß ihre Mildthätigkeit in Anspruch nehmen“ — hub er an. „Sie wissen, ich bin kein Feind von Frauenzimmern.“ Ein unwillkürliches Lächeln, das die Gesichter der Anwesenden überzog, war die stillschweigende Antwort auf diese Anrede. Auch ich, der ich den alten galanten Herrn noch wenig kannte, glaubte dieser Versicherung gern. Er hatte ein paar strahlende Faun-Augen aufzuweisen, trank jeden Mittag eine Flasche Burgunder, die seine Backen zur Morgenröthe verklärte, trug den Orden des Dannenbrog und war Hagestolz. Was bedurfte es mehr für mich zur Ueberzeugung? „Aber gestern“ — fuhr er fort — „ist mir doch etwas Seltsames begegnet; ich habe aus lauter Unschuld nicht angebissen.“ „„Da mußten entweder die Trauben sehr sauer, oder doch nicht so lieblich seyn, wie die Flasche Burgunder, die Sie sich so eben haben geben lassen““ — entgegnete sein Tischnachbar. „Scherz bei Seite, Doctor, das Mädchen war sehr jung und schön.“ „„Und Sie hätten den Joseph gespielt! das machen Sie einen Anderen glauben.““ „Ja, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen; hören Sie nur. Gestern Morgen kommt ein altes Weib, häßlich wie die Hexe von Endor, zu mir auf mein Zimmer, und verspricht mir auf den Abend die schönste Unterhaltung, wenn ich sie in ihrem Hause, Steinstraße Nro. — besuchen wolle; ich solle einen frischen, unangebissenen Apfel erhalten. Mehr aus Neugierde, denn aus Begierde geh' ich hin. Was find' ich? Ein Kind, kaum fünfzehn Jahr alt, schön wie Venus — wie die schöne Marianne wollte ich sagen; aber zarter, liebenswürdiger. Ich hätte mich in dem Mädchen verjüngen

können. Die Alte schmunzelt und läßt mich mit ihm allein. Das Mädchen stellte sich an's Fenster und sieht hinaus; ich mache mich hinter die Kleine und bitte sie um einen Blick ihrer schönen Augen. Sie hatte nämlich blaue Augen, blauer und lichter, als der Amethyst hier auf meinem Siegelring. Aber ob ich bitte, ob ich sie an den Arm fasse, sie wendet sich weg, sie hält die Hand vor die Augen. Ich bin ein Kenner, und meine, das sey Pruderie, ich werde gerade nicht zudringlicher, aber doch gereizter; und nun nimmt das Mädchen plötzlich alle ihre Kraft zusammen, wendet sich zornroth gegen mich, Thränen entströmen ihren Augen, sie versetzt mir einen solchen Stoß vor die Brust, daß ich, der Länge nach, zu Boden falle. Der Fall schallte ziemlich; das mochte die Alte aufmerksam machen, sie öffnete die Thür, stürzte herein, ergriff das Mädchen bei der Hand, schimpfte, ja mißhandelte sie. Die letztere Procedur gab mir Leben wieder; die Sache wurde mir zu toll. Ich bat das Mädchen, drohete der Alten und machte mich, meinen Hut ergreifend und einen Louisd'or auf den Tisch werfend, auf den Weg; als ich mich plötzlich von der Alten am Arm gehalten fühlte. „Sie muß, sie muß, bleiben Sie nur hier!" Diese Worte, von ihr in voller Wuth herausgequetscht, machten mir Angst und Bange; ich drängte mich zur Thür, fortwährend von der Alten gehalten. Schon den Thürgriff in Händen haltend hörte ich von dem Mädchen die Worte: „o Mutter! Mutter!" Wie vom Donner gerührt stand ich da. Meine Herren — Sie wissen es — ich bin kein Kostverächter; aber ich war wirklich wie vom Donner gerührt. So etwas war mir noch nicht in praxi vorgekommen: eine Mutter, die ihr eigenes Kind verkuppelt, nein! nicht verkuppelt, die ihrem Kinde Gewalt anthut." Ein allgemeines „schändlich!" machte sich am Tische geltend. „Sie müssen bei-

steuern, meine Herren" — rief der Dannenbrogs-Ritter — „kompromittiren kann ich mich nicht; sonst hätte ich die Gerichte requirirt gegen die unnatürliche Mutter; aber heute Morgen hab' ich das Mädchen in einer besonderen Wohnung eingemiethet. Man muß sie sicher stellen; das Weib ist schon acht Tage hindurch mit ihr auf dem Jungfernstieg umhergelaufen; die Schamhaftigkeit des Mädchens hat stets Alles verdorben. Da hat man sich endlich an mich gewendet; aber das Mädchen ist noch unberührt; ein Schurke, der der Unschuld zu nahe tritt." Bei diesen Worten fiel eine Thräne in das Burgunderglas, das dieser Klingsberg II an die Lippen führte, und ich verzieh' ihm seine Faunaugen, die jetzt eine Milde angenommen hatten, welche ich nie an diesem Mann gesucht hatte. Jeder trug sein Schärflein zu dem guten Werke bei. Am folgenden Tage aber ging ich mit dem Geheimen-Rath, der überdies noch Domherr war, zu dem Mädchen, das ich sofort als die Unbekannte am Jungfernstieg erkannte. — Sie mag ihre Geschichte selbst erzählen.

„Mein Vater war Meisterknecht in einer Zuckersiederei. Er verließ; als ich zwölf Jahre alt war, meine Mutter, welcher er nie angetrauet war und ging mit einem Frauenzimmer nach Brasilien. Aus meiner Mutter hatte er sich eben so wenig etwas gemacht, wie aus mir; dasselbe fand in Betreff jener gegen ihn Statt. Unaufhörliche Streitigkeiten zwischen meinen Eltern störten den Hausfrieden und ich war höchlichst erfreut, wenn die Schulstunde mich aus dem Hause rief. Als mein Vater davon lief, hatte man mich eben in eine Nähschule geschickt. Gott sey es geklagt! ich verdanke meinen Eltern weiter nichts, als das Leben; für meinen Unterricht sorgte die Schwester meines Vaters, die leider bald nach seiner Abreise starb, sonst hätte sie mich wahrscheinlich zu sich genommen und mich vor der

Schande bewahrt, die mir meine Mutter gestern anthat. Bis zum Tode jener hielt es diese mit mir aus; ich machte ihr wenig zu schaffen und stand ihr, da ich, wenn nicht in der Schule, doch bei meiner Tante war, selten im Wege. Indeß — wie gesagt — meine Tante starb, und ich fiel nun meiner Mutter ganz anheim. Man sagte, ich habe ein gefälliges Aeußere, und dieses erregte die Aufmerksamkeit meiner Mutter, die sich nun täglich um mein Aussehen bekümmerte. Sie schien ordentlich Fürsorge für mich zu tragen; meine Gesundheit lag ihr am Herzen, sie stattete mich mit Kleidern aus, die sich kaum für meinen Stand eigneten und nahm mich mit sich nach Tivoli, in's Theater, kurz allenthalben hin, wo ich gesehen werden konnte. Ich hatte fertig nähen gelernt und wollte davon Gebrauch machen; aber meine Mutter gab es nicht zu, behauptend, daß ich Mittel zu einem guten Erwerb besäße, wonach sich Hunderte vergebens sehnen würden; zudem sey ich ein uneheliches Kind und könne auf nichts anderes Anspruch machen, als was sie mich lehren wolle. (Das Mädchen sprach das Alles mit einer Schüchternheit, mit einem tiefen moralischen Gefühl, das hier in Thränen überfloß. Nach einer Pause bat ich sie, fortzufahren, indem mein Gesellschafter in sich hinein zu fluchen schien.) „Sie wissen nun meine Geschichte“ — fuhr sie fort — „vor vier Wochen liefen Rechnungen über für mich verfertigte Kleider ein, die mir meine Mutter mit Gewalt aufgedrungen hatte; sie konnten nicht bezahlt werden und meine Mutter machte mir nun Anerbietungen und Geständnisse, die mich mit dem tiefsten Abscheu erfüllten. Indeß sie nahm mich, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, mit auf den Jungfernstieg. Auch hatten wir kein Brod im Hause und die Mißhandlungen meiner Mutter nahmen täglich zu. Fast bewußtlos zog ich hier mit ihr umher; ich war dem Wahnsinn nahe;

meine Mutter aber meinte, das werde sich schon geben, ich werde noch mein Glück machen. Indeß der liebe Gott schien Mitleiden mit mir zu haben; ich brachte meine Ehre mit nach Hause und ertrug gern die Vorwürfe und Schläge, die meiner harrten. Sie wissen jetzt Alles. So wahr Gott lebt, ich habe ihnen nichts verschwiegen und nur die reine Wahrheit erzählt."

Das Mädchen blieb natürlich von ihrer unbarmherzigen Mutter getrennt. Der Geheime-Rath nahm sich ihrer väterlich an und brachte sie bald als Haushälterin in einem angesehenen Hause unter. Als mich eine spätere Zeit einmal wieder nach Hamburg führte, erfuhr ich, sie sey verheirathet und lebe glücklich.

Dieser Vorfall, der durch und durch Wahrheit ist und auf erwiesenen Thatsachen beruhet, läßt einen Blick in das Leben der untern Volksklasse in Hamburg thun. Ich habe unglücklicherweise mehre Dinge erzählen hören, die als Pendants zu jener Geschichte dienen können. Aber dieses sind leider Resultate einer großen üppigen Stadt, wo die moralische Luft leicht von den vielen Gifttheilen, die der Materialismus, dem hier Alles huldigt, ausströmt, geschwängert wird. Man kann es dem Syndikus Sieveking nicht genug danken, daß er jenes Institut, welches die Kinder gegen die Immoralität der Eltern in Schutz nimmt, in's Leben gerufen hat. Am meisten wird man hier das weibliche Geschlecht zu berücksichtigen haben. Es ist auffallend, aber wahr: die Entartung des Weibes kennt meistentheils keine Grenzen und versteht sich zu Allem. Ein Vater würde schwerlich das vollbringen können, was jene Mutter that. Ist das weibliche Zartgefühl einmal dahin, diese Grundlage weiblicher Tugend, so waltet das Laster hier unbeschränkt; das Weib hat dann meistens nur einen Schritt bis zu jener Gemeinheit, die beinahe mehr, als Bestialität ist.

Aber auf der andern Seite ist es auch wahr, daß eine verkehrte Staatseinrichtung viel dazu beiträgt die Immoralität zu fördern. Ich möchte nie zu einer Emancipation der Liebe rathen; aber die Hindernisse die man ihr in den Weg legt, die Folgen, die man an die uneheliche Liebe für das Weib geknüpft hat, sind wirklich entsetzlich. Ich behaupte es nochmals, die Jungfrau Maria war nicht die einzige unbefleckte Jungfrau, die einen Sohn gebar; auch in unserer neuesten Zeit haben wir hie und da solche Jungfrauen gehabt; denn die Liebe ist allmächtig. Das weibliche Zartgefühl kann allerdings bei gesetzwidriger Liebe bestehen. Der Staat kann freilich keine Ausnahme annehmen, aber die Grenzen der Regel hätten nie so eng gezogen werden sollen. Die gesetzlichen Vorschriften stellen hier Unbarmherzigkeiten auf, die nicht aus der menschlichen Natur gerechtfertigt werden; und wo eine humanere Zeit die äußeren Nachtheile der ehelosen Mutter gemildert hat und ihr mit keiner öffentlichen Strafe, mit keiner Kirchenbuße und dergleichen mehr drohet, da hat man es dennoch dabei gelassen, an die unschuldigen unehelichen Kinder alle jene früheren Nachtheile zu knüpfen. Das ist eine Ungerechtigkeit, die die Natur und den Gott in der Natur verhöhnt. Die Kinder haften für die Vergehungen ihrer Eltern, und die Strafe, die ihnen bestimmt ist, ist von der schlimmsten Art, weil sie eine Ehrenstrafe ist, ich meine die Anrüchtigkeit, an die sich denn auch reelle Nachtheile knüpfen. Freilich werden uneheliche Kinder durch nachfolgende Ehe zu legitimen; aber die Ehe ist nicht so leicht zu schließen. Ein Schauspieler z. B., der keine Heimath nachweisen kann, wird nirgends getrauet werden. Und dann bedarf es zur Schließung eines Ehebündnisses Geld, Geld, Geld. Der Natur wird hier von dem Staate in den Weg getreten. Wer ihr endlich, ohne die Gesetze, nachgibt, den schließen

diese von den Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft aus. Ich aber bin und bleibe der Meinung, daß das Zartgefühl des Weibes nicht von dem Gesetze und dem Staate bestimmt werden kann; ich bin der Meinung, daß es himmlischen Ursprungs ist. Wo Liebe vorhanden ist, da ist auch weibliche Reinheit, man soll über sie nicht den Stab brechen, wenn jene Liebe das Gesetz vergißt. Wo aber keine Liebe vorhanden ist, sondern nur roher Materialismus, da wird auch die Beobachtung des Gesetzes nichts fruchten. Die Ehe stellt die Liebe und den Menschen nicht sicher, sondern nur, und auch nur dem Scheine nach, den Staat; das sollte man stets bedenken. Wenn die Ehe die Grundlage unseres jetzigen Staates einmal ist, so legt ihr keine Hindernisse in den Weg. Auch die unehelichen Kinder fallen jenem zur Last. Er kann sich doch nicht auf Kosten der Natur sicher stellen wollen? Es ist ungerecht sie von dem Staate abzuweisen. Emancipirt die Liebe nicht, aber bindet sie auch nicht an Zufälligkeiten, an hundert tausend Gulden, laßt ihre Folgen nicht die büßen, die sich nicht an dem Staate versündigt haben, ich meine die unehelichen Kinder. Emancipirt aber die Ehe. Wenn ihr die Ehe freigebt und dann ein Weib die Ehelosigkeit vorziehen seht, so will ich nichts dagegen haben, wenn ihr an ihrem Zartgefühl zweifelt. Ihr möget dann Strafen über sie verhängen. Aber an die Früchte einer unehelichen Gemeinschaft könnt ihr keinen Anspruch machen. Die Kinder müssen stets in die Rechte der Staatsbürger eintreten. Wo keine innere Moral vorhanden ist, da wird sie nie durch die Gesetze hervorgerufen werden. Der Vater, der ein Kind in die Welt gesetzt hat, ohne die Absicht zu haben, für den Unterhalt dieses Kindes zu sorgen, wird auch durch die Ehe keine besseren Gesinnungen erhalten. Wo aber der redliche Wille vorhanden ist, da wird er auch außer der Ehe seine Pflicht

erfüllen. Auf die angeborene Moral kömmt hier Alles an; der Staat mit seinen Gesetzen gibt dem innern Menschen keine andere Richtung.

Ein uneheliches Kind heißt Ihr ein Kind der Liebe. Welch' eine schöne Bezeichnung! Sie straft Eure Verachtung gegen dieses Kind Lügen. Seyd Ihr vielleicht der Meinung, der rohe viehische Akt rufe die Kinder in's Leben? Ich glaube das nicht; die Liebe ist der befruchtende Keim. Eure Freudenmädchen, an welche Ihr den rohen Materialismus verweiset, und die Ihr, bei allen moralischen Grundsätzen, als nothwendiges Uebel betrachtet, gebären selten Kinder.

Oder glaubt Ihr, durch die Erschwerung der Ehe die Uebervölkerung zu verhindern? Ich bin der entgegengesetzten Meinung. Ist eine eigentliche Uebervölkerung je denkbar? Ich meine, im Leben nicht. Die Natur sorgt hier besser, als der Staat. Es bedarf keiner Kriege, um das Menschengeschlecht auszurotten; der Ewige hat Barthold Schwarz nicht das Pulver erfinden lassen, um die Uebervölkerung zu verhindern; die Natur haßt eine Vertilgung, die nicht von ihr ausgeht. Christoph Colombus hat nicht umsonst Amerika entdeckt; die Urwälder jenseits des Mississippi und Oronoko gewähren Tausenden unserer Brüder Schutz. Wir aber sind Kinder eines Vaters; wir alle haben gleiche Ansprüche an die Natur, gleiche Rechte, gleiche Gefühle. Emancipirt die Ehe!

Wenn von einer Uebervölkerung im Staate die Rede seyn kann, weil der Hof viel Geld kostet und die Maitressen noch mehr, glaubt Ihr durch die Erschwerung der Ehe diese eingebildete Uebervölkerung verhindern zu können? Glaubt das nicht; jener entzückende Augenblick der Liebe — ich spreche hier von reiner, wahrhaftiger Liebe — erkennt kein Gesetz an. Hier ist Gott allmächtiger, als der Staat; die Natur ergreift den Scepter, welchen ihr

der Staat für einen Augenblick aus den Händen gewunden hat; sie segnet die Herzen ein, die dieser von einander riß. Und ob Eure Gesetze den Fluch aussprechen über jene Herzen und über das Leben unter jenen Herzen, Ihr könnt dieses Leben nicht aus dem Staate verbannen. Ihr hättet den Tod, den sofortigen Tod diesem Leben bestimmen müssen, dann wäret ihr konsequent und wenigstens aufrichtig gewesen. Aber Eure Scheinheiligkeit verbannt dieses Leben in den finstern Kerker des Wahns; Ihr sprecht gottlästernd: dieses Leben ist kein ächtes, wahres Leben, wir bezeichnen es für alle Zeit mit einem Brandmal der Schande. Emancipirt die Ehe!

Die rohesten Völker, die im Natur-Zustande Lebenden erkennen ein Etwas an, das wie Ehe aussieht, eine feierliche Verbindung, die den Menschen an Pflichten mahnt, die ihm sagt, du hast höhere Verbindlichkeiten zu erfüllen, als die Fortpflanzung. Dieses heilige Etwas will ich nicht aus der Welt verbannen. Aber Ihr sollt damit keinen Wucher treiben. Ich weiß eine große Stadt in Deutschland, wo in einem Sackgäßchen nicht mehr, als fünf Paare wohnen, die in wilder Ehe leben; weil sie, wegen Geldmangels, nicht in die zahme eintreten können. Die Leute leben bürgerlich und ehrlich; man kann ihnen Nichts vorwerfen, als ein eheloses Beisammenleben, das die Nothwendigkeit ihnen auferlegt hat. Es ist zum Entsetzen.

Ein Kind der Liebe ist häufig ein schönes, noch häufiger ein kluges Kind; die Geschichte erzählt uns von solchen Kindern, die als Sterne am geistigen Himmel glänzen. Warum wollt Ihr die Gotterzeugten, die vom heiligen Geist Empfangenen ausschließen von der Gemeinschaft des Lebens? Ist Christus nicht Gottes Sohn? Was hättet Ihr mit diesem Christus angefangen, wäre er tausend acht hundert fünf und dreißig Jahre später ge-

boren? Nicht wahr, Ihr hättet das römische Recht citirt, das preußische Landrecht, das longobardische Lehnrecht wohl gar die Caroline; Ihr hättet an Eure Brust geschlagen und ausgerufen: „ich danke dir Herrgott, daß ich nicht bin, wie dieser?" Erben hätte Christus nicht ab intestato können, in keine Zunft hätte er aufgenommen werden können, nicht Schneider, nicht Schuster hätte Christus werden können, und wäre sein Vater vom Adel gewesen, er hätte ihm nicht in die Lehne succediren, er hätte nicht Herr, nicht manus dominans, nicht Vasall, nicht manus serviens, werden können? Aber an das Kreuz hättet Ihr freilich diesen Christus nicht geschlagen; denn Ihr seyd aufgeklärte Leute; Eure Priester sind Schriftgelehrte, die täglich mit Gott verkehren. Wenn Ihr Christus nicht gekreuzigt hättet, warum kreuzigt Ihr denn die Liebe? Vater im Himmel vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.

Man spricht endlich viel hin und her über ein Zusammenlaufen von Mann und Weib; wolle man der Ehe nicht Schranken setzen, so werde binnen Kurzem eine Anzahl Hülfsbedürftiger im Staate seyn, es werde namenloses Elend entstehen. Hier wendet man ein anderes Gift an, um den Einflüssen des Einen zu wehren. Wie ich schon oben bemerkte, die Moral läßt sich nicht durch die Gesetze hervorrufen. Der gute Wille, die redliche Absicht, die elterliche Liebe muß für die Kinder sorgen. Diese ist in der Regel vorhanden; sie ist mehr Instinkt, als Tugend; sie liegt im Herzen, wie der Fortpflanzungstrieb in den Sinnen. Hinzu tritt die Intelligenz, sprechend, Deine Ehre erfordert es, alle Deine Kräfte zur Erhaltung und bestmöglichen Ausstattung der Deinigen anzuwenden. Wo ausnahmsweise Vater und Mutter jenes Instinkts ermangeln, und jener moralischen Würde, da werden sie ihnen auch nicht durch die Ehe eingepflanzt. Sie wer-

den in diesem Falle, ob in unehelicher, oder ehelicher Gemeinschaft lebend, ihre Kinder dem Schicksale überlassen. Der Staat ist hier an die Natur und an den Gott in der Natur verwiesen; seine Gesetze stellen ihn nicht sicher. Auf der anderen Seite aber verhindert die Ehe ein eheloses Zusammenleben nicht; ja weil der Staat das Letztere so ziemlich ganz außer Acht gelassen hat, weil hier Stuprationskosten und Alimente, die oft höchst dürftig sind, den Vater gegen alle Ansprüche von Seiten der Mutter und des Kindes sichern, so findet man es nicht selten, daß der rohe Materialismus, den man gelinderweise mit dem Namen Hagestolz belegt, sich häufig an das Konkubinat hält, absichtlich, weil ihm dieses keine höheren Verpflichtungen auflegt, weil die Früchte dieser Verbindung nicht einmal seinen Namen kompromittiren. Sind die Kinder eines solchen Konkubinats weniger hülfsbedürftig, wenn ihr reicher Vater sie bis zu ihrem vierzehnten Jahre mit einer kärglichen Geldsumme unterstützen muß, als eheliche Kinder, für welche der Vater kein Brod hat? Ich glaube es nicht, denn — wie gesagt — der Geldfond ist hier nicht so bedeutend, daß er Sicherheit gewährte; die Liebe aber, die häufig die Stelle des Brodes ersetzt, wo ist die hier zu finden? Man verlangt die Ehe zur Sicherung des Staats, aber man hat eingesehen, daß man der Natur nicht wehren könne und erlaubt indirekt die Ehelosigkeit. Immer aber läßt man dieselbe nicht sowohl die Eltern als die Kinder büßen. Ist hier eine Sicherung des Staats gegen ein sogenanntes Zusammenlaufen vorhanden? Im Leben nicht. Der Materialismus, den man doch nur bei der Erschwerung der Ehe vor Augen haben konnte, findet im Konkubinate Befriedigung. Freilich tritt er — zur Ehre der Menschheit — nur selten ein; jeder liebt sein Fleisch und Blut. Aber wo er eintritt, da wird ihm der Weg nicht versperrt. Also die Hülfsbedürftigkeit

wird im Staate nicht durch die Erschwerung der Ehe vermindert. Freilich hat man das Weib durch die beinahe gänzliche Rechtslosigkeit, der man sie in einer unehelichen Verbindung Preis giebt, zwingen wollen, sich vorzusehen. Aber das Weib ist schwach, es glaubt so leicht an die Liebe, an ewige Treue, an Treue bis in's Grab; eine geschickte Philosophie des Alltagslebens kann es mürbe machen; die Natur hat die Leidenschaften des Weibes erregbarer geformt, als die des Herrn der Schöpfung. Wenn die Unschuld in vorkommenden Fällen strauchelt; wenn sie des römischen Rechts, der Kirche in einem Augenblick vergißt, wo Alles an und in ihr, Herz, Seele und Körper, Poesie wird, wenn sie dem — was wir mit dem hausbackenen Worte: Verführung bezeichnen — keinen Widerstand leistet, weil sie nicht stärker seyn kann, als Gott sie gemacht hat, soll sie das so schwer büßen? Der Richter citirt das Kapitel 20 über das Stuprum und das Kapitel 31 über die Alimente und spricht: „Wenn du noch eine unbefleckte Jungfrau warst, Johanna oder Christine, oder Elisabeth, so muß dir dein Verführer so und so viel Stuprationskosten zahlen und achtundvierzig Thaler jährlicher Alimente für dein Kind, und zwar bis zum vierzehnten Jahre desselben. Du darfst das Kind höchstens nach dem Taufnamen des N. N. taufen lassen, aber an den Geburtsnamen des Vaters hast du und das Kind keinen Anspruch, an sein Vermögen habt ihr kein Recht, so wenig wie an seine väterliche Liebe. Nun gehe mit Gott, mein armes Kind; also erkenne ich von Rechtswegen.“ Vielleicht steht der Vater des Kindes dabei, vielleicht wird er gerührt, vielleicht ruft er aus: „ich will dir dein Recht geben, die nachfolgende Ehe soll dein und deines Kindes Ehre vor der Welt retten.“ Der Richter nickt hier wohlgefällig und spricht: „ja, ein subsequens matrimonium macht Alles gut; aber ich zweifle — Sie

sind kein hiesiger Bürger — Sie sind Schauspieler — vielleicht ohne Heimath; die Trauung wird sehr schwer halten; Sie müssen sich an die Regierung wenden." Die Regierung kann hier gnädig seyn; sie ist es vielleicht auch, wenn der Fürst ein Auge auf die Geschwängerte geworfen hat, wenn sie früher seine — Maitresse war. Aber in den meisten Fällen wird es denn doch heißen: dem Gesuche kann nicht Statt gegeben werden. Emancipirt die Ehe! Bindet sie nicht an das Bürgerrecht, an eine Kaution, an theuere Kanzelei-Bescheide, an übermäßige Proklamations- und Kopulations-Gebühren, und Gott wird einem solchen Gesetze seinen Beifall nicht versagen.

Aber Ihr sprecht, die Ehe domicilirt einen Heimathlosen an dem Ort, wo das Ehebündniß geschlossen ist; der Staat, welcher die Eingehung des Ehebündnisses so leicht machen würde, würde von Vagabunden aller Art überschwemmt werden. Das beweiset nur, daß hier eine allgemeine Erleichterung eines Ehebündnisses eintreten muß. Dann aber werden sich doch die Dinge ausgleichen. Kann z. B. ein Heimathloser, oder ein nicht Heimathloser allenthalben in Deutschland getrauet werden, so wird er wenig Grund haben, einen bestimmten Ort dazu zu wählen. Zieht der Eine diese Stadt vor, so wird der Andere jener den Vorzug ertheilen. Der sogenannten Immoralität aber wird dadurch jedenfalls gewehrt werden. Erklärt denn in Gottes Namen, die Ehe begründe kein Domicil. Das thut nichts; die bürgerlichen Nachtheile der Heimathlosigkeit kommen den moralischen nicht gleich. Stellt wenigstens die moralischen Rechte sicher, wenn Euer zerrissenes Deutschland keine Sicherstellung der bürgerlichen gestattet. Aus der Welt könnt Ihr doch den Heimathlosen nicht verbannen; am Ende müßt Ihr ihm doch eine Stätte in Eurem Krankenhause einräumen, einen

Platz auf Eurem Friedhofe. Das sind Dinge, die sich von selbst finden.

Was nun gar die pekuniairen Rücksichten betrifft, so ist es höchst ungerecht, auf Kosten der Natur, Staat und Kirche bereichern zu wollen. Für jenen werden sich andere Hülfsquellen eröffnen; den Dienern der Kirche aber gebt zu leben, verweiset sie nicht an Sporteln, an Neben-Einkünfte, an die Taufe, die Konfirmation, an das Abendmahl, die Ehe; gebet ihnen feste Besoldungen. Ist es nicht ungerecht, wenn der Arme, oder der von der Hand in den Mund Lebende so viel zum Staate und zu der Kirche beisteuern muß, wie der Reiche, der vom Ueberfluß Lebende; wenn vielleicht der üppige Hagestolz, der dem Staate am wenigsten nützt, frei ausgeht? Gründet Eure Staats-Einrichtungen mehr auf die Natur, als auf das Geld und das historische Recht; aber gehet in Euch und denkt, daß Ihr dereinst Rechenschaft geben müßt, nicht wie ihr das justinianeische und das kanonische Recht, sondern wie Ihr das Menschenrecht gehandhabt hienieden.

Wir stehen nicht am Ende unserer socialen Verhältnisse — was Ihr auch dagegen behaupten mögt, Ihr Dollmetscher Christi, Ihr Hohenpriester des Staats, Ihr Leibeigenen der Kirche, Ihr ewigen Todtengräber der Menschheit, Ihr, die Ihr mit der Liebe Wucher treibt und das Leben zu einer aegyptischen Mumie macht. — Gott spricht heut zu Tage nicht mehr in Wundern, aber er spricht nicht weniger vernehmlich, als auf Horeb's Höhen und an der Wiege des Heilands. Er hat Guttenberg gesendet; er hat Barthold Schwarz erweckt; er spricht durch das Wort der Intelligenz zu Euch, durch den Donner der Kanonen. Höret seine Stimme! Laßt Euch nicht durch das Gequäke der Blätter für literarische Erhaltung übertäuben, nicht durch den Bergedorfer Bo-

ten, nicht durch das Anathem der „Glattgescheitelten“ und den Privatdocenten Dr. von Keyserlingk in Berlin. Das sind fromme Blätter, gute, ehrbare Pharisäer, die Euch an das Wort verweisen, an den Anstand, an die Sitte, an die Poesie und an den Staat, an die Religion und an ihren Gehalt, wie es ihnen frommt und wie es Eurem Philisterismus, Euren Vorurtheilen zusagt. Es ist und bleibt wahr: das Schrecklichste der Schrecken bleibt immer der Mensch in seinem Wahn, und „mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.“ Aber das goldene Kalb wird zertrümmert werden; es ist nicht möglich, die Humanität länger von dem Staate abzuweisen; Gott wird es überdrüßig werden, sich zu allen Sophismen und gelehrten Interpretationen herzugeben. Er wird die Kirche nicht länger fragen, wie er sich anbeten lassen soll? Er wird sich im Geiste und in der Wahrheit anbeten lassen wollen. Der Wilde am Katarakt wirft seine Pfeile und Bogen in die Fluth und erkennt die Allmacht eines Höhern an. Ihr steht am Katarakte der Zeit; Gott wird Eure Herzen lenken, daß ihr Pfeile und Bogen hineinwerft, Pfeile und Bogen, mit welchen Ihr Gott und das Menschengeschlecht bekriegt, und in diesem Euch unter einander. Eure Feinde sprechen Euch von Persönlichkeit, von Egoismus der Neuerer. Wo wären die nicht in der Welt zu finden? Wo gäbe es eine Stätte, auf Gottes weiter Erde, wo die Selbsterhaltung, und der Egoismus ausgezogen wären? Die schöne Katharina von Bora rief die Reformation hervor; aber die große, hehre Idee, die durch sie in Luther angeregt wurde, theilte sich der ganzen civilisirten Welt mit, und Gott wurde mächtig in der Hand der Schwachen. Wenn unsere heutigen Reformatoren andere Interessen haben, was kümmert es uns? Wir haben es mit dem Gedanken zu thun, mit der Intelligenz und der Ver-

nunft. Diese werden uns zum Ziele geleiten. Die Fragen unserer Zeit sind gewichtige Fragen; sie verlangen einen unpartheiischen Richter. Ein solcher wird nur die Nachwelt seyn; Sylvester Prierias, der Dominikaner, Jakob Hogstraten und Johann Eck waren nicht die Richter Luthers; der Bauer, der zu Hussens Scheiterhaufen in seinem frommen Wahne das Holzscheit trug und den großen Märtyrer geistiger Freiheit zu den Worten: o sancta simplicitas! vermochte, war nicht einmal der Repräsentant seiner Zeit, geschweige denn der folgenden. Eben so wenig, wie jener Bauer, repräsentirt Heinrich Brockhaus, der Leipziger Buchhändler, unsere Zeit; die Blätter für literarische Erhaltung werden längst zu Makulatur benützt seyn, wenn unsere socialen Verhältnisse geordnet sind und man das Anathem buchhändlerischer Industrie gegen eine junge Literatur belächelt.

So weit wäre ich von meiner Tugendhaften in Hamburg geführt worden. Ich weiß ihren Namen nicht mehr, nicht, ob sie Vesta, oder anders hieß; aber ich danke ihr, daß sie mich zu jenem Raisonnement leitete, wie ich mich denn immer gern dem Entwickelungsprocesse unserer Zeit hingebe. So viel ist gewiß, daß Hamburg, als die einzige deutsche Stadt, wo die Interessen der Menschen in so verschiedenartige Kollisionen miteinander gerathen, wo Handel und Volksverkehr mit allen Auswüchsen und Zubehörungen so mächtig walten, wo die Intelligenz in stetem Kampfe mit der Demoralisation liegt, hinlänglichen Stoff zu psychologischen und socialen Betrachtungen bietet.

Ich habe von den öffentlichen Gebäuden der alten freien Hansestadt noch nichts berichtet. Wie ich schon Anfangs bemerkte, so bietet Hamburg in dieser Hinsicht wenig Imposantes: enge Straßen, hohe, unregelmäßige

Häuser, Gedrängtheit und Ueberladung in Allem. Dieses mag eben nicht dazu beitragen, einer Stadt in ihrer äußeren Gestaltung einen Anstrich von Schönheit zu ertheilen. Hamburg ist, wie die beiden anderen freien Hansestädte, erst nach und nach zu Ansehen gelangt; nach und nach ist es auch zu der Ausdehnung gekommen, je nach den Bedürfnissen der Einwohner. Erst später ist man auf die Verschönerung der Stadt aufmerksam geworden, und man hat auch architektonische Denkmäler aufzuweisen.

Die große Michaeliskirche in der Neustadt ist eine der schönsten Kirchen, nicht nur Hamburgs, sondern auch Deutschlands. Sie gehört der neuern Baukunst an; Sonnin hat sich in ihr verherrlicht; er begann diesen Bau im Jahre 1751; derselbe wurde im Jahre 1762 bis zum ersten Stockwerke des Thurms vollendet. Die Thurmspitze wurde erst im Jahre 1778 aufgesetzt. Diese Kirche ist eine ächt protestantische Kirche; sie ist vielleicht die einzige große Kirche in Deutschland, die der Protestantismus erbaut hat, die einzige Kirche, die, im grandiosen Style gehalten, protestantische Einfachheit bekundet und alle Vorzüge aufzuweisen hat, die man von einem Gotteshause verlangen kann, wo die Rede allein wirken soll. Jene großen gothischen Dome, die aus der Zeit des Pabstthums in die lichte Zeit herüberschritten, genügen, so häufig sie auch von dem Protestantismus benutzt worden sind, nicht allen Ansprüchen desselben. Dieser verlangt eine meisterhafte akustische Bauart von einer großen Kirche; der Prediger muß sich der ganzen Gemeine hörbar machen können. Bei dem Katholicismus ist das anders; er ist an die Messe verwiesen, an den Hochaltar. Der Katholik wenn er in die Kirche tritt, wendet seine Blicke auf den Letztern; er ersieht dann aus den Bewegungen des pontificirenden Priesters, wie weit die Messe vorgerückt ist; er kann nun an der Erbauung

Theil nehmen, ohne das Gebet des Priesters, das wie Murmeln klingt, deutlich zu vernehmen. In Andacht wendet er sich an die Heilige, seine Lippen bewegen sich leise; er versinkt in fromme Betrachtungen, aus welchen ihn nur der Segen des Priesters weckt. Das ist der eigentliche Gottesdienst des Katholiken, der ihn aller Vortheile der Kirche theilhaftig macht. Die tiefe Stille um ihn, die Majestät der Kirche, die Orgel, die Heiligen an den Wänden, der Priester, die Chorknaben, mit einem Worte die Poesie Gottes ist seine Erbauung. Die alsdann folgende Predigt ist ihm Nebensache; Menschenmund ist nicht Gottesmund: die kleine Anzahl von Zuhörern drängt sich um die Kanzel, denn der Prediger kann sich in dem großen Dom nicht vernehmbar machen; dieser Dom ist für einen Höhern eingerichtet, der durch die Kirchenmusik und die Mienen und Gebehrden der Priester spricht. Ihm antwortet der katholische Christ durch stilles inbrünstiges Gebet; die Heiligen umschweben ihn dabei. Deshalb eigenen sich die gothisch-gigantischen Tempel wenig für den Protestantismus; sie sind nicht für die Stimme eines Menschen eingerichtet; im Bremer Dom hört man an vielen Stellen den Prediger gar nicht. Denselben Nachtheil bietet die Marienkirche in Lübeck. Die Michaeliskirche aber leistet der Akustik Genüge. Ueberall kann man hier den Prediger hören und auch sehen. Die Emporkirchen erheben sich amphiteatralisch links von der Kanzel bis zur Halle des Altars, so daß sie, ohne eine vollkommene Kreislinie zu bilden, sich an den nord- und südwestlichen Pfeiler anschließen. Sie sind mit dem Gebäude selbst entstanden und nicht angeklebt, wie in vielen Kirchen, die nach und nach, vielleicht von verschiedenen Baumeistern ihre Pracht erhielten. Die akustischen Vorzüge dieser Kirche schreibt Hübbe in seinen „Ansichten von Hamburg“ vorzüglich der Form des Kanzeldeckels

zu. „Er tritt nämlich etwas über das Palpet hervor, so daß sich die Stimme nicht sogleich vor der Kanzel zersplittert, sondern zusammen gehalten wird und bis an die entferntesten Sitze dringen kann.“

Die ganze Länge der Kirche, von einer Mauer zur andern, beträgt nach von Heß 246 Fuß; die größte Breite der Kreuzlinie 180. Bis zum Thurm ist die Kirche 130 Fuß hoch. Sie ist in Kreuzesform gebaut; aber die sich zwischen den Hauptpfeilern herumschwingenden Emporkirchen geben ihr beinahe das Ansehen einer Rotunde. Das schwere Kirchendach wird lediglich von vier Hauptpfeilern getragen. Der Altar ist protestantisch-einfach, ohne Schnörkeln und Ueberladung; er wird durch ein Gemälde von dem Kasseler Tischbein, die Auferstehung des Erlösers vorstellend, verziert.

Von Außen imponirt die Kirche außerordentlich; Schade nur, daß sie nicht frei gelegen ist. Was man auch behaupten mag, sie stelle sich in der Dämmerung edeler und großartiger dar, weil man dann die Ecken, Brüche, Kröpfe und Vorsprünge nicht gewahre, und sich Alles in eine kolossale Masse verschmelze; ich habe die Michaelis-Kirche am schönsten im hellen, blanken Sonnenlichte gefunden. Die Einbildungskraft mochte dazu beitragen, aber ein Denkmal des Protestantismus verliert im Zwielicht an Klarheit. Mittag’s, wenn die Sonne am Höchsten steht, ist die Zeit des Lutherthums, und diese Kirche hat mehr das Gepräge der Intelligenz, als der Poesie. Unser Protestantismus hat sich allenthalben von der katholischen Kirche beschenken lassen müssen, und die Mischung von Prosa und Poesie, die Ummodelung des Katholicismus für protestantische Zwecke schließt etwas Zerrissenes in sich. Das gewahrt man an dieser Kirche nicht; sie steht einfach und selbstständig da, ein ächtes Denkmal des Protestantismus, der sie hervorgerufen

hat. Eine Peterskirche in Rom, eine Stephanskirche in Wien, ein Münster in Straßburg, ein Dom in Köln, eine Bartholomäuskirche in Frankfurt, sie Alle gewinnen im Zwielicht. Die gothischen Ausschmückungen, die heiligen Steinbilder, Christus am Kreuze scheinen dann Leben zu empfangen, das Blumen- und Laubgewinde scheint sich in dunkeles Grün zu wandeln, die schwarzen Massen verfließen in der Dämmerung, sie scheinen sich mit dem Himmel zu verschmelzen. Die Dämmerung ist die Zeit des Katholicismus, wie sie die Zeit der Phantasie ist, die sich vom Himmel zur Erde aufschwingen will. Ein großer gothischer Dom, dessen Gewölbe sich, wie dichtes Laubwerk, gestaltet, ist ein steinerner Wald. Hier thut uns die Ruhe, die stille Feier wohl, wir wollen uns gänzlich ihren Gefühlen überlassen. Aber die Michaeliskirche, mit ihrem eben so freundlichen, wie stolzen Thurm, gewinnt, wann das Leben sie umkreiset, die Sonne ihr den Brautkuß reicht. Hier bin ich gern geneigt, die Mängel des Baus über die Idee zu vergessen, um so mehr, da die Michaeliskirche die einzige majestätische Kirche des Protestantismus in Deutschland ist.

Die Michaeliskirche ist zu verschiedenen Malen zu Concerten benutzt worden. Ich würde dieses Umstandes nicht Erwähnung thun, wenn nicht der verstorbene Hübbe, Pastor und Schul-Inspektor am Hamburger Waisenhause, auf denselben höchst naive Beschwerden gestützt hätte, die so viel beweisen, daß die orthodoxe Starrheit, wie sie vor Zeiten gegen Lessing in Hamburg auftrat, bei aller Aufklärung der dortigen Geistlichkeit, Einzelne derselben nicht in dem Grade zur Emancipation der Vernunft hat gelangen lassen, daß sie nicht stets über Entweihung des Heiligthums schreien, wenn einmal in der Kirche eine andere religiöse Feierlichkeit vorkömmt, als die Predigt, der Kirchengesang, Taufe, Abendmahl und

Konfirmation. Hübbe sagt nämlich in seinen „Ansichten von Hamburg", S. 85 und folgende: „In unsern Zeiten ward die neue Kirche einigemal zu nicht gottesdienstlichem Zwecke gebraucht, oder, wie Andere wollen, gemißbraucht, nämlich zu Concerten und Musikfesten. Die Signora Catalani hat ihre wunderschöne Stimme darin ertönen lassen und den Ertrag des Einlasses großmüthig mit den Armen getheilt. Vor einigen Jahren gab ein Verein von hiesigen und auswärtigen Musikfreunden Händels Messias und Mozarts Requiem, in diesem Jahre eine andere Gesellschaft von Freunden der Tonkunst Händels Judas Maccabäus und zuerst ein Oratorium, die Auferstehung des Erlösers, von der Composition eines hiesigen Tondichters." Wer sieht diesen Worten den verstockten Ingrimm unsres Pastors nicht an. Das „gemißbraucht," welches er andern unterschiebt, ist seine Meinung. Er kann sich nicht darüber zufrieden geben, daß der Judas Maccabäus mit der Auferstehung des Erlösers in Verbindung gebracht wird, er unterstreicht diese Auferstehung mit dicker schwarzer Dinte. Die Anspielung auf den Juden kann er sich nicht versagen. Großer Gott! sollen da die christlichen Schaafe die Juden in den Alster-Pavillons dulden, wenn ihr treuer Hirt, Händels Judas Maccabäus aus einem christlichen Tempel hinausweisen möchte, weil dieser Maccabäus kein Anderer, als ein Jude ist! — Weiter erinnert Hübbe: „Man darf sich daher nicht wundern, daß die Ansichten über den Gebrauch eines Gotteshauses zu einem, demselben ganz fremden Zwecke, sehr verschieden und widersprechend sind." Um Gotteswillen, Leute, oder vielmehr Diener der Kirche, seyd doch nicht so gar spießbürgerlich-christlich. Die Signora Catalani theilte ja ihre Einnahme mit den Armen; ohne die Kirche hätte sie diesen Armen im Leben nicht eine halbe Einnahme zugewendet. Dieses

Argument möchte allerdings, wie das vom Crispin klingen; Ihr werdet mir erwidern: wir wollen keine schlechten Mittel zu guten Zwecken. Ich stimme Euch bei, aber die Poesie ist ein Element des Christenthums, die Stimme der Catalani war ein Hauch vom Oden Gottes; sie vermochte es allerdings, selig zu machen und über das Alltagsleben hinaus zu tragen. Es ist das keine Entweihung des Heiligthums, wenn man die Poesie zu ihm einläßt; unsern Gefühlen, ich meine unsern himmlischen Gefühlen, kann man immer die Nahrung gönnen; Ihr trocknet sie nur zu häufig durch Euer Wort, das Ihr Gottes Wort nennt, aus. Gott offenbart sich in jeder Schönheit, und auf welche Weise wir ihn vernehmen, es ist gleich, wenn wir ihn nur vernehmen. Ihr habt nichts dagegen, wenn er im Donner spricht, Ihr unterwerft Euch dem Staate, der ihn sogar in seinem Donner, in dem Donner der Kanonen, sprechen läßt, Ihr seyd damit einverstanden, wenn die Regierung erklärt, nicht ich, sondern Gott, ruft das Volk zum Kampfe; Ihr verzeichnet die Namen der in der Schlacht gefallenen christlichen *) Streiter auf ehernen Tafeln in Euren Kirchen, Ihr erklärt, diese Streiter seyen für Christum gefallen; weshalb wollt Ihr denn nicht anerkennen, daß Gott durch eine schöne Stimme, im Kirchengesange (denn den „Tankred" wird die Signora nicht in der Michaeliskirche gesungen haben) durch Händels Judas Maccabäus zu Eurer Gemeinde sprechen kann? — Weiter spricht Hübbe: „Einige haben den Einlaß für Geld in eine christliche Kirche, die doch eigentlich ein Gemeingut ist, anstößig gefunden. Andere sind der Meinung, daß wenn eine Kirche

*) Riesser behauptet, die jüdischen Streiter, diese Nachkommen des Judas Maccabäus, seyen davon ausgeschlossen worden.

geöffnet ist, man keinem Christen den Eingang verwehren dürfe, und finden es hart, daß man den armen Christen die Gelegenheit, es sey nun wodurch es wolle, sich eine größere oder kleinere Rührung und Erbauung zu verschaffen, versperre, während der Jude, oder Israelit dieselbe für ein Einlaßbillet erhalten kann.“ In dem „Einigen“ und „Andern“ sind nur die verschiedenen Anklagen des Herrn Pastor Hübbe zu erblicken. Das, was „Einige“ sagen, will ich ihm hingehen lassen, es ist von einem guten Hausvater gesprochen, der nicht gern etwas von seinen Rechten aufgibt; eine Gemeinde-Weide darf keinem vorenthalten werden. Wenn aber „Andere“ sich über den Israeliten ärgern, daß er dasjenige für Geld haben könne, was kein Christ umsonst, so wird dadurch eine Kleinlichkeit an den Tag gelegt, eine Bevorzugung des Christen, die uns schaudern macht. Wenn ein christliches Gotteshaus der Poesie erschlossen wird, so müssen Alle, die nach höherer Erbauung verlangen, Zutritt dazu erhalten; die Poesie ist auch Gemeingut der Menschheit. Unser guter Hübbe geht aber noch weiter; er spricht: „Wieder Andern wird unheimlich bei dem Gedanken, daß Christen in ihrer Kirche den Israeliten, welche doch eigentlich an dem Texte der Musik kein Interesse haben, noch haben dürfen, (hier muß der Setzer, auf Hübbe's Befehl, erinnern: Judas Maccabäus mache davon eine Ausnahme,) sondern genau genommen nur auf die Noten hören müssen, für Geld eins aufspielen und singen.“ Was sagt Ihr zu dieser Humanität; Ihr Riesser, Menzel, Du alte und junge Literatur? Ist das nicht ein ächter Pfaffen-Ausspruch? Ihr dürft Euch wahrhaftig! nicht über den Pöbel der Pavillons beschweren, wenn der Pöbel — ich wollte sagen, die Diener der Kirche — solche Aussprüche thun. Die Partheisucht der Kirche ist von jeher der Krebsschaden der Menschheit gewesen; aber Ihr

dürft denjenigen Kämpen unserer neuen Literatur nicht steinigen, der mit dem verwegenen Ausspruch, in Betreff des lieben Gottes, hervortrat. Zu welchem gemeinen Hohn gibt Christus dem Pastor Hübbe und seinem Setzer Veranlassung. Wenn die Worte Gutzkows nichts Anderes darthun sollen, (und das sollen sie offenbar nicht,) als daß keine Idee, kein Wesen, von Wodan an bis auf die neueste Zeit, so sehr gemißbraucht worden sey, als Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der Heilige Geist, so mag man in der tiefsten Seele erbeben, wenn man sie lies't, aber wer will hier den ersten Stein werfen? Geht in Euch, dann richret. Aber bis dahin werden sich die Zeiten ändern und man wird mit andern Augen sehen, mit anderen Ohren hören. Es werden dann auch Israeliten in einer christlichen Kirche die Catalani hören dürfen; es wird dann Judas Maccabäus nicht durch einen Pastor am Waisenhause abgewiesen werden von der Michaeliskirche; es wird dann die Auferstehung des Erlösers nicht durch diesen Judas Maccabäus profanirt werden; es wird dann nicht die Rede davon seyn, der Israelite dürfe kein Interesse an einem christlichen Text nehmen; vielleicht wird man dann Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten; ich sage vielleicht — denn der Herr der Herren ist der geduldigste Monarch der Erde und die Hofordnung ist seinen Dienern überlassen, er hat seit Christus noch nicht wieder in Wundern gesprochen; es ist kein Moses vorhanden unter allen denen, die ihn anbeten, den er zu sich rufen könnte, auf den Berg Horeb, oder auf den Feldberg, oder den Brocken, oder die Jungfrau; sie beten Alle das goldene Kalb des Wahns, den Moloch der Unbarmherzigkeit an; und wer ein Wort spricht, das ihnen nicht frommt, den werfen sie in die Löwengrube, oder den feurigen Ofen. Sie leben von Gott, statt in

Gott, und setzen auf ihre Begräbnißplätze die gottlästernden Worte: „Selig sind, die in dem Herrn ruhen.“ Nein! sie sind nicht selig. Selig werden, die in dem Herrn arbeiten, rastlos, Tag und Nacht, unbekümmert um die Welt, ja sogar unbekümmert um Heinrich Brockhaus. Ihr Herz wird zerrissen werden vor der Zeit, ihr sterblicher Theil wird vielleicht erliegen; aber man wird ihnen die Ruhe gönnen und sie selig preisen in dieser Ruhe, denn sie haben ihr Werk als treue Arbeiter in dem Weinberge des Herrn vollbracht. Ich kann nicht umhin, verzeiht mir die christlichen Worte; ich bin Christ, Protestant, Lutheraner. Warum soll die Bibel uns nicht so gut zu Citaten offen stehen, wie Euch, Ihr Pharisäer und Schriftgelehrten?

Ich will nach diesen Anführungen, den guten Pastor Hübbe in Frieden ruhen lassen, obwohl sich seine Ereiferungen noch eine Zeitlang fortspinnen. Ich mag nicht daran glauben, daß heut zu Tage noch Anklänge solcher Grundsätze in Hamburg gespürt werden; aber fürchten sollte man es beinahe, denn die Israeliten sind neuerlich wieder aus den Alster-Pavillons hinausgeworfen worden, und zwar ohne daß daselbst die Auferstehung des Erlösers aufgeführt wurde, wie einst in der Michaeliskirche.

Indeß Hamburg hat noch immer einige Eiferer aufzuweisen, die an weiland Pastor Melchior Götze erinnern und sich über das neue Hamburg und den Unglauben in brüllende Seufzer ergießen. Wie ich schon oben bemerkte, es ist daselbst wenig positives Christenthum mehr, und das **Rever. Ministerium** bekennt sich zum sogenannten vernünftigen Christenthum; aber in Einzelnen spuken dennoch die geistlichen Umtriebe der neuesten Zeit. Die Unpartheilichkeit verlangt es, daß ich ich den Generalstab der Hamburger Mystiker nicht übergehe.

Pastor R........, in der Vorstadt St. Georg, steht oben an; er treibt Teufel aus und läßt über das hamburgische Sodom und Gomorra Feuer vom Himmel regnen. Nicht so donnernd und vernichtend, wie R........, tritt der Pastor J... auf. Er spricht sentimental und blumig über die Unfälle der Zeit, über den Geist der Vernichtung und provocirt auf Glauben, Liebe und Hoffnung. Wenn die Kirche des Ersteren alte Jungfern, Schuster, Altflicker mit eingeknickten Brustbeinen besuchen, so zieht J... junge Damen in seine Predigten, bewegliche Wesen, die das Weinen lieben und gern in himmlisches Entzücken gerathen. Wo junge Damen die Elite bilden, da werden junge Herren nicht ausbleiben. Unter diesen Mystikern befinden sich Leute von Geist und einflußreicher, bürgerlicher Stellung; ja sogar der sonst um seine Vaterstadt so hochverdiente S........ und der Verfasser von „Bertold's Tagebuch" schließen sich ihnen an; mehre Aerzte, wie z. B. die Herren A..... und B........, welcher Letztere Verfasser eines kleinen Romans und jener Lobschrift auf den seligen Professor H....... ist, die so viele gemüthliche Lächerlichkeiten enthält, haben ihre Praxis auch auf das ewige Leben ausgedehnt und eilen mit geistigen Medikamenten zu Hülfe. Das wären die vornehmsten Anführer der Hamburger Mystik, die ihr Hauptquartier am Jungfernstieg in der Buchhandlung von P...... und B..... aufgeschlagen hat. Sie bearbeiten das Volk in Hamburger Blättern, aber anonym, sie besuchen die Versammlungen der Schuster und alten Weiber, aber im Mantel und mit tiefem, auf die Stirn gedrückten Hut. Die öffentlichen Scharmützel, welche diese Parthei zu bestehen hat, werden von den untergeordneten Geistern geleitet. Hier zeichnet sich der candidatus reverendi ministerii, B..... aus, der Redakteur des Bergedorfer Boten. Dieser junge Mann gemahnt mich an so manchen norddeutschen Studenten

der Theologie, der, gleich dem ältesten Sohne des alten Wandsbecker Claudius, derzeitigen Pastor im Dorfe Sahms, seine Bestimmung zum Obristwachtmeister eines Husarenregiments verfehlte und durch eine ungeheuere Ironie des Schicksals unter die Schwarzröcke gestoßen wurde. Man könnte freilich auch behaupten, daß die theologische Disciplin, die Kriegsgesetze Jehovah's, die Kanzel, der Beichtstuhl solchen tumultuarischen Leuten Ersatz geben für die militairische Disciplin und den blitzenden Säbel, der dem knieenden Feind das Garaus machen, oder Pardon gewähren kann, wie denn den Pfaffen ja ohnehin die Gewalt zusteht, zu lösen, oder zu binden, zu verdammen, oder freizusprechen. Der Bergedorfer Bote ist die Trompete von Jericho, der Kandidat B..... handhabt sie auf eine entsetzliche Weise zum Besten des lutherischen Katechismus; er raset, wie der feurige Engel mit dem Schwerdte durch die engen dumpfigen Gänge Hamburgs, verkriecht sich in die „Keller", versteigt sich in die „Säle" und schimpft und flucht, wie der brüllende Löwe, zu Ehren der Kirche und der Legitimität Gottes. Er ist ein kleiner Fürst in dem Schmutz der Hamburger Winkelstraßen, ein zweiter Eber der Ardennen; was nicht an den Bergedorfer Boten glaubt, das erliegt seinem Grimm, und dem untern Volke wird im Hintergrunde die Wohlthätigkeit, die Unterstützung, die Verbesserung seiner Lage vorgehalten. Man kann sich, unter so bewandten Umständen, leicht denken, daß der Krieger Zion's bald einen kleinen Troß erhalten muß; denn das Unglück versteht sich zu Allem und ist überglücklich, wenn es, neben der ewigen Wohlfahrt, auch die zeitliche reguliren kann.

Der Bergedorfer Bote, oder viellmehr der candidatus reverendi Ministerii B..... war es, der in Hamburg gegen Gutzkow's Vorrede zu den Schleiermacher'schen

Briefen über die Lucinde zu Felde zog. Der Bergedorfer Bote warf den ersten Stein auf jene Worte, die — was man auch dagegen einwenden mag — nur poetisch-philosophische Reflexionen über ein dürres Institut des Staats sind, das, so wie es jetzt in Deutschland besteht, nur zu sehr der Natur widerstreitet. Jene Worte mögen kecke Behauptungen enthalten, verwegene Folgerungen machen, dem Bestehenden gegenüber, kurz, praktisch unhaltbar seyn; aber die Licenz des Dichters gestattet die grellsten Farben der Satyre, wenn nur der Idee, die er verficht, moralische Principieen zum Grunde liegen. Die Letztern hat man Gutzkow durchaus abstreiten wollen; man hat ihn als den Vertheidiger des rohen Materialismus geschildert. Dem ist nicht so; Gutzkow ist der Meinung, daß die Wahrheit sich nicht allein auf das Bestehende stütze, auf die geoffenbarte Religion, auf die Gesetze, daß es auch eine unsichtbare Wahrheit gäbe. „Bei jeder neuen Richtung, fragen die Einen: Wo geschah dies? die Andern: Sollte dies geschehen können? Nur die freien Gemüther entscheiden, ohne zu fragen, weil sie es fühlen, daß das, was nicht geschieht, immer noch wahr ist, selbst wenn es nicht geschehen kann." *) An Gutzkow's Vorrede knüpfen sich mancherlei poetische Resultate, die nicht so gräßlich sind, als diejenigen, welche Kurzsichtige daraus herleiten wollen. Die Illegitimität und die Ebenbürtigkeit würden wegfallen, wenn man die Ehe mehr als naturrechtliches, denn als rein positives Institut betrachten würde. Wenn man aber der Meinung ist, der rohe Materialismus werde durch jene Worte über alle Grenzen hinausgeführt, so ist das eine Furcht vor einem Hirngespinnst, das, bei der natürlich-moralischen Grundlage der Menschheit, nie realisirt werden kann.

*) Gutzkow's „Wally" S. 319.

Die Liebe ist der gottgesandte Priester; den verläugnet Gutzkow nicht. Wo aber die Liebe den Act der Trauung vornimmt, da ist keine Umwandelung des Menschen in einen thierischen Zustand möglich. Dieser Schutzengel verhütet jegliches Uebel. Natürlich war Gutzkow's Vorrede nur für die Intelligenz geschrieben; Leihbibliotheken-Futter würde dieses Buch schwerlich geworden seyn; die Hamburger Winkelgassen hätten vermuthlich keinen Schaden daran genommen. War es aber mißzuverstehen — wie denn das nicht zu läugnen ist — so hätten sich, vor allen Dingen, die Volksblätter hüten sollen, es dem großen Publikum in die Hände zu spielen. Der Bergedorfer Bote wird ihm eher das Feld erschlossen, als abgesperrt haben. Aber Herr B..... mußte sich Luft machen; er sprach das Anathem über Gutzkow in jener gewaltigen Wachtmeisterweise aus, die das Gepräge des Bergedorfer Boten ist. Als nun Ludolf Wienbarg sich in den „literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle" Gutzkow's annehmen wollte, trat die Hamburger Censur mit ihrem Veto dazwischen und erklärte, es solle jetzt nichts, weder für, noch gegen diese Sache geschrieben werden. Eine Erklärung, die, wäre sie vor dem Anathem des Herrn B..... ausgesprochen, wenigstens durch polizeiliche Motive hätte gerechtfertigt werden können. Post festum aber war sie höchst ungerecht. Wienbarg's Ansicht ist nun in seinem „Zur neuesten Literatur", in dem Aufsatz: Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow ausgesprochen, und zwar so vorurtheilsfrei, wie man es von diesem umsichtigen Kritiker erwarten konnte, der alle Erscheinungen des jungen Deutschlands, wie des alten nach dem welt-literarischen Maaßstab beurtheilt. Er sagt: „Tapfrer Gutzkow, Du hast dem Andenken Schleiermachers und der Liebe, die ach! so schlecht und ordinair geworden ist in deutschen

Landen, daß sie kaum mehr diesen heiligen, zaubervollen Namen verdient, Du hast ihnen Beiden einen wackern Ritterdienst geleistet. Daß Deine Vorrede zugleich ein Kreuzzug gegen das moderne Pfaffenthum werden mußte, lag in der Natur der Sache. Schleiermacher's Vorrede, welche die Pfaffen nicht ausdrücklich nennt, bezeichnet sie deutlich genug, ihrem unvertilglichen Wesen nach. Sie sind der Liebe und allen schönen und freien Regungen der Menschennatur von jeher Feind gewesen." An einer anderen Stelle heißt es: „Gutzkow's Pflicht, als Herausgeber der Briefe, war vor allen Dingen, den Gesichtspunkt zu bezeichnen, aus welchem ihr Verhältniß zur früheren Zeit und namentlich zu Friedrich Schlegel's Lucinde, betrachtet werden muß. Auf meisterhafte Weise hat er dieser Pflicht Genüge gethan. Wenn je die historischen Fäden geistiger Beziehungen unverwirrt und unzerrissen im klarsten Lichte aufgewiesen werden, so theilt Gutzkow diesen Ruhm; wie denn überhaupt die anatomische Feinheit seiner Hand ihres Gleichen sucht. Durchaus scharf und richtig ist die Charakteristik der Lucinde. Schleiermachers illimitirte Bewunderung dieses glänzenden Kunstmeteors der Liebe, wurde die einzige Schwachheit seiner vertrauten Briefe. Diese allein war ihm später auch fatal an ihnen. Wie verzeihlich aber war sein Irrthum! Er glaubte an die Kraft und Zauberei der Liebe, die aus dem zierlichen Malerstock des Julius gelegentlich eine Herkuleskeule zaubern könnte; er ergänzte an Julius den Cäsar, und sah Thaten im Hintergrunde seines Verhältnisses mit der Lucinde, wo nur Entnervung und Abspannung nach dem Raffinement der Wollust, le mal de Rome, die Dyssenterie des Katholicismus folgen konnten. Doch hätten wir, an Gutzkow's Stelle, noch ausdrücklich bemerkt und hervorgehoben, daß nicht der Schlegel'sche Roman, sondern dessen Gegenstand, die Liebe, das ei-

gentliche Thema der Schleiermacher'schen Briefe bilde. Auch ist es ja eine unschädliche Illusion, sich die Lucinde so vollkommen und schön zu denken, wie Schleiermacher sie sich gedacht hat, mag man nun die Lucinde kennen, oder nicht." Wenn Wienbarg sein Urtheil über Schleiermacher und Gutzkow mit den denkwürdigen Worten schloß: „Geliebte, ist es nicht ein süßer Gedanke, daß für die Liebe nichts verloren geht? Abälard's scholastische Werke vermodern im Staube der Sorbonne, aber die Briefe Abälards an Heloise sind unsterblich und erneuern in jedem Frühlinge ihre Klage, wie die Nachtigallen?" Wer sollte hier nicht eine andere Ansicht von Gutzkow's Tendenz bekommen, als die ist, welche die Oberflächlichkeit aus seiner Vorrede herausklügelt.

Der Menschheit den Geist der Ehe, statt der Form, zu zeigen, diesen Geist der Liebe, von welchem heut zu Tage selten die Rede ist bei einem Ehebündniß, ist die edelste Tendenz eines Schriftstellers; denn unsere socialen Verhältnisse bedürfen einer andern Richtung; man muß darauf sinnen, die Intensität unseres gesellschaftlichen Lebens festzustellen, soll der Mechanismus nicht jeden göttlichen Keim vernichten. Die Liebe ist die Grundlage der Welt, sie muß auch die des Staats werden, soll er nicht über kurz, oder lang gänzlich vertrocknen. Die Liebe ist das Leben. Wenn Gutzkow die hausbackene Ehe mit der schärfsten Satyre bekämpft, dieses Institut, an welchem die Menschheit kränkelt, wer will ihm deshalb einen Vorwurf machen?

Man sieht es, der candidatus reverendi ministerii: B..... übertrifft die Bremer Mystiker noch durch den gewaltigen Landdragonersäbel, den er gegen die Feinde gebraucht; er gehört gewissermaßen der mystischen Polizei an und schlägt stets, wie die Uhlanen, auf dem Hamburger Berge, darein, natürlich nur flache, oder gar S..hiebe

austheilend; denn sein Angriff auf Gutzkow im Bergedorfer Boten entbehrt nicht nur des literarischen, sondern sogar des Studenten-Anstandes; er ist gegen allen Comment und in einem solchen unleidlichen Tone gehalten, daß man ihn passend eine gedruckte Real-Injurie nennen kann. Wenn die Wahrheit (?) solcher groben Exklamationen bedarf, so wird man nur zu leicht geneigt seyn, an ihrem Charakter zu zweifeln.

Das wären die Hamburger Mystiker, die übrigens auf das Leben nur einen geringen Einfluß ausüben und es zu keinem Resultate bringen.

Bei der Entwerfung meiner „bremischen Skizzen" hatte ich keine Kenntniß von den factischen Verhältnissen, die dem Mallet'schen Streite mit der oldenburgischen und jever'schen Geistlichkeit zum Grunde liegen. Es kann nicht schaden, wenn ich, in Betreff dieser Angelegenheit, hier Bemerkungen anknüpfe, die sich mir, bei'm Lesen der mir später zugekommenen Schrift: Die Mallet'sche Frage und der Voget'sche Vertheidigungsversuch, rechtlich erörtert von Theodor von Kobbe, aufdrangen. Die bekannte Streitfrage gehört dem Mysticismus im Allgemeinen an; er mag nun in Bremen, oder in Hamburg seinen Sitz haben. Sie ist durchaus nicht aus einem lokalen Gesichtspunkte zu betrachten; selbst die rechtliche Erörterung dieser Frage wird zu einer Sache des allgemeinen deutschen Bundesrechts.

Mallet hat sich von den Schauspielern gegen die jever'sche und oldenburgische Geistlichkeit gewendet und ihr in aller christlichen Liebe ein „offenbar leichtsinniges und träges fleischliches Leben" vorgeworfen; er hat erklärt, ein großer Theil der oldenburgischen und jever'schen Geistlichkeit „schände" das heilige Amt. Er hat weiter behauptet: „Es gäbe sogar unter diesen fleischlichen Geistlichen Leute, welche wegen ihres schandbaren Lebens bei

allen ihren Gemeindegliedern in der tiefsten Verachtung stehen, weshalb sie denn auch zum gerechten Lohn für ihre Gewissenlosigkeit vor leeren Stühlen und Bänken predigen müssen."

Die Kirche maßt sich hier eine Gewalt an, die die Gerichte und die Polizei, den Staat, die Gesetze und die rechtliche Freiheit mit einem Federzug vernichtet. Die oldenburgische und jever'sche Geistlichkeit wird von dem Herrn Mallet in den Bann gethan, und der Bremer Advokat Voget ruft aus: „Eine Injurie liegt hier nicht vor; denn zu einer solchen erfordert das Recht vor allen Dingen eine bestimmte Person, oder ein bestimmtes Rechtssubjekt, dessen Ehre verletzt seyn soll, eine ehrverletzende Handlung, namentlich eine Behauptung ehrenkränkender unwahrer Thatsachen, endlich auch den animus injuriandi." Nun hilf Dir „Hochwürdige Geistlichkeit des glücklichen Herzogthums Oldenburg und des reich gesegneten Jeverlandes", Du hast es jetzt mit dem justiniannischen Recht, mit Weber und Voget zu thun, und was auch Theodor Kobbe zu Deinem Besten anführen mag, ich glaube, die Jurisprudenz kann Dir keinen thätigen Beistand leisten; denn die Bestimmungen über Injurien in unserem deutschen Rechte sind vage, die Grenzen sind hier eng gezogen und Herr Mallet versteht sich darauf, sein heiliges Amt nicht mit den Gerichten in Konflikt zu bringen. Was wird man ihm anhaben können? Eine Ehrenerklärung? Das wäre das Einzige, was Du von diesem Rechtsstreite zu erwarten hast, vielleicht, wenn nämlich Voget nicht mit seiner allerdings in jure begründeten Ansicht durchkömmt, daß hier ja von keiner bestimmten Person die Rede sey, nicht von allen dortigen Geistlichen, sondern nur von „vielen". Der eigentliche Kläger fehlt.

Aber wer hat denn die Censur in Bremen zu verwal-

ten? Erscheint der in Bremen verlegte „Kirchenbote“ ohne Censur? Ich frage, wer ist Censor in Bremen? Ist es derselbe Mann, der mir eine Aufforderung an die Theater-Direktion strich, die diese ersuchte, einen beliebten Schauspieler der Bühne zu erhalten? Gilt ihm die „hochwürdige Geistlichkeit“ des Herzogthums Oldenburg und des „reichgesegneten“ Jeverlandes weniger, als Herr Bethmann? Die Censur ist Ausfluß der Polizei; sie darf es nicht dulden, daß in ihrem Staate Gehässigkeiten gegen die Geistlichkeit eines andern Staats gedruckt werden. Diese Gehässigkeiten können zu Unruhen Veranlassung geben, zu Zerwürfnissen; diese Gehässigkeiten können die Einigkeit, den Frieden des ganzen Großherzogthums Oldenburg untergraben. Das ist der Punkt, der allein zu berücksichtigen ist. Diese Sache gehört vor das höchste Tribunal, das über Deutschlands Ruhe wacht. Diesem liegt es ob, zu entscheiden, ob ein Bremer Prediger das Recht hat, die Geistlichkeit und somit auch den kirchlichen Zustand eines deutschen Bundesstaates „schandbar, schwelgerisch, lärmend, fleischlich, in der tiefsten Verachtung stehend, gewissenlos“ zu nennen. Diesem liegt es ob, zu entscheiden, ob der bremische Censor durch sein imprimatur in diesem Falle nicht gegen die Ruhe und Einigkeit Deutschlands verstößt. Wäre es gestattet, daß sich ein Bürger eines Bundesstaates so keck und verwegen, wie Mallet solches gethan hat, über staatsrechtliche Institute eines andern Bundesstaats äußern könnte, über Kirche und Geistlichkeit, als die wesentlichsten Branchen der Verfassung, so würde wahrhaftig der Anarchie im Inlande, vom Auslande her der Pfad erschlossen. Will man einigermaßen konsequent seyn, so darf man hier eine Vermittelung nicht abweisen. Es liegt nur zu sehr am Tage, daß die Bremer der Revolution Vorschub leisten. Dadurch, daß sie ihren Doktoren

der Rechte den Herrn nahmen, veranlaßten sie bekanntlich acht Jahre später die Julius-Revolution; jetzt säen sie nun sogar den Saamen des Unfriedens in einem fremden Staat aus. Ich erkläre den Bremer Censor für einen höchst gefährlichen Mann, in Betreff der allgemeinen deutschen Ruhe.

Man sieht es, wohin der Mysticismus führen kann? Er kann der Ordnung der Dinge gefährlich werden. Aber welchen Nutzen schafft Mallet in moralischer Hinsicht mit seiner Warnung und seinem Anathem? Das ist eine andere Frage.

Ein Mann, der die Bühne für dem Teufel verfallen erklärt, hat offenbar kein Urtheil in Geschmackssachen; sein Gesichtskreis ist eng; er ruft: betet und büßet! Die Geistlichkeit soll sich, nach seiner Meinung, von dem Leben scheiden, und wo sie gar tanzt, oder die Wirthshäuser besucht, da nennt er sie schwelgerisch, leichtsinnig, fleischlich, gewissenlos. So macht sich die Sache leicht. Großer Gott! sind wir denn jetzt wieder dahin gekommen, daß die Geistlichkeit, um ihren Beruf zu erfüllen, der Socialität entsagen muß? Unser Jahrhundert widerlegt hier Mallet, wenn es nicht schon der Protestantismus gethan hätte. Wenn Luther gegen die Schwelgerei der Geistlichkeit mit allen Waffen des Wortes zu Felde zog, so sprach er doch auch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang, der bleibt ein Thor sein Lebelang." Und Luther lebte zudem in einer Zeit, wo seine Kirche eines Pabstes bedurfte; er wurde der Pabst von Wittenberg, dem zu Rom gegenüber. Die Grundsätze seiner Zeit dürfen unsere Zeit nicht in allen Dingen bestimmen; er hat manche Behauptungen gewagt, die unser Jahrhundert verwirft; die Diktatur der protestantischen Kirche erlosch mit ihm; man wird keinen zweiten Diktator anerkennen, am wenigsten aber Herrn Pastor Mallet, als

solchen. Wir halten an das Lutherthum, aber an keinen Luther mehr; die Person des sechszehnten Jahrhunderts ist keine des neunzehnten; wir verlangen eine kirchliche Freiheit, wir weisen den Prediger von allem Einfluß auf unsere socialen Verhältnisse ab; die Geistlichkeit soll nicht dazu dienen, unser Leben auszudorren; wir halten es ihr nicht zu Gute, wenn sie uns darin mit einem guten Beispiele vorgeht; wir geben auf einen nicht tanzenden Prediger nicht mehr, als auf einen tanzenden. Was Luther für die Zurückgezogenheit der Geistlichkeit anführen mochte, das eignet sich nicht für 1835. Der Zustand der damaligen Zeit, die Denkweise erforderten es, daß die Geistlichkeit bedächtigen Schrittes in das sociale Leben trat, von welchem sie so lange ausgeschlossen war; man hätte in damaliger Zeit leichtlich ein Aergerniß an ihr nehmen können. In unserer Zeit, wo wir über die Reformation im Reinen sind, müssen uns andere Principien leiten. Unsere Geistlichkeit mag sich in Gottes Namen jenes ächt lutherischen Mottos, dessen ich oben erwähnte, bedienen, sie wird durch die praktische Anwendung desselben bei ihrer Gemeinde keinen Schaden nehmen.

Diese unglückselige Orthodoxie, sie bedenkt nie, daß der Zeitgeist, die Jahrhunderte, der Staat die positiven Bestimmungen der Religion modificiren können. Warum haltet ihr nicht die andere Backe zum Backenstreich hin, sondern stellt eine Injurienklage an? Die christliche Lehre verwirft die Injurienklage. Wozu habt Ihr einen Schwur? Was über Ja und Nein ist, ist von Uebel. Warum betet Ihr für den Sieg der Waffen Eurer Krieger? Gott will Nichts von Krieg wissen, Christus spricht: „liebet die Euch hassen."

Es ist nur zu sehr wahr, wir stehen am Ende der Frömmigkeit; denn wir können nicht länger scheinheilig

seyn und uns mit Dingen brüsten, die wir so schlecht befolgen. Wir lassen dem Nächsten das Bett unter dem Leibe wegnehmen, wenn er seine Neujahrs-Rechnungen nicht bezahlen kann; sollen wir die Welt glauben machen, wir lieben ihn mehr, als uns selbst? Schon der Staat geräth mit den Vorschriften der geoffenbarten Religion in Widerspruch, er hebt sie auf durch seine Gesetze; noch kräftiger aber hämmert der Zeitgeist auf das positive System ein. Und doch scheut man sich, hundertfach gegen Christum durch die That sündigend, durch das Wort einzugestehen, daß Christi Lehre, wenn auch ihrer Grund-Idee, doch keineswegs der strengen Form nach, mehr haltbar sey für unser Jahrhundert. Ich habe Euch Thatsachen angeführt; widerlegt dieselben.

Wie Ihr von Christus sprecht, so sprecht Ihr von Luther, von Calvin, von allen Reformatoren. Ihr nehmt die Lehren früherer Jahrhunderte als Autoritäten des jetzigen an und ermahnt: also steht es geschrieben. Die geoffenbarte Religion ist Menschenwerk; sollen ihre Vorschriften nie der Zeit erliegen? Anders mußte Moses, anders Christus, anders Luther urtheilen, weil ihnen verschiedene Bedingungen gestellt waren.

Die Moral-Philosophie verlangt keine Frömmigkeit, sie verlangt, wir sollen brav und gut seyn. Das können wir, ohne fromm zu seyn; ja die Kirche macht uns nicht besser, tragen wir keine Moral in uns, sie kann uns in diesem Falle höchstes abergläubig machen. Werden ihre Diener uns weniger imponiren, wenn sie das Theater besuchen, oder die Kasino-Bälle? Sollen die jungen Kandidaten der Theologie weniger hoffen lassen, wenn sie tanzen? Es liegt am Tage, daß die Kirche, so wie sie dasteht, als höchstes Gewissens-Tribunal, den Anstand bewahren muß; aber wird der durch ein reges sociales Leben der Geistlichen verletzt? Unsere Zeit ver-

langt von dem Geistlichen nichts anderes, als moralische Kraft und Tüchtigkeit.

Finden sich endlich im Herzogthume Oldenburg und in dem „gesegneten“ Jeverlande Geistliche vor, die den Anstand verletzen, die also ihre moralische, ihre bürgerliche Achtung untergraben, weshalb geht Mallet, fühlt er sich einmal zum Apostel der Wahrheit berufen, dann nicht offener zu Werke? Er muß doch Beweise in Händen haben; er wird sich doch nicht hinter juristische Spitzfindigkeiten verkriechen wollen, hinter den Begriff der Injurie, hinter die exceptionem deficientis legitimationis activæ ad causam. Das wäre für einen Mann, der sich wenig um den Staat und die Polizei kümmert, wenn es der göttlichen Wahrheit gilt, nicht anständig. Es ist moralisch und christlich nicht zu vertheidigen, daß eine ganze Korporation in den Verdacht der Immoralität gebracht wird, weil man den Einzelnen schonen will. Aut Cæsar, aut nihil! Durch die Erklärung: Viele seyen in einem schandbaren Leben befangen, werden Alle verunglimpft. Kann Herr Mallet das verantworten?

Ich kann mich mit Herrn von Kobbe, in Betreff seiner „Erörterung“ über diese Angelegenheit nicht ganz zurecht finden. Seine juristischen Aufstellungen setze ich bei Seite; aber was die „Achtung“, die „tiefe Verehrung“ angeht, die er gegen den „in seinem Eigensinn verharrenden Priester“, dessen „stolzer Nacken“ sich dem Gesetze werde beugen müssen, ausspricht, so scheinen sie mir gegen die Intoleranz übel angewendet. Ein „eigensinniger Priester“, ein Priester mit „stolzem Nacken“ ist das gefährlichste Ding im Staate, in der bürgerlichen Gesellschaft, im Christenthum; und Herr Mallet hat manche Zerwürfnisse in Bremen herbeigeführt. Man kann, in christliche Demuth gehüllt, durch und durch

geistlicher Hochmuth seyn und die Humanität mit der christlichen Liebe treten. Wenn ein „Laie" in seinem Aufsatze: „der finstere Streit zwischen den Predigern Oldenburgs und Bremens" diesen geistlichen Hochmuth einen „Hochmuth in Engelsgestalt" nennt, so hat er allerdings den rechten Namen dafür gefunden; der geistliche Hochmuth ist stets im Heiligenschein der Kirche aufgetreten. Besser wäre es, Herr Mallet wäre statt „geistlichen Hochmuth in Engelsgestalt", eine Engelsgestalt in geistlichem Hochmuth." Dann vielleicht wäre noch von ihm Ersprießliches zu erwarten. Man soll einem Geistlichen, der so peremtorisch und mit dem Schwerte des Wortes auftritt, der nach einer Diktatur ringt, der sich die Oberaufsicht über alle socialen Verhältnisse anmaßt, der Kunst, Poesie, Toleranz und Humanität dem Worte opfert, der seinen Grimm, trotz aller Floskeln von Liebe, seinen Stolz, trotz aller demüthigen Ergebung, nicht verbergen kann, nicht so viel Komplimente machen. Was Herr Mallet auch aus der Bibel citirt, die Vermittelung ist ihm fremd, die Duldung hat er von sich gewiesen, er hat die Bühne für dem Teufel verfallen erklärt, er hat Schiller verumglimpft, er stellt seine individuelle Ueberzeugung als Norm hin und scheuet sich nicht, in der Liebe den Haß zu predigen. Er hat es zu häufig bekundet, wie die Demuth und die Grund-Idee des Christenthums seine That nicht leiten. Aber die Zeit der priesterlichen Hierarchie ist vorüber. Wo sie ihr Haupt erhebt, da soll man gegen sie kämpfen.

Der Mysticismus hat mich von meinem Thema entfernt; auch ihm mußte, in Betreff Hamburgs, sein Recht werden, obschon er nicht gefahrdrohend ist.

Die Hamburger Kirchen haben allerdings böse Schicksale erlebt; Davoust und die Belagerung haben ihnen übel mitgespielt. Die Kirchen St. Petri, Nicolai, Ka-

tharinen und Jacobi wurden zu Pferdeställen eingerichtet. Keine Bitten und Vorstellungen fruchteten hier Etwas; Davoust hielt einmal Nichts für geeigneter zu Pferdeställen, als jene Kirchen. Die Verwüstungen derselben sollen alle Grenzen überschritten haben; nicht die Gräber und Särge wurden von den französischen Kuirassieren verschont; Alles, was beweglich und von Werth war, wurde entwendet. Nach Davoust's Abzug hatten die Hamburger ihre Gotteshäuser neu einzurichten. Das geschah denn auch, mit Berücksichtigung der Bequemlichkeit und Gesundheit der Kirchenbesucher; man belegte sogar zu dem Ende die Fußboden mit Dielen. Freilich verloren die gothischen Bauten durch diese Zustutzung Manches an Symmetrie. Aber einen Vortheil bewirkten die Gewaltthätigkeiten Davoust's; man verstand sich später dazu, die Todten aus dem Bereiche der Lebendigen abzuweisen und dadurch die dumpfige, stickige Atmosphäre zu heben, die schwachen Nerven so nachtheilig ist.

Die Kirchen Hamburgs bieten — mit Ausnahme der Michaelis-Kirche — gleich denen Bremens, wenig Grandiosität und Erhabenheit. Es sind lange Vierecke, mit spitzigem Dach und einem Thurme im Westen; nach allen Seiten hin mit Anhängseln beklebt und nur durch die Thurmspitze ausgezeichnet. Jene fromme Zeit des Mittelalters, die wahre Zeit des Kirchenbaues, ist spurlos an ihnen vorübergegangen, weil sie nicht die Zeit Hamburgs war, das erst — nach der Entdeckung Amerikas — sich zu jenem Ansehen rüstete, welches diese Stadt jetzt so merkwürdig macht. Die letzten Jahrhunderte, die Jahrhunderte der Intelligenz und des praktischen Lebens baueten mit Eifer an Hamburg; die Religiosität und die Poesie traten hier zurück vor anderen Interessen; sie konnten keine Spuren hinterlassen, da sie in der Zeit ihrer Majestät keine Mittel vorfanden in Hamburg, sich ein äuße-

res Ansehen zu verschaffen; Lübeck war die Achse der alten Hansa und Hamburg schmiegte sich an diese Stadt als Bundgenossin, mehr durch sie, als durch sich selbst mächtig.

Die älteste Hauptkirche in Hamburg ist die Petrikirche; sie ist am höchsten gelegen, wie die gleichnamige Kirche in Bremen, die Stadt überragend. Ihr Thurm ist ihre einzige Zierde. 416 Fuß hoch bietet er uns über seine vier spitzigen Giebelzinnen hinaus eine in den schönsten Verhältnissen gebauete Pyramide, die keiner in Deutschland nachsteht. Das Glockenspiel des Thurms, welches sich täglich Mittags, um zwölf Uhr, hörbar macht, trägt angenehme Harmonieen in die Disharmonie des Geräusches der Straßen, liebliche, lichte Klänge, die an den Protestantismus erinnern. Sommers ruft es in der Frühstunde zum rüstigen Tagwerke. Bei dem Taufstein der Kirche erblickt man ein Gemälde, welches Hamburg im Jahre 1520 vorstellt; die nördliche Wand bietet ein anderes, Hamburg im fünfzehnten Jahrhundert veranschaulichend. Auch diese Kirche wird durch Emporkirchen (Lectoren) verunstaltet. Sie sind zweifelsohne ein Resultat der protestantischen Kirche; die katholische bedurfte ihrer nicht, da in ihnen die Predigt Nebensache war. Davoust verordnete in dieser Kirche eine auffallende Feier des Weichnachtsabends. Er ließ im Jahre 1813, am Tage des Festes des Erlösers, eine große Anzahl Bedürftiger: Greise, Weiber und Kinder in die Kirche bringen, wo sie die Nacht über verharren mußten, um am anderen Morgen aus der Stadt geleitet zu werden, die bekanntlich am Hunger litt. „C'est la guerre“ war die Entschuldigung Napoleons, dergleichen Gräueln gegenüber. Die Zeiten sind vorüber, wo man das Anathem über den Gewaltigen aussprach, der vielleicht in späteren Zeiten die Resultate des Krieges gesühnt haben würde; aber ich

verhehle es nicht, das Gemälde Vendixen's welches jenen Vorfall veranschaulicht, erregte die schmerzlichsten Erinnerungen an einen Mann in mir, dem Nichts in dem Wege stand, ein Apostel der Freiheit zu werden. Ob der Krieg sich jemals wieder in der grimmigen Weise zeigen wird? Eine Frage, deren Lösung späteren Zeiten zukömmt. Die französische Revolution war die erste Erschütterung des politischen und socialen Lebens; aber die Saat der Freiheit ging in militairischen Despotismus auf. Heut zu Tage hat sich der Begriff von dem Ruhm und der militairischen Ehre anders gestaltet; man fragt nach edelen Motiven eines Krieges und ist weniger geneigt, den Ruhm an die Resultate der Schlachten, als an die Beweggründe zu knüpfen. Es tagt immer mehr, die späteren Kriege mögen blutiger seyn, aber man wird das moralische Princip bei ihnen geltend machen und sie von jenen Gräueln reinigen, die nur durch verkehrte Begriffe von Ehre herbeigeführt werden. Es ist wohl anzunehmen, daß die Eroberungskriege nach und nach aussterben werden; sie sind vielleicht mit Napoleon schon ausgestorben, den ich nur als den von Gott gesandten Engel mit dem Schwerdte betrachte, welcher der Revolution auf den rechten Weg helfen sollte. Unsere Zeit nagt fortwährend an dem Mechanismus der Soldaten; sie lehrt sie denken, sie zeigt ihnen ein höheres Ziel, als den Ruhm der Kanonen und Bajonette und den militairischen Gehorsam. Man wird einsehen lernen, daß der Kampf für Gott selten etwas mit dem Kampf für den König gemein hat; wir werden die Emancipation des Militairs von dem Rigorismus erleben und jenes sich höheren Rücksichten unterordnen sehen; die Idee wird die Siege herbeiführen, nicht der Feldherr. Schwerlich wird sich jemals wieder ein anderer Held geltend machen können, als der, den die Gottheit dazu ausersehen hat. Der Gedanke der Freiheit

und Selbstständigkeit wirkt Wunder; ihm wird jener blinde Gehorsam, der das erste Gebot des Soldaten ist und denselben zum Thiere herabwürdigt, erliegen.

Die Nicolaikirche ist gänzlich umbauet. Sie hat dadurch jeden Eindruck der Erhabenheit verloren. Hier ist das Denkmal des Bürgermeisters Simon von Utrecht bemerkenswerth, des Besiegers der Strandfriesen. Der Thurm der Kirche ist weniger edel, als der der Petrikirche, doch sonst von ziemlichem Ansehen. Das große Mauerwerk wird von einer Gallerie gekrönt, auf welchen sich ein gemauertes Achteck erhebt, das das Fundament einer, von einer Laterne unterbrochenen Pyramide bildet. Auf derselben liegen acht große vergoldete Knöpfe, die im Sonnenglanze keine übele Anschauung gewähren.

Die Katharinenkirche ist die südlichste und am niedrigsten gelegene. Die Höhe ihres Thurms beträgt 390 Fuß. Derselbe ist von zwei Laternen durchbrochen und unter der obersten Abdachung mit einer kupfernen vergoldeten Krone verziert. Früher ging die Sage im Volke, diese Krone sey durch und durch von Gold, welches aus der Beute der Seeräuber Störtebecker und Gädeke genommen sey, die von dem Hamburger Bürgermeister Nicolaus Schocke besiegt wurden. Die Kanzel ist ein italienisches Kunstwerk und trefflich aus weißem Alabaster und schwarzen Marmor gearbeitet.

Die St. Jacobikirche ist die unscheinbarste Kirche der Altstadt. Sie hat in der neuesten Zeit einen neuen Thurm erhalten, der aber, wegen der Schwäche des Fundaments, nicht ausgebauet werden konnte, sondern gewaltsam geschlossen werden mußte, so daß die Spitze durchaus nicht im Verhältniß zum Thurm steht.

Vorstehende fünf Kirchen sind die eigentlichen Pfarrkirchen Hamburgs, nach welchen die Eintheilung in Kirchspiele stattfindet. Die Nebenkirchen, welche in diesem Au-

genblick noch zum Gottesdienste benutzt werden, sind: die St. Johannis-, die St. Gertrud-, die Waisenhaus-, Spinnhaus-, St. Georg's- und St. Paulskirche auf dem Hamburger Berge. Der Dom, die Heilige Geistkirche, die Marien-Magdalenenkirche und die des Hospitals St. Hiob und des Krankenhauses werden nicht mehr zum Gottesdienste benutzt.

Hamburg hat also, in Verhältniß seiner Größe, wenig Kirchen, und auch diese werden nicht leicht überfüllt; nur ausnahmsweise gewahrt man an den größeren Festtagen einen Drang, Gott zu feiern. Das ist aber wohl mehr Gewohnheit, als Religiosität. Es ist bekannt, die Hamburger Geistlichkeit hat manche hartnäckige Kämpen in geistlichen und selbst politischen Anlegenheiten aufzuweisen gehabt. Indeß jetzt ist ihr Charakter im Ganzen der, wie ich ihn oben bezeichnet habe, und, die wenigen Orthodoxen abgerechnet, die das Dogma von Neuem in Cours zu bringen suchen, die aber wenig gelten vor dem Forum der öffentlichen Meinung, kann man hier keine Ausstellungen machen. Um sich aber einen wesentlichen Einfluß auf ihre Gemeinde vorzubehalten, hat die hamburgische Geistlichkeit es für gut gefunden, die Privatbeichte nicht aufzugeben. Es wird hier am rechten Ort seyn, über dieses Verhältniß Einiges zu sagen.

Fast im ganzen übrigen protestantischen Deutschland ist die allgemeine Beichte, als Vorbereitung zum Abendmahl, eingeführt. Aus ihr bilden sich wesentliche Vortheile, deren hauptsächlichster der ist, daß die geistige Freiheit der Beichtenden durch nichts gestört wird, während sie in der Vorbereitungsrede des Predigers die religiösen Einflüsse des Glaubens empfinden. Die Privatbeichte dagegen, die im Ganzen so wenig mit dem Protestantismus übereinstimmt, überliefert die Beichtenden dem Prediger, der unmittelbaren Einfluß auf sie ausüben kann

und seine speciellen Grundsätze stets als Grundsätze der Kirche und des Glaubens hinstellen wird. Der Beichtende muß sich ihm accommodiren; der Geistliche begnügt sich nicht mit dem Herzen des Beichtkindes, er dringt in Haus und Hof desselben ein, er wird sich eine psychische Gewalt über ihn anmaßen. Das sind Resultate, die mit den Principien unserer Zeit wenig correspondiren, die auch nicht in dem Protestantismus liegen, der die geistige Freiheit als das Urprinzip seiner Lehre annimmt. Die Oeffentlichkeit würde alle mystischen Machinationen verhindern; die geheime Beichte aber gibt ihnen freies Spiel; wo der Mysticismus nicht das Feld behauptet in offener Rede, auf der Kanzel, da wird er sich am Ende durch die Beichte einschwärzen; denn dieser Mysticismus ist von der zudringlichsten Natur. Die Privatbeichte ist ein Stück des Katholicismus und der Hierarchie, die ihrer nothwendig bedarf.

Die Einnahme der Prediger besteht in einer freien Wohnung und dem Gehalte, der theils fest ist, theils in Accidenzien besteht. Seltsam ist es, daß sich Plath in seinen „Ansichten von Hamburg" gegen die Abschaffung der Letzteren erklärt. Er behauptet in dieser Hinsicht: „Selbst diese Bezahlung (wenn man es so nennen will) der einzelnen Amtsgeschäfte sieht ein großer Theil der Gemeindeglieder als ein Band mit ihrem Prediger an, und es kann Niemanden entgehen, mit welcher Freude Mancher, besonders aus den mittleren Ständen, dem Prediger, dem er wohl will, mehr gibt, als die bestimmte Gebür. Er fühlt es, und dieses Gefühl spricht sich sichtbar genug aus, er beweist dem Mann, den er achtet und liebt, seine Anhänglichkeit durch ein solches Geschenk, das, vielleicht für den Empfänger sehr unbedeutend, dem Geber bedeutend erscheint. Und auch auf der andern Seite würde, sollten die Accidenzien ganz abgeschafft werden, dem Geist-

lichen manche Gelegenheit genommen werden, durch Zurückweisung der Gebür dem Unbemittelten seine Theilnahme und Hülfe zu beweisen." Das sind Gründe, die hie und da auf Einzelne Anwendung finden mögen, im Allgemeinen aber wenig haltbar sind. Plath meint, dadurch das Band zwischen Prediger und Gemeinde enger zu schließen. Ich halte dafür, daß hier mehr Disharmonie, als Harmonie herbeigeführt wird. In Bremen liegen wenigstens, in Betreff dieser Sache, die augenscheinlichsten Beweise vor. Die dortigen Domprediger sind auf Sporteln angewiesen, auf die Mildthätigkeit ihrer Gemeinde. Am Neujahrstage werden ihnen von Allen, die nur einigermaßen dazu im Stande sind, Geldgeschenke zugesandt. Was ist das Resultat davon? Nach Neujahr, einen ganzen Monat hindurch, halten die Prediger des Doms einen Umzug — bei ihrer Gemeinde? Nein bei Denjenigen, die ihnen Geld geschickt haben. Die Gemeinde ist ihnen zu groß; aber sie müssen sich dankbar erweisen, die Sitte will das so. Wenn das Harmonie zwischen den Dienern der Kirche und ihrer Gemeinde herbeiführen soll, so macht sich freilich die Sache leicht. Zudem sind mehre Prediger an der Kirche; der Eine ist beliebter, als der Andere; dem Einen wendet sich Alles, dem Andern Keiner zu. Das Beliebtseyn beruhet nicht immer auf Achtung, wahrhaftig nicht! Man weiß sich anziehender, gefälliger zu machen, man kokettirt mit der Gemeinde, man ringt nach der Gunst derselben mit allen kleinen Kunstgriffen der Socialität, und man ist der Mann der Gemeinde, dem Alles zuströmt. Wie nachtheilig muß dergleichen auf die Amtsbrüder einwirken, denen, bei allem Streben, jener Takt fehlt, der sie der Aristokratie, wie den Nähterinnen zugänglich macht. Sie sehen leere Kirchen und fühlen leere Taschen. Es ist nicht gut, daß man den Prediger von der Gemeinde abhängig macht; der menschliche

Theil Sr. Hochwürden, die Familie und Kinder, werden ihn häufig zu Dingen verführen, die sich wenig mit seiner geistigen Stellung in Einklang bringen lassen. Ich habe Beispiele in Bremen erlebt, daß Prediger gar nicht lange in der dumpfigen Stickluft der „Keller" verharren konnten, wenn sie sich oben, in den Salons, ganz behaglich fühlen. Wie vernichtend muß es auf den Armen einwirken, der gern geben möchte und nichts zu geben hat und der nun bei seinem Prediger nicht die Innigkeit und Theilnahme bemerkt, die dieser dem Reichen zollt. Nicht alle Geistlichen mögen also handeln, aber es gibt deren. Die aber Anlagen zu solcher Handlungsweise haben, werden durch die zufälligen Einnahmen ganz und gar bestimmt werden und am Ende mit dem Worte Gottes Industrie treiben. Nein! es ist nichts wünschenswerther, als daß die Geistlichkeit auf einen festen Gehalt hingewiesen ist. Er wird sie einestheils unabhängig hinstellen, anderntheils aber vor allem geistigen Wucher bewahren. Muß es nicht mit der tiefsten Indignation erfüllen, wenn man die Heiligkeit der Kirche nach Brod umher laufen sieht, wenn man die Diener Gottes nur die Hand drücken sieht, die ihnen Spenden brachte, wenn man die Verfechter Christi um die Gunst ihrer Beichtkinder buhlen sieht, wenn hinter dem Altare der Zoll für Wein und Oblate erhoben wird: hundert Thaler, zwanzig Thaler und vier Groschen? Ich muß hier eines spaßhaften Vorfalls Erwähnung thun, der sich mit einem Geistlichen im Oldenburgischen ergab. Derselbe wurde zu einer todtkranken Frau berufen, die nach der letzten Gnade verlangte, nach Christi Leib und Blut. Der Geistliche wohnte mehre Stunden Weges entfernt, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund, geschweige denn einen wohlbestallten Prediger, hätte hinaus jagen sollen. Mein Pastor war dazu ein bequemer Mann und ziemltch vorurtheils-

frei. Er fragte den Mann der Sterbenden, der ihm die Aufforderung in Person zubrachte: „Ist es der aufrichtige, freie Wille deiner Frau, das heilige Sacrament des Abendmahls zu empfangen?" „„Ja, Herr Pastor"". „Nun, dann ist es eben so gut, als wenn sie es erhalten hat. Gehe in Gottes Namen nach Hause und hinterbringe deiner Frau diese Tröstung. Der Herr sey mit ihr". Der also Abgefertigte that, wie ihm geheißen war. Die Frau starb bald darauf. Nach dem Begräbniß verlangte derselbe Prediger die ihm zukommenden Leichengebüren von dem Wittwer. „Ist es Ihr aufrichtiger Wille, Herr Pastor, daß Sie das Geld haben wollen?" fragte ihn dieser. „„Allerdings."" „Nun dann ist es eben so gut, als wenn Sie es erhalten haben." Aber nicht alle Beichtkinder würden diese Angelegenheit so ironisch behandelt haben, wie jener Bauer, der sich auf Spaß verstand. Ein Anderer hätte im tiefsten Herzen durch die Fahrläßigkeit des Herrn Predigers verwundet werden können.

Ich habe bereits des Johanneums und Gymnasiums erwähnt. Das Letztere ist ein Mittelding zwischen Schule und Universität und jedenfalls für unsere jetzige Zeit überflüssig. Die Ursachen, die es vor zwei Jahrhunderten in's Leben riefen, mochten, welcher Art sie wollten seyn, ich glaube nicht, daß man heut zu Tage noch einen Grund für die Beibehaltung dieser Anstalt anführen kann. Zur Zeit der Entstehung des Gymnasiums war es wohl nicht bloße Ruhmsucht, die Hamburg mit anderen Städten rivalisiren ließ und es bewog, eine Art von Hochschule zu stiften, wie sie in Bremen und Stade existirten. Man zog es vor die jungen Hamburger an ihre Vaterstadt zu fesseln. Zudem spukte in jenen Städten der Kalvinismus, man fürchtete von ihm für das Lutherthum und hielt es für rathsam, hier Vorkehrungen zu treffen. Aber was soll jene Anstalt jetzt, da sich die Uni-

versitäten so sehr gehoben haben und das Johanneum alle Mittel umfaßt, die für die Vorbildung zur Universität nothwendig sind. Bremen hat sein gymnasium illustre eingehen lassen, weil es die Zwecklosigkeit desselben erkannte. Warum hält Hamburg an ein Institut, dessen bedeutende Mängel und Halbheit nicht durch einen Vortheil kompensirt werden. Es wird Keiner verhindert, von dem Johanneum sofort zur Universität überzugehen, Keiner kann dagegen seine wissenschaftliche Ausbildung zum Staatsdienste mit dem Gymnasium schließen; er muß sein Universitäts-Triennium bescheinigen. Nur Wenige ziehen es vor, von diesem Mitteldinge Nutzen zu ziehen. Was ihnen die Universität in Fülle zur Auswahl bietet, das erhalten sie hier dürftig und fragmentarisch. Der Rector des Gymnasiums hat die Pflicht der Abfassung von Denkschriften über das Leben der angesehensten Männer des hamburgischen Staats. Zu diesen werden von Amtswegen die vier Bürgermeister, der älteste Syndikus, der älteste Senator und der Senior des Ministeriums gerechnet. Ehemals durfte auch der Rector des Johanneums dazu gezählt werden. Was soll man zu diesem Bocksbeutel der Denkwürdigkeit und Angesehenheit sagen? Also schon der zweite Senator ist von der Unsterblichkeit des Gymnasiums ausgeschlossen. Dieser ersprießlichen Resultate wegen — wenn sie anders beibehalten sind — hat man doch wohl nicht das Gymnasium erhalten? Im Jahre 1813 belief sich die Anzahl der Gymnasiasten auf Einen, dem sechs Professoren vorlasen; später hat sie um einiges zugenommen. Erst vor einigen Jahren hat man es noch einmal versucht, der Anstalt neuen Schwung zu geben; man rekrutirte das Lehrpersonal, das ich hier kurz charakterisiren will.

Hipp ist ein sehr betagter Mann, Mathematiker und eleganter lateinischer Stylist. Petersen, aus Kiel ge-

bürtig, vereint mit vielfachen Kenntnissen großen Eifer und gehört zu den Notabilitäten im Lehramte der Geschichte und griechischen Philosophie. Er ist bekannt durch seine Geschichte über die Kategorien der Stoiker. Wurm, dessen ich schon früher erwähnte, ist, gleich wie sein Vorgänger Hartmann, durch Herrn von Hostrup zum Professor poussirt worden. Er trägt die Haare gescheitelt nach beiden Seiten und den Mantel auf beiden Schultern; man ist bis jetzt noch nicht daraus klug geworden, ob er servile, oder liberale, orthodoxe, oder neologe Ansichten hat. Sein englischer Konstitutionsspleen ist das sicherste Prädikat dieses Professors, der durch Börne's Briefe so berühmt geworden ist.

Das Johanneum zerfällt in zwei Abtheilungen, die in demselben Gebäude unter einem Direktor vereint sind und dieselben Lehrer haben. Die gelehrte und die Bürgerschule werden durch diese beiden Abtheilungen gebildet. Die Erstere besteht aus drei, die Letztere aus fünf Klassen. Jene ist für die Vorbildung zur Universität, diese für den Handelsstand bestimmt. Das Lehrpersonal besteht aus einem Direktor, sechs Professoren, achtzehn Kolloboratoren, drei Lektoren der neueren Sprachen, einem Schreib- und Rechnen- und einem Zeichnenlehrer. Der Direktor und vier Professoren haben freie Amtswohnungen, die beiden andern Professoren erhalten dafür eine Entschädigung in Geld.

Die Professoren des Johanneums erhalten jährlich einen Gehalt von 24,000 Mark Banko und einen Antheil an dem Schulgelde. Die Schule ist stets besucht und somit sind ihre Einkünfte bedeutend, ohne daß sie übermäßig arbeiten müssen: es liegt ihnen nur die Pflicht ob, wöchentlich vier und zwanzig Stunden zu unterrichten. Dagegen sind die Professoren des Gymnasiums weit schlimmer daran; ihr Gehalt beläuft sich nicht auf mehr,

als der der Professoren am Johanneum; aber sie haben keine Hoffnung auf ein bedeutendes Honorar, da der Zuhörer wenige sind.

An der Spitze des Johanneums steht Kraft. Er ist ein guter Mann, Lexikograph und dabei ein Direktor, der auf Disciplin hält. Wenn diese Eigenschaften in jetziger Zeit, wo man weniger gelehrten Mechanismus, als geistiges Leben verlangt, und Philologie überhaupt gar nicht, für Hamburg genügen, so ist Gurlitts Stelle sehr gut besetzt worden. Lappenberg ist ein fleißiger und geistreicher Geschichtsforscher; Ullrich ein eleganter Alterthümler, social, voll geistreicher Suada, aber ohne Kern und zeitgeschichtlichen Charakter. Professor Müller ist eine lateinische Mittelgutssorte. Die Uebrigen erfüllen ihre Pflicht und dociren nach Kräften. Unter den Kolloboratoren hat Eduard Meier einen Namen erlangt. Als Deutschland schwieg und von dem gewaltigen Puff Börne's ganz verblüfft war, da raffte sich dieser jugendliche Spartaner und achtzehnte Kolloborator am Hamburger Johanneum zuerst auf, räusperte sich, ergriff die Feder — nein! zuvor blickte er nach dem Hamburger Senat — und schrieb jene Brochüre, die durch Börne's „Briefe“ und noch früher durch Riesser's Antwort, Unsterblichkeit erlangte. Wenn ich nicht irre, so rief er: „Hepp! Hepp! Börne! Börne!“ statt „Sieg, oder Tod!“ und Israel war dies Mal bei der Hand, es sandte seinen Engel Gabriel, und Eduard Meier nahm sich vor, seine Schriftstellergier zu mäßigen und nie etwas mehr zu schreiben. Aber der Fremde, der nach Hamburg kömmt, versäume es nicht, sich Eduard Meier zeigen zu lassen.

Durch Zimmermann's Hinscheiden hat das Johanneum einen tüchtigen Lehrer verloren. Er starb vor einem halben Jahre im Krankenhause, und zwar in Geisteszerrüttung. Als Lehrer war er der Liebling seiner

Schüler, weil er den Geist der Klassiker von philologischer Pedanterie rein hielt, einen lebendigen, anziehenden Vortrag entwickelte und durch seine freie und liebenswürdige Persönlichkeit allen Zwang des Umgangs entfernte. Die Gelehrsamkeit hatte seine Socialität nicht untergraben, er war ein männlicher Charakter, den Napoleon in die Acht erklärte. Seine schwache Seite war immer die Beurtheilung der Hamburger Schauspieler. Bei aller dramaturgischen Begabtheit konnte er sich nicht von den Einflüssen der Hamburger Theater-Direktion emancipiren. — Unglückliche Familien Verhältnisse wirkten störend auf ihn ein, seine heitere Laune schwand in Düsterheit, die sich bis zum Wahnsinn steigerte, nachdem ihn der Tod einer Tochter, des einzigen Wesens, was er noch auf Erden liebte, beraubt hatte. Lange vorher, ehe seine geistige Zerrüttung sich deklarirte, (betrübt lächerliche Schul- und Reisescenen gehören hierher) spukte sie auf seinem kräftigen Gesicht, das immer dunkler und zerrissener wurde. Er hatte nirgends Ruh. Nur nach den Juliustagen wurde er stürmisch lustig. In den Tagen des Hamburger Tumults, als Maltitz sich vorsichtig auf seinem Zimmer verschloß, sah man Zimmermann an seinem gewöhnlichen Standpunkte, dem Alsterpavillon, im Feuer seiner Jugendjahre. Heine meinte damals, Maltitz fürchte, von dem Volke zum unfreiwilligen Masaniello gemacht zu werden. In der That, der Verfasser der „Pfefferkörner" müßte sich wirklich ergötzlich als Harangueur der Handwerksburschen auf einer Tonne ausgenommen haben.

Ich schließe mit der Militair-Verfassung. Das Kriegswesen in den freien Städten ist theils Nothwendigkeit, theils Spielerei. Die Kriegsvölker des Hansabundes, seine Flotten, sein Alexander von Soltwedel sind todte Erinnerungen, Antiquitäten; es gibt keine Seeräuber zu bekämpfen, keinen Claus Störtebecker und Mi-

chael Gädeke; keine staatsumwälzenden Unruhen sind zu besorgen; die Geschichte hat dafür gesorgt, daß Alles ruhig nnd friedlich abgeht in den freien Städten. Seit 1813 hat sich das Hamburger Militair nur an einigen Tumulten in den Waffen zu üben gehabt. Als außerordentliche Auszeichnung dafür erhielt man Käse, wie Heine meinte, das Linien-Militair Schweizer-, das Bürger-Militair Holländischen Käse. Der Kommandant des Letzteren gab späterhin eine Schrift über die ewig denkwürdigen drei Septembertage heraus, in welcher er sich die Ehre der Beschwichtigung des Aufruhrs beilegte. Dieser Mensch war mehr, als Cicero, er war Cicero und Salust zugleich, er dämpfte und beschrieb die Katilinarische Verschwörung, aber er war immer kein Rathsherr Nikolaus Schocke, oder kein Bürgermeister Simon von Utrecht. — Die jetzigen Hamburger Bürgermeister sind so wenig, wie die der übrigen freien Städte, für den Kriegsdienst geeignet, sie lassen sich Magnificenzen tituliren, (ein Wort, das wirklich von imponirender Ruhe und holländischer Gravität zeugt,) aber sie nehmen kein Banner mehr in die Hand, und halten sich ganz ruhig auf dem Rathhause, um von hieraus das Gesetz zu handhaben, wenn es vielleicht blutige Köpfe setzen sollte.

Die hanseatische Legion bildete sich, zur Zeit des Befreiungskrieges, aus Lübeckern und Hamburgern; sie hat einiges im Kriege geleistet, wie solches die Gedächtnißtafeln in den Kirchen beweisen. Bei der Görde und bei Möllen kämpfte sie nicht ohne Kraft der früheren Zeit. Der hanseatische Verein, der aus jener Legion hervorging, feiert jetzt durch Unterstützung hülfsbedürftiger Kameraden und alljährlich auch durch Essen und Trinken das Andenken an jene Zeit.

Das jetzige Linien-Militair ist wenigstens tausend Mann stark und wird von dem Obristen Stephany befehligt,

der, früher in russischen Diensten, später durch eine Heirath diese oberste Militair-Stelle erhielt. Es besteht aus Infanterie, 66 Mann Artillerie und 72 Mann Kavallerie, und wird gemeiniglich mit dem Namen: Hanseaten belegt. Heine deutete durch den Schweizer-Käse darauf hin, wie wenig jenem eigentlich dieser Titel zukomme. Die Uniform ist nach russischem Schnitt eingerichtet.

Außerdem macht sich das Bürger-Militair bemerkbar, das gewöhnlich, bei stattfindenden Tumulten, mit Gewehr im Arm an die Straßenecken gestellt wird und die Ruhestörer bitten muß, in Frieden nach Hause zu gehen. So lange sich der Gemeine dabei nicht in Branntwein übernimmt, ist diese friedliche Art, Krieg zu führen, zu loben; aber ich hätte beinahe im September des verhängnißvollen allgemeinen Revolutionsjahres das Leben unter den Bajonetten dieser ruhigen, gemüthlichen Leute verloren, über die der Branntweins-Enthusiasmus kam. Drei von ihnen preßten mich, der ich an nichts Arges dachte, an eine Hausthür, die unglücklicherweise verschlossen war; man hielt mir das Bajonett vor, man drohete, mich zu massakriren. Wäre nicht der Officier, als Retter in der Noth herbeigeeilt, ich könnte keine hamburgischen Skizzen mehr entwerfen. Derselbe brachte die Wilden durch den flachen Säbel zu einiger Besinnung und befahl mir, fortzueilen. Was geschah? Der Eine dieser Wüthenden warf mir das Gewehr mit vorgestecktem Bajonette nach. Ich segnete den Branntwein, der seinen Arm lähmte. — Auch in Bremen hatte man einst das Bürger-Militair zur Beschwichtigung eines Tumults kommandirt. Ein ganzes Bataillon hielt Nachts in der Börse Wache. Aber wenn der Tumult in den Straßen gefährlich gewesen war, so wurde der in der Börse unausstehlich. Die ganze Nacht hörte man von hier aus:

„ein freies Leben führen wir!“ Die Nachbaren erklärten sich insgesammt dahin, sie wollten lieber auf den Himmel bauen und hoffen, er werde den Aufruhr dämpfen, als auf die Bürgergarde, die ein Uebel durch das andere zu vertreiben suche.

Das Bürger-Militair in den freien Städten kostet — das ist gewiß — viel Geld; denn man ist hier nicht mit der einfachen Armirung und Uniform zufrieden, sondern treibt Prunk mit der Sache. So bietet das Frankfurter Bürger-Militair eine wahre Soldaten-Illumination, eine Musterkarte von Uniformen. Das Hamburger Bürger-Militair ist am einfachsten uniformirt und gut eingeübt. Jeder muß sich hier, wie in den übrigen freien Städten, Waffen und Uniform auf eigene Kosten stellen.

Die Bewaffnung der Bürger, wie sie jetzt in Lübeck, Bremen und Hamburg beschaffen, ist allerdings dem früheren Bürger-Militairwesen vorzuziehen. Es war eine lahme Miliz, oft sah man Gesunde und Krüppel durcheinander; wer zahlen konnte, vermochte sich von allem Dienst frei zu machen. An ein Exercitium war nicht zu denken, noch weniger an einen Geist.

Mit diesem letzten Zweige des Staats glaube ich so ziemlich am Ende der hamburgischen Merkwürdigkeiten zu seyn. In weitläuftige Detaillirungen konnte ich mich nicht einlassen; ich versprach nur Skizzen, und diese Umrisse werden den Geist Hamburgs zur Genüge bezeichnen, und meine Behauptung rechtfertigen, daß diese Hansestadt sich von dem alten reichsstädtischen Philisterismus zu weltbürgerlichem Charakter emporgeschwungen, dem freilich der Materialismus und seine Auswüchse beengend entgegentreten. Hamburg steht in der Fülle des Lebens, mit allem Glanze desselben geschmückt, im kräftigen Mannesalter, am Elbstrom. Nicht zurückgezogen, wie Bremen, nicht von dem Ruhm der Vergangenheit

zehrend, wie Lübeck, sondern frei und ungezwungen, auf dem Zenith der Gegenwart, schaut es in vollem Selbstbewußtseyn mit seinen Thürmen auf die bewegte Zeit und die Welt herab, in voller Thätigkeit und von allem Vortheil ziehend.

Nachwort.

Wie ich schon hie und da bemerkt, es war nicht meine Absicht städtische Beziehungen zu entwickeln und mich in Lokalitäten zu verkriechen, die für ein deutsches Publikum ohne Interesse sind, sondern höchstens jene Patrioten interessiren, die über das Weichbild ihrer Städte nicht hinaus können, deren Gedanken nicht weiter reichen, als die Thürme ihrer Vaterstadt. Der Grund-Charakter der freien Hansestädte sollte von mir vorurtheilsfrei angegeben werden; topographische und statistische Weitläuftigkeiten wird man in meinen Skizzen vergebens suchen. Es ist mir gleichgültig, wann diese, oder jene Kirche erbaut ist, welche Dykasterien im Rathhause ihren Sitz haben, welche frommen Leute diesen Altar gestiftet und jenes Hospital gegründet haben; und ich glaube, es wird den meisten meiner Leser eben so gleichgültig seyn, wie mir. Sind dergleichen Dinge hie und da berührt, so fand ich die Erwähnung für meinen Hauptzweck nothwendig.

Wir leben jetzt glücklicherweise in einer Zeit, wo man die Menschheit höher im Preise anschlägt, als die Häuser, ja sogar höher, als die Rath- und Gotteshäuser. Wir leben in einer schönen Zeit, in der Zeit des Lebens. Auch die Bremer seh' ich noch dahin gelangen, daß sie auf ihre Freiheit mehr halten, als auf den Roland. Mit dem Leben aber hab' ich mich in meinen Skizzen beschäftigt; ich habe ringsum an die socialen Zustände der freien Hansestädte angeklopft, an die Humanität und den Philisterismus, an den Zeitgeist und die alte Sitte, an die Religion und an den Mysticismus, an das Rathhaus und

die alten Pergamente; ich versuchte es sogar, die Letzteren einigermaßen von dem Schimmel und dem historischen Staub früherer Jahrhunderte zu reinigen. Die verschiedenen Notabilitäten der freien Städte hab' ich besprochen; ich habe sie kurz und gut an ihren Geist gefaßt, ohne mich lange bei ihren Werken aufzuhalten, die oft nur an den Verhältnissen leiden. Wenn ich in Bremen den Vorsteher der gelehrten Schule, den Professor Weber überging, so mag er mir das verzeihen; ich achte ihn, nach Allem, was ich von ihm gehört habe, aber ich bin nicht in lebendige Berührung mit ihm gekommen, ich kenne ihn sogar mehr von Hörensagen, als aus seinen Werken. Senator Droste, der allerdings zu den bremischen Notabilitäten gehört, hab' ich mit den zwei Worten: scharfsinnig und human, zur Genüge charakterisirt; er ist ein Ehrenmann, ohne alle Auswüchse des Philisterismus. Sein Verfahren, als Richter, gegen die berüchtigte Gottfried, hat ihm für alle Zeit jene beiden Prädikate als Eigenthum erworben. Er wird sich damit begnügen können.

Hie und da mag ich mich in thatsächlichen Angaben geirrt haben; was aber den Charakter der Hansestädte betrifft, so glaube ich, ihn wahr geschildert zu haben. Mich haben keine Vorurtheile geleitet, noch weniger persönliche Rücksichten. Um das Achselzucken der Philister kümmere ich mich nicht, so wenig wie um den Ingrimm der Patrioten, die an den Mauern kleben und es nicht dulden können, wenn man ihrem Tabakshandel nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt und die Bibelgesellschaften, die Missions-Vereine, die Kranken- und Waisenhäuser nicht mit der Ehrfurcht betrachtet, die sie davon erwarten. Es ist heut zu Tage nichts Anderes mehr heilig, als das Menschenrecht; die Humanität ist die einzige wahre Religion Christi. Sie wird nicht das Anathem über mich aussprechen.

Berichtigungen.

Seite 1,	Spalte 6,	von unten,	lies,	statt	„den“,	der.
„ 16,	„ 2 u. 14,	von oben,	lies,	statt	„fovis“,	foris.
„ 16,	„ 16,	von unten,	lies,	statt	„Einem“,	Einen.
„ 17,	„ 16,	„	„	„	„zieht“,	reiht.
„ 31,	„ 4,	„ oben,	„	„	„patriotischer“,	patricischer.
„ 33,	„ 15,	„ unten,	„	„	„Einem“,	Einen.
„ 37,	„ 7,	„	„	„	„Kirche“,	Reihe.
„ 46,	„ 9,	„ oben,	„	„	„patriotischen,“	patricischen.
„ 119,	„ 12,	„	„	„	„prunkvoller“,	prunkloser.
„ 163,	„ 12,	„ unten,	„	„	„Jahrhundert“,	Jahr hundert.
„ 165,	„ 5,	„	„	„	„Perugoins“,	Perugino's.
„ 186,	„ 17,	„ oben,	„	„	„Zuccurini“,	Zuccarini.
„ 192,	„ 10,	„	„	„	„Extremität“,	Extraneität.
„ 192,	„ 1,	„ unten,	„	„	„dem“,	den.
„ 233,	„ 6,	„ oben,	„	„	„Vergnügen“,	Vorgängen.
„ 266,	„ 1,	„ unten,	„	„	„mag“,	mögen.
„ 297,	„ 10,	„	„	„	„poetische“,	praktische.
„ 302,	„ 16,	„	„	„	„justinianischen“,	justinianeischen.

Georg Konrad
Buchbindermeister
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beurmann, Eduard,

Skizzen aus den Hansa-Städten ...

Hanau 1836

Germ.sp. 52 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018583-8